Christliche Kirchengeschichte

von

Johann Matthias Schröckh,
ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Universität Wittenberg.

Siebenter Theil.

Leipzig,
bey Engelhart Benjamin Schwickert,
1780.

Kirchengeschichte

von

Johann Matthias Schröckh,

ordentlichem Lehrer der Geschichte auf der Churfürstlichen

Universität zu

24828

Siebenter Theil.

Vorrede.

Mit dem Anfange dieses Theils hatte ich den Entschluß gefaßt, sowohl demselben, als den folgenden Theilen, eine viel stärkere Bogenzahl, als die nächst vorhergehenden hatten, zu geben, damit jeder derselben desto weiter in der Geschichte fortrücken, und ebendadurch auch die Anzahl der noch rückständigen Bände des Werks desto mehr vermindert werden möchte. Bey dem gegenwärtigen Theile konnte ich zwar diese Absicht nicht erfüllen, weil die für die Ausarbeitung deßelben bestimmte Zeit schon längst verfloßen ist; aber künftig hoffe ich solches würklich zu leisten.

Wie nothwendig diese Einrichtung sey, empfinde ich jezt mehr als jemals, da ich mich in dem Zeitalter des Chrysostomus, Hieronymus, Augustinus, und so vieler andern berühmten Lehrer, fruchtbaren Schriftsteller, und auf ihre Zeitgenoßen, ja auf die Nachwelt selbst, sehr würksamen Männer befinde. Ich suche alles begierig auf, was dazu dienen kann, diese Menge merkwürdiger Personen, Begebenheiten, Schriften und Meinungen, für die Leser in einen engern, und eben darum zum Ueberschauen bequemern Gesichtskreis zusammen zu ziehen; ohne daß dadurch einige Verwirrung oder Dunkelheit verursacht würde. Das neue Buch dieses Zeitraums, deßen Geschichte der gegenwärtige Theil anfängt, schließt daher nur sieben und sechszig Jahre in sich; und begreift doch fast alle ansehnliche Lehrer und Schriftsteller der Christen, die sich nach dem großen Constantinus, beynahe hundert Jahre lang, hervorgethan haben. Daß dieses Buch sich eben mit dem Tode des Kirchenlehrers Augustinus endigt, wird hoffentlich ein jeder billigen, der es weiß, von welcher Wichtigkeit das Ansehen und Beyspiel, die Lehrart, die Streitigkeiten und Schriften dieses Bischofs auf viele Jahrhunderte hinaus geblieben, und es gewißermaaßen noch sind.

Eben so habe ich auch bey diesem Theile von neuem untersucht, ob die besondere Methode der Erzählung und Verbindung der Begebenheiten unter

ter einander, noch einer erheblichen Verbeßerung fähig sey. Was ein gelehrter Kunstrichter bey dem vorhergehenden Theil angemerkt hat, daß die Nachrichten von gewißen Materien und Einrichtungen in der Kirche, die zusammen Ein Ganzes ausmachen, doch nicht beysammen stünden; diese Beobachtung hat sich mir schon bey einigen frühern Theilen des Werks dargeboten. Allein es ist beynahe unmöglich, dieser kleinen Unbequemlichkeit ganz abzuhelfen. Diese Geschichte wird nicht nach einer bloßen Materienordnung geschrieben; so daß, derselben zu Folge, wie in einem akademischen Compendium, unter den Artikeln, Geschichte der **Lehrer**, der **Lehre**, des **öffentlichen Gottesdienstes**, und dgl. m. alles zusammen gefaßt würde, was zu einem jeden derselben gehörte. Die Realmethode wird darinne mit der chronologischen, so viel es nur immer möglich ist, auf das genaueste verbunden: und sowohl merkwürdige Personen als Begebenheiten werden dergestalt beschrieben, wie es am dienlichsten zu seyn scheint, um ihre Würksamkeit richtig beurtheilen zu können. Daher können manchmal vorübergehende Wiederholungen, oder Trennungen verwandter Materien vorkommen, die es im Grunde nach der Absicht dieses Werks nicht sind. Bey dieser ist es stets mein Augenmerk, jede Sache oder Person gerade an den Ort zu stellen, wo sie sich am meisten ausgezeichnet hat; aber auch alles in denjenigen Zusammenhang zu bringen, durch welchen sich das Folgende immer leichter aus dem Vorhergehenden

erklären läßt. In dieser Betrachtung habe ich, selbst mitten unter der angefangenen Ausarbeitung dieses Theils, Materien und Ordnung, die ich anfänglich für denselben bestimmte, geändert, weil mir der neue Entwurf darüber, weit vortheilhafter zu seyn dünkte. Ob ich hierinne recht geurtheilt habe, werden geübte Leser, welche diesen Theil in ununterbrochener Folge durchlesen wollen, bald einsehen. Es würde ihnen sogar eine unangenehme Einförmigkeit verursachen, wenn ich einen oder mehr Bände bloß mit Lebensbeschreibungen der berühmtesten Lehrer dieser Zeit, und Auszügen ihrer Schriften, anfüllen wollte. Ich habe mich vielmehr bemüht, sie nach und nach mit denselben dergestalt bekannt zu machen, daß immer Begebenheiten mit Schriften und Meinungen, Personen mit Handlungen und beträchtlichen Veränderungen, welche sie gestiftet haben, verbunden werden. Jeder dieser Lehrer also wird zwar mitten im Lauf der Streitigkeiten, oder andern merkwürdigen Vorfälle, an denen er einen Hauptantheil hatte, am vollständigsten geschildert werden können: wie **Athanasius** und **Hilarius** in den **Arianischen** Händeln; **Augustinus** in den **Pelagianischen** und **Donatistischen**, und so weiter andere. Aber es wird auch keine Gelegenheit, sie zu betrachten, vorbeygelaßen, bey welcher sie selbst zu ihrer Ehre, oder zu ihrer Schande, aufgetreten sind. So kommen im gegenwärtigen Theile Auszüge aus einigen der vornehmsten Schriften des **Chrysostomus**, **Ambrosius** und **Augustinus** unter den Nachrichten

vor,

vor, welche von dem Zustande der Heyden und Juden ertheilt werden.

Ich habe die Fortsezung dieses Werks versprochen: und meine ungemeine Neigung zu der darinnen enthaltenen Geschichte, würde mich schon allein dazu verbinden; aber ich hätte schon längst eine Bedingung hinzusetzen sollen. Es wurde zu Leipzig angefangen, wo ich nicht allein auf die öffentlichen Büchersäle, und auf die Sammlungen meiner Freunde und Bekannten; sondern überhaupt und vornemlich auf einen allgemeinen Zusammenfluß von Büchern aller Länder, rechnen konnte. Diese Rechnung ward sehr bald durchstrichen; unterdeßen habe ich doch über den sich oft regenden Mangel an historischen Hülfsmitteln, öffentlich keine Klage geführt. Denn ich antwortete mir auf diese zum voraus, was jeder Leser darauf zu antworten berechtigt war: man könne ein angefangenes Gebäude ohne Bedenken abbrechen, zu deßen Errichtung es oftmals an den nöthigen Werkzeugen fehlt. Bisher habe ich, wiewohl mit ziemlich anhaltender Beschwerlichkeit, auch unter unangenehmen Folgen auf das Werk selbst, diese Schwierigkeit zum Theil überwunden. Sollte sie jedoch einen für mich zu hohen Grad von Stärke erreichen: so wird mich nichts abhalten können, dasjenige auszuüben, was ich stets vor eine sehr wahre und weise Vorschrift gehalten habe, daß man nicht ohne eine dringende Noth wider den Strohm schwim-

men

men müsse. Es giebt Fälle genug, da es ein Gelehrter mit unerschrockenem Muthe zu thun schuldig ist; aber schriftstellerische Arbeiten, vorzüglich von der historischen Gattung, können nie ohne sehr merklichen Schaden, der unentbehrlichsten Hülfsmittel entrathen. Man verbirgt einen solchen Mangel vor dem großen Hauffen leicht; aber vor Kennern wird und kann man ihn niemals verbergen. Wittenberg, den 20. December des Jahrs 1780.

Christliche Kirchengeschichte.

Siebenter Theil.

Ausführliche Geschichte
des
Zweyten Zeitraums.

Drittes Buch.

Geschichte der christlichen Religion und Kirche, vom Tode des Kaisers Julianus, bis zum Tode des Kirchenlehrers Augustinus.

Vom Jahr 363. bis zum Jahr 430.

Geschichte
des Römischen und anderer Reiche.

Nach dem Tode des Kayſers Julianus, der gewiſſermaßen der fürchterlichſte, und in der That der ſchlaueſte Feind der Chriſten geweſen war, den ſie bisher gehabt hatten, ſchien eine Zeit der neuen und verſtärkten Ruhe, Ordnung und äußerlichen Glückſeligkeit, für ſie anzubrechen. Sie waren noch zu mächtig, als daß ſie hätten befürchten dürfen, die kurze und wankende Oberherrſchaft des Heidenthums möchte von langer Dauer ſeyn: und ein chriſt-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. licher Fürst auf dem Throne, war im Stande, den Schaden, welchen sie durch den Julianus erlitten hatten, sehr geschwind zu ersetzen. Durch ihre ehemaligen Fehler gewarnet, konnten sie jetzt dieselben desto glücklicher vermeiden. Sie hatten aus der empfindlichsten Erfahrung gelernet, wodurch ihre Religion liebenswürdig und gemeinnützig; aber auch, von ihnen gemißbraucht, anstößig und schädlich werden könnte; welches die edelsten Mittel wären, sie immer mehr auszubreiten; und wie wenig oft bisher ihre Sitten den Namen der christlichen verdient hätten. Endlich hatten sie auch so viele geschickte Lehrer, welche wußten, was eigentlich Christenthum sey, wie es empfohlen, angewandt und ausgeübt werden müsse, daß man sich von ihren Bemühungen für dasselbe, zumal nach einem durch Widerwärtigkeiten geschärften Nachdenken, mehr als jemals versprechen konnte.

Gleichwohl erfolgte in den nächsten siebzig Jahren nach dem Julianus, welche die Geschichte des gegenwärtigen Buchs umschließen, nur ein Theil dieser wünschenswerthen Veränderung unter den Christen. Die ungestörte Freyheit ihres Religionsbekenntnißes kam sogleich wieder zurück. In und außer dem Römischen Reiche traten ungemein viele Heyden, und beynahe ganze deutsche Völker, zu diesem Glauben. Nie war auch eine glänzendere Zeit in Ansehung des Ueberflußes an eifrigen, gelehrten, beredten und nützlichen Lehrern unter den Christen gewesen. Sie und die übrigen Christen versäumten nun noch weniger als sonst, irgend eine Gelegenheit, wo sie ihre Liebe und Hochachtung gegen das Christenthum auf eine öffentliche und auffallende Art darthun konnten. Aber hierbey blieben auch ihre Gesinnungen und Handlungen stehen.

Julia-

Julianus hatte nicht lange genug regiert, um ihren blühenden Wohlstand zerstören zu können; doch auch nicht lange genug, um sie zu derjenigen Mäßigung und Klugheit in Religionssachen zu leiten, welche sie in sehr glücklichen Tagen vergessen hatten, und in traurigern desto mehr hervorsuchen mußten. Vielmehr überließen sie sich, nachdem sie den Angriff eines verachteten und verhaßten Feindes so bald überstanden hatten, mit einer fast noch heftigern Leidenschaft, ihren sonst gewohnten Beschäftigungen und Maaßregeln. Ihre theologische Streitsucht, ihre Neigung zu Verketzerungen, und ihr Verfolgungsgeist, brachen nach einer kurzen Stille, alsbald wieder aus. Selbst ansehnliche Lehrer riethen die äußersten Gewaltthätigkeiten gegen solche die über die Religion anders als die herrschende Kirche dachten, an: und man machte schon einen Anfang, sie zu vollziehen. Der Aberglaube, an Cärimonien und Andachtsübungen fruchtbar, stieg unaufhaltsam unter den Christen empor, wurde bestritten, und überwand seine Gegner. Die Frömmigkeit der Einsiedler und Mönche, welche denselben hauptsächlich unterstützten, wurde von den christlichen Lehrern hitzig empfohlen und nachgeahmt; allein die Mönche fiengen schon an, ihrer ersten Bestimmung ungetreu und unruhiger zu werden. Man sah die Bischöfe an Ehre und Vorzügen wachsen, durch Kirchenversammlungen immer mehr regieren, Partheyen gegen einander errichten, und die Fürsten in ihre Zwistigkeiten verwickeln. Immer schrieben doch die christlichen Lehrer viel Gutes und Brauchbares zur Erklärung oder Vertheidigung der christlichen Religion, auch für alle folgende Zeiten. Allein manche von ihnen trugen auch täglich mehr Spitzfindigkeiten und eigene Einfälle in dieselbe, und der künstlichgelehrte Vortrag

n. C. G. 363 bis 430.

C. n. C. G. 363 bis 430.

dieser Religion kam zu einer weit größern Reife. Zuletzt, da sie gleichsam auf den Trümmern des beynahe ganz im Römischen Reiche zernichteten Heydenthums stand, verlor sie durch den Verfall dieses Reichs, das von den Barbaren verwüstet und gleich einer Beute zertheilt wurde, sehr viel von ihrem äußerlichen Wohlstande. Zugleich wurden dadurch noch weit nachtheiligere Folgen für das Christenthum, die Gelehrsamkeit, die Lehrer und Christen überhaupt, beschleunigt. Diese Staatsveränderungen, deren Kenntniß hier unentbehrlich ist, müssen auch den ersten Platz einnehmen.

Als Julianus im Jahr 363. auf seinem Feldzuge in Persien das Leben verloren hatte, wählte sein Kriegsheer den Jovianus zum Kaiser. Nach der Erzählung der christlichen Geschichtschreiber, (Socrat. H. E. L. III. c. 22. Sozom. L. VI. c. 3.) weigerte er sich, diese Würde anzunehmen, weil er, wie er sagte, als ein Christ, nicht über Heyden regieren könne. Allein die Soldaten erklärten sich einstimmig, daß sie Christen wären. Theodoretus legt beyden Theilen noch mehr Worte in den Mund. (H. Eccl. L. IV. c. 1.) Den Jovianus läßt er sagen, daß Heyden, die vom göttlichen Beystande entblößt wären, desto leichter von den Feinden gefangen und verspottet würden. Die Soldaten hingegen versichern, daß sie insgesammt im Christenthum erzogen wären: die ältern unter ihnen hätten den Unterricht Constantins genossen, und die jüngern den Constantius zum Lehrer gehabt; die Regierung des Julianus aber wäre zu kurz gewesen, als daß seine Irrthümer in den Gemüthern hätten einwurzeln können. Allem Ansehen nach hat nur der größere Theil des Heeres solche Erklärungen gethan. Denn Ammianus Marcellinus, der sich damals unter

unter demselben befand, und nichts von diesen Reden gedenkt, erzählt vielmehr, (H. L. XXV. c. 5.) das Heer sey in zwo Partheyen getheilt gewesen, und Jovianus habe eigentlich durch den ungestümen Ausruf von wenigen, denen die übrigen blindlings nachfolgten, das Reich erlangt. Genug, der neue Kaiser, der sich im feindlichen Lande, fast ohne alle Lebensmittel, den Anfällen der Perser ausgesetzt, und in der Unmöglichkeit befand, über den Tigris in sein Reich zurück zu gehen, sah sich genöthigt, einen zwar schimpflichen, aber nothwendigen Frieden zu schließen. Durch denselben trat er fünf Provinzen am Tigris, welche ehemals den Persern abgenommen worden waren, und unter andern festen Plätzen, auch Nisibis, die Vormauer des Reichs in diesen Gegenden, an dessen beständige Feinde ab. Jovianus starb jedoch bereits nach einer Regierung von acht Monathen, im Jahr 364. Er war ein eifriger Christ, gelind und gütig, auch mit den Wissenschaften bekannt; doch der Unmäßigkeit und Wollust etwas ergeben; Lastern, die er vielleicht, wie sein heydnischer Zeitgenosse schreibt, aus Achtung für seinen hohen Stand, verbessert haben würde. (Ammian. l. c. c. 10.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ihm folgte Valentinianus auf dem kaiserlichen Throne. Dieser Fürst nahm seinen Bruder Valens zum Gehülfen der Regierung an: und der Zustand des Reichs selbst verlangte, so zu reden, gleich darauf diese Einrichtung, welche ihm die Soldaten abgedrungen hatten. Julians Todt, und der nachtheilige Friede, den die Römer hatten eingehen müssen, schienen alle angränzende feindliche Völker zum Angriff auf die Römer zu ermuntern. Pannonien wurde von den Sarmaten und Quaden, Gallien und Rhätien von den Alemannen, Britannien von den

K. n. C. G. 363 bis 430.

Pikten, Skoten und Sachsen; Thrazien von den Gothen; Africa von andern Völkern verheert. Sogar der Persische König Sapores griff Armenien unter dem Vorwande an, Jovianus, mit dem er den Frieden getroffen hätte, sey todt, und es könne ihn daher nichts hindern, die seinem Reiche entrissenen Länder wieder zu erobern. Damit also die beyden Brüder die Vertheidigung ihrer Länder desto nachdrücklicher führen möchten, theilten sie sich in dieselben. Valentinianus verain drey Oberstatthalterschaften des Reichs, (Praefecturae) Illyrikum, Italien und Gallien; mithin alle abendländische Provinzen, außer Thrazien und Niedermoesien, (jetzt Romanien und die Bulgarey genannt,) welche nebst den asiatischen Ländern und Aegypten zu der Oberstatthalterschaft der Morgenländer, (Praefectura orientis) gehörten, die den Antheil des Valens ausmachte. Ihre Regierung wurde auch noch durch Empörungen im Reiche selbst beunruhiget. Unterdessen hatten doch die Abendländer am Valentinianus, und noch mehr an seinem trefflichen Feldherrn Theodosius, glückliche Beschützer. Dieser Kaiser starb im Jahr 375. Er hatte viele kriegerische Erfahrung, gab einige sehr heilsame Gesetze, und übte die strengste Gerechtigkeit in Bestrafung der Schuldigen, auch unter den Vornehmsten, aus. Aber er befleckte diese und andere guten Eigenschaften durch einen wilden und wütenden Zorn, und durch eine aufs höchste getriebene Grausamkeit, die auch von seinen Befehlshabern nachgeahmt wurde. (Ammian. Hist. L. XXVI. c. 1. L. XXX. c. 9. Zosim. Hist. L. III. c. 36. L. IV. c. 1-17. Socrat. H. E. L. IV. c. 1. sq. c. 31. Sozom. H. E. L. VI. c. 6. 36.)

Sein Bruder Valens hatte bis auf diese Zeit gleichfals mit ziemlichem Glücke regiert. Er dämpfte

Auf-

Aufrühre, unterdrückte Verschwörungen, nöthigte die Gothen zum Frieden, und stellte ihn auch mit den Persern wieder her. Dabey regierte er größtentheils löblich; ob er gleich sehr argwöhnisch und grausam war. Allein im Jahr 376. ereignete sich eine Begebenheit, die außerordentlich wichtige Folgen für das Römische Reich, ja überhaupt für die damals bekannte Welt hatte. Die Hunnen, ein sehr zahlreiches und kriegerisches Volk, waren vor kurzem aus ihrem Vaterlande Asien, über die Wolga und den Don, (welche damals Rha und Tanais hießen,) nach Europa übergegangen, und hatten alle Völker überwältigt, welche sie auf diesem Wege antrafen. Nun stürzten sie auf die Gothen loß, die unter allen deutschen Nationen bisher den Römern am furchtbarsten geworden waren. Ihr großes Reich, von dem bereits im vorigen Buche, (Th. VI. S. 30. fg.) eine Beschreibung ertheilt worden ist, dauerte noch in einem blühenden Zustande, vom Don bis an die Theiß, ja tief in das heutige Pohlen hinein ausgebreitet, fort. Aber diesem plötzlichen Anfalle der Hunnen konnten sie doch nicht hinlänglich widerstehen. Der mehr als hundertjährige König der Ostgothen, oder Greuthinger, Ermerich, den andere Ermanarich nennen, nahm sich lieber selbst das Leben, als daß er, nach so vielen tapfern Thaten seiner frühern Jahre, den Untergang seines Reichs hätte sehen sollen. Sein Nachfolger griff vergebens zu den Waffen; und dieser Theil der Gothen mußte sich, nach mehreren Niederlagen, an den Dnieſter, (der bey den Alten Danastris oder Tyras hieß,) zurückziehen. Hier stellten sich zwar die Westgothen oder Theruinger, unter der Anführung ihres Königes Athanarich, den eindringenden Hunnen entgegen; wurden aber ebenfalls genöthigt, sich in die Gebürge zu flüchten. Durch diesen gewaltigen Stoß

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

fortgedrückt, eilten zweymal hundert tausend Westgothen an die Donau hin, und baten den Kaiser Valens, sie in Thrazien aufzunehmen, wo sie ruhig und zu Kriegsdiensten bereit leben wollten. Er nahm dieses Erbieten an, weil man ihm vorstellte, daß er eine so große Menge neuer streitbarer Unterthanen, ohne die gewöhnlichen Werbungskosten, gegen andere auswärtige Feinde glücklich würde gebrauchen können. Man erlaubte also den Gothen, und zwar einigen hundert tausend mehr, als anfänglich gekommen waren, über die Donau zu setzen. Allein die Römischen Befehlshaber verfuhren dabey so unvorsichtig; sie mißhandelten auch die in das Reich aufgenommenen Gothen mit so treuloser Härte, daß sich diese bald empörten, und das Land verwüsteten. Valens zog ein Heer wider sie zusammen; das aber in der Schlacht, die er ihnen im Jahr 378. bey Adrianopel lieferte, größtentheils niedergehauen wurde: und er selbst verlor auf der Flucht das Leben. Nun war nicht allein Thrazien bis an die Thore von Constantinopel, den Plünderungen der Gothen Preiß gegeben; sondern viele benachbarte Provinzen hatten auch eben dasselbe Schicksal. Alles dieses offenbarte die Schwäche des Römischen Reichs; und ähnliche erleichternde Veranlassungen konnten die Germanischen Völker zu noch entscheidendern Unternehmungen gegen dasselbe reizen. (Ammian. Hist. L. XXVI. c. 4. sq. L. XXVII. c. 5. L. XXVIII. sq. L. XXXI. c. 1-16. Zosim. Hist. L. IV. c. 4-24. Socrat. H. E. L. IV. c. 34. 38. Sozom. H. E. L. VI. c. 37. 40. Iornandes de reb. Getic. c. 24.)

Mittlerweile war nach Valentinians Tode, die Regierung der Abendländer von seinem Sohne Gratianus geführt worden, der auch seinen Bruder Valenti-

lentinianus, obgleich nur noch ein Kind, zum Reichsgehülfen bekam. Gratianus, ein Fürst von vielen schätzbaren Gaben, schützte nicht nur sein Gebiet gegen die Einfälle der Deutschen; sondern zog auch seinem Oheim Valens wider die Gothen zu Hülfe. Hier kam er freylich, wegen der Uebereilung desselben, zu spät; er nahm sich aber der morgenländischen Provinzen, die nunmehr unter seine Botmäßigkeit fielen, sogleich mit Nachdruck an. In dieser Absicht ernannte er im Anfange des Jahrs 379. den Theodosius, einen Sohn des oben gedachten Feldherrn gleiches Namens, zum Kaiser, und übergab ihm, außer den Ländern, über welche Valens regiert hatte, auch den größten Theil von Illyricum, oder die zwischen dem adriatischen und dem schwarzen Meere gelegenen Provinzen, die durch die Verheerung der Gothen, sich in einem kläglichen Zustande befanden. Die Abendländer wurden, über ihre alten deutschen Feinde, bald darauf auch durch den Maximus beunruhigt, der sich in Britannien und Gallien zum Kaiser aufwarf. Gratianus zog ihm zwar entgegen; allein seine Soldaten verließen ihn, und er wurde im Jahr 383. ermordet. (Ammian. Hist. L. XXVII. c. 6. L. XXX. c. 10. L. XXXI. c. 11. sq. Ausonii Gratiarum actio ad Gratianum; Zosim. Hist. L. IV. c. 12. 19. 24. 34. sq. Oros. Hist. L. VII. c. 34. Socrat. H. E. L. V. c. 11. Sozom. H. E. L. VII. c. 13.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Das Reich würde durch den Verlust eines so guten Fürsten in eine neue Verwirrung gerathen seyn, wenn es nicht Theodosius verhindert hätte. Zwar erkannte er den Maximus als Kaiser in Britannien, Gallien und Spanien; aber er erhielt auch dem jungen Valentinianus die Oberherrschaft über Italien, das westliche Illyricum, und das eigentliche Africa.

Als

F. n. C. G. 363 bis 430.

Als Maximus einige Jahre darauf, diese Länder gleichwohl anfiel, wurde er vom Theodosius überwunden, und büßte dabey das Leben ein. Der siegreiche Kaiser war großmüthig genug, seinem Vetter Valentinianus nicht allein sein verlornes Gebiet wieder zu geben; sondern es auch mit demjenigen zu vermehren, das Maximus besessen hatte. Doch im Jahr 392. wurde Valentinianus, auf Anstiften seines vornehmsten Feldherrn, des Arbogastes, eines gebohrnen Franken, ermordet, indem er, in einem Alter von fast ein und zwanzig Jahren, schon manche liebenswürdige Eigenschaften blicken ließ, und noch viel mehr versprach. Arbogastes setzte den Eugenius auf den Thron, unter dessen Namen er selbst regierte; allein der unrechtmäßige Kaiser verlor im Jahr 394. gegen den Theodosius, nicht weit von Aquileja, die Schlacht, die Freyheit, und gleich darauf das Leben. Die christlichen Geschichtschreiber erzählen, das Gebet des Theodosius, während dieser Schlacht, habe die Würkung gethan, daß ein unvermuthet entstandener Wind die Pfeile, welche von den Soldaten des Eugenius abgeschossen worden, auf sie zurückgetrieben habe: und Claudianus konnte, als Dichter, noch weniger von einer solchen Veränderung das Wunderbare trennen. Der Bericht des Zosimus ist weit natürlicher: er läßt den Kaiser das sicher gewordene feindliche Heer, von welchem das seinige zurückgeschlagen worden war, in der folgenden Morgendämmerung überfallen und aufreiben. Genug, Theodosius war von dieser Zeit an, der einzige Herr der Römischen Reichs. Er hatte sehr viel zur Wiederherstellung der Sicherheit und des Ansehens desselben beygetragen, und hielt es gleichsam noch eine Zeitlang aufrecht, da es schon zu sinken im Begriff war. Wenn ihn gleich die christlichen Schriftsteller vielleicht

leicht zu freygebig gelobt, aus Liebe und Dankbarkeit mit dem Ehrennahmen des Großen belegt haben mögen, weil er ungemeinen Eifer für ihre Religion, so wie gegen Ketzer und Heyden, bezeigt hat, auch den Lehrern der Christen sehr ergeben gewesen ist; so kann man ihm doch ausnehmende Klugheit und Kriegserfahrung, zuweilen auch Großmuth und weise Mäßigung, nicht absprechen. (Zosim. Hist. L. IV. c. 25-58. Pacati Panegyr. Theodosio dictus; Themistii Orat. XV. sq. Ambrosii Orationes in obitum Valentiniani et Theodosii; Claudian. de tertio Consul. Honorii, v. 93. sq. Socrat. H. E. L. V. c. 12-25. Sozom. H. E. L. VII. c. 13. sq. Theodoret. H. E. L. V. c. 5. sq.) J. u. C. G. 363 bis 430.

Sein Todt, der im Jahr 395. erfolgte, war schon an sich ein Unglück für das Reich. Aber er schadete demselben dadurch würklich, daß er in seinen letzten öffentlichen Einrichtungen, mehr Liebe für seine Kinder, als weise Fürsorge für das gemeine Beste bewies. Er theilte das Reich unter seine zween Söhne, den Arkadius und Honorius. Jener sollte von Constantinopel aus, über den morgenländischen Theil desselben, (Praefectura Orientis et Illyrici,) dieser hingegen von Rom aus, über die Abendländer (Praefectura Italiae et Galliae,) regieren. Solchergestalt entstanden zwar zwey Römische Reiche; allein Theodosius wollte, daß sie beyde nur als ein einziges angesehen werden, und ihre Oberherren alle Angelegenheiten von Wichtigkeit gemeinschaftlich mit einander verwalten sollten. Da unterdessen Arkadius erst achtzehn, und Honorius noch nicht eilf Jahre alt war: gab er jedem von ihnen einen erfahrnen Reichsgehülfen, dem ältern seinen Staatsbedienten Rufinus; dem jüngern den Feldherrn Stilico.

Allein

n. C. G. 363 bis 430.

Allein Theodosius kannte diese beyden ansehnlichen Männer nicht vollkommen; ob sie ihm gleich schon lange Dienste geleistet, und sich sein ganzes Vertrauen erworben hatten. Stilico war in der That der größte Krieger dieser Zeiten, der fähigste und würdigste Mann, das Römische Reich allein zu beherrschen. Hingegen konnte er keinen Staatsbedienten von gleicher Macht neben sich, und kaum über sich seinen Fürsten ertragen. Weit weniger Fähigkeit als er, aber eben so viele Herrschbegierde, besaß Rufinus. Da sie also im Nahmen junger und schwachsinniger Kaiser regierten, betrachteten sie sogleich den ihnen angewiesenen Theil des Reichs, als ihren eigenen; jeder arbeitete für sich, und zur Vergrößerung seiner Gewalt; bezeigte eine beständige Eifersucht gegen den andern, und suchte das Ansehen desselben mit List, oder offenbarer Widersetzung, ja sogar mit Hülfe der alten Feinde des Reichs, zu schwächen. So geschahe es, daß das abendländische und morgenländische Reich der Römer, durch ihre obersten Staatsbedienten würklich, zu ihrem beiderseitigen Verderben, von einander getrennt wurden: und diese schienen sich auch durch die unermeßlichen Reichthümer, welche sie sammleten, nach und nach den Weg zum Throne selbst zu bahnen. Die damalige Verfassung des Römischen Reichs machte diese Uneinigkeit gefährlicher als jemals. Denn Theodosius hatte zwar die Gothen und andere Völker, die mit Einfällen drohten, zurückgeschlagen, und viele Jahre hindurch in Ehrfurcht gegen sich erhalten; allein sie saßen doch an den Gränzen des Reichs, bereit, bey der ersten günstigen Gelegenheit in dasselbe einzudringen. Was noch mehr ist: in dem Reiche selbst wohnten bereits viele hundert tausend Vandalen und Gothen; ganze Kriegsheere wurden aus ihnen errichtet; schon nahm man die Hunnen,

nen, Alanen und andere ausländische Völker, zu gleicher Absicht in Dienste; die vornehmsten Staats- und Kriegbedienungen wurden auch seit einiger Zeit oft mit solchen Ausländern besetzt: und Stilico selbst war ein Vandale. Ein Reich, das seine Sicherheit so sehr Ausländern vertrauete, von denen es doch alles zu befürchten hatte, war schon dadurch schwach und verächtlich. Da es aber auch durch unnatürliche Zwistigkeiten seiner Staatsverwalter zerrüttet wurde: so kam es an den Rand des Untergangs. Gleichwohl behielt es noch einige Festigkeit, so lange Stilico lebte. Er wußte den Rufinus, und einige Zeit darauf auch dessen Nachfolger, den Eutropius, aus dem Wege zu räumen. Alarich, König der Westgothen, fieng im Jahr 400 an, aus Pannonien in Italien einzubrechen; aber Stilico nöthigte ihn durch eine harte Niederlage, sich zurückzuziehen. Noch glücklicher war er bald darauf gegen den König Radagais, der mit einem ungeheuren Heere deutscher Völker, vom Rhein und von der Donau her, um das Jahr 405. mitten in Italien eingedrungen war. Zwar konnte er nicht verhindern, daß im Jahr 407. ein anderer sehr zahlreicher Hauffen, der hauptsächlich aus Vandalen, Sveven und Alanen bestand, über den Rhein zog, und in das von Kriegsvölkern entblößte Gallien einfiel; ingleichen, daß Britannien, Gallien und Spanien sich einen besondern Kaiser, den Constantinus, wählten. Allein Stilico, der nunmehr den Alarich mit seinen Gothen in Sold genommen hatte, war im Begriff, auch diese Unruhen zu dämpfen, und zugleich in den Morgenländern, wo Arcadius im Jahr 408. gestorben war, die Regierung von dessen Sohne, dem jüngern Theodosius, nach seinem Gefallen in Ordnung zu bringen, als er in eben diesem Jahre, auf Befehl seines Kaisers Honorius, den

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. C. 363. bis 430. den die Feinde des Stilico dazu verleiteten, umgebracht wurde. Mit ihm fiel auch die einzige Stütze des Reichs, das seiner, zumal in den abendländischen Gegenden, niemals nothwendiger bedurft hatte. (Zosim. Hist. L. V. c. 1-34. Claudian. in III. IV. et VI. Consulat. Honorii; de bello Getico; de laudib. Stiliconis, LL. III; in Rufinum LL. II; in Eutropium LL. II; Orosii Hist. L. VII. c. 36-38. Socrat. H. E. L. VI. c. 1. 6. 23. Sozom. H. E. L. VIII. c. 1. L. IX. c. 1. 4. Prosper, Idatius et Marcellinus in Chronicis; Iornandes de reb. Getic. c. 29.)

Man reizte sogar die Barbaren, denen man doch nicht gewachsen war, auf das Reich loß zu fallen. Die Römischen Soldaten ermordeten alle in Italien befindliche Weiber und Kinder der fremden Soldaten, die in Römischen Kriegsdiensten standen. Daher giengen diese, über dreyßig tausend Mann stark, zum Alarich über. Dieser Fürst erbot sich gleichwohl zu einem friedlichen Verhalten, wenn ihm Honorius, dem durch den Stilico geschlossenen Vergleiche gemäß, Geld für seine Kriegsvölker zahlen würde. Als ihm aber dieses abgeschlagen wurde, rückte er noch im Jahr 408. in Italien ein, belagerte Rom, und zwang die Einwohner, durch eine schröckliche Hungersnoth, die er unter ihnen verursachte, ihm eine große Summe Geldes und andere Kostbarkeiten zu bewilligen, damit er nur seinen Rückzug nehmen möchte. Auch diesen Vertrag hielt Honorius, der nunmehr zu Ravenna seinen Hof angelegt hatte, nicht; obgleich derselbe von ihm bestätigt worden war. Alarich also, der noch in Italien geblieben war, kehrte im Jahr 409. vor Rom zurück, besetzte die Stadt, und ernannte ihren bisherigen Befehlshaber, den Attalus, zum Kaiser; von dem er sich wiederum zum Oberfeldherrn der Römischen

mischen Kriegsvölker bestellen ließ. Als er aber in kurzem merkte, daß Attalus weder geschickt zu regieren wüßte, noch mit den Gothen in gutem Vernehmen leben wollte: setzte er ihn öffentlich ab, und erschien zum drittenmal im Jahr 410. mit seinem Heere vor Rom. Die Stadt wurde endlich von ihm eingenommen und geplündert, zum Theil auch durch Feuer und Schwerdt verwüstet. Allein Alarich, der mit den allermeisten seiner Gothen, ein Christ, wiewohl von der Arianischen Parthey, war, verfuhr dabey mit einer Mäßigung und Menschenliebe, welche bewies, daß diese Nation nur nach dem alten Sprachgebrauche, unter die barbarischen gerechnet würde. Er befohl, daß man der Kirchen, und aller derer welche sich darein flüchten würden, schonen, auch bey der hitzigen Aufsuchung der Beute, so wenig als möglich Blut vergießen sollte. Es geschah also freylich vieles von dem, was in einer mit Gewalt eroberten Stadt zu erfolgen pflegt; aber doch weit weniger, als die Römer befürchten mußten. Manche Gothen führten selbst die Einwohner in die Kirchen, damit sie vor den grausamern unter ihrem Heere sicher seyn möchten. Bald darauf zog Alarich in das untere Italien, um daraus nach Sicilien, und sodann weiter nach Africa überzugehen; er starb aber noch im Jahr 410. in der Gegend von Rhegium, das jetzt Reggio in Calabrien heißt. (Zosim. Hist. L. V. c. 35-51. L. VI. c. 1. 7-13. Oros. Hist. L. VII. c. 39. 42. Hieronym. in Epitaph. Marcellae; Augustin. de Civ. Dei L. I. c. 7. L. III. c. 29. Sozom. H. Eccl. L. IX. c. 6-10. Jornand. de reb. Get. c. 30.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Sein Nachfolger in der Regierung, Ataulf, blieb noch bis ins Jahr 412. mit seinem Heere in Italien. Man erzählt sogar, (Oros. Hist. L. VII. c. 43.) daß

J. C. n. C. G. 363 bis 430.

er den großen Entwurf gemacht habe, das Römische Reich, mit Vertilgung seines Nahmens, ganz in ein Gothisches zu verwandeln, dessen erster Kaiser er seyn wolte; allein die Schwierigkeiten, welche er theils bey seinen unbändigen Gothen, theils bey der nothwendigen Veränderung der Römischen Gesetze, angetroffen, habe ihn zu dem Entschlusse gebracht, sich lieber den rühmlichen Nahmen eines Wiederherstellers des Römischen Reichs zu erwerben. Er gieng also im gedachten Jahre nach Gallien, das seit einiger Zeit noch ärger zerrüttet worden war, als Italien. **Constantinus**, der sich daselbst und in Spanien zum Kaiser aufgeworfen hatte, verlor nach und nach alles Ansehen in beyden Ländern, und nach vielen kriegerischen Unruhen, auch das Leben. Die **Sveven**, **Alanen** und **Vandalen**, welche in Gallien eingebrochen waren, hatten die schönsten Städte und Gegenden, vom Rhein an bis an das mittelländische Meer herab, grausam verwüstet. Darauf waren sie im Jahr 409. in Spanien eingefallen, wo sie, nach gleichen Verheerungen, sich im Jahr 411. in dieses Land theilten. Ein ansehnliches Stück davon behielten die **Sveven**, unter ihrem Könige **Hermanrich**, und die **Vandalen**, über welche **Gunderich** regierte. Von den letztern bekam eine Provinz den Nahmen **Vandalitia**, woraus der heutige, **Andalusia**, erwachsen ist. Die **Alanen** aber nahmen **Lusitanien**, oder das heutige Portugal, in Besitz. Nun kam **Ataulf** in Gallien an, wo er einen neuen angemaaßten Kaiser, den **Jovinus**, fand. Da er mit dem **Honorius** einen Vergleich zu treffen wünschte, so lieferte er ihm den **Jovinus** aus; aber seine Unterhandlungen waren fruchtlos. Er konnte sich in Gallien gegen den römischen Feldherrn **Constantius** nicht behaupten, zog daher nach Spanien hinüber, und wurde daselbst im Jahr

415.

415. von einem seiner Unterthanen ermordet. Singerich bestieg darauf den gothischen Thron; verlor aber nach wenigen Tagen ebenfals das Leben: und darauf war es der König Wallia, der nicht nur mit den Römern im Jahr 416. Frieden und Bündniß schloß; sondern auch vermöge desselben, einen desto festern Grund des Gothischen Reichs in Spanien und Gallien legen konnte. Der ruhige und dauerhafte Anfang desselben gehört in das Jahr 419. Wallia herrschte auf beyden Seiten der pyrenäischen Gebürge: in Gallien über den größten Theil vom heutigen Guienne, bis mit Poitiers hin, (welches zusammen Aquitania secunda hieß,) ingleichen über Tolosa, jetzt Toulouse, und die umliegende Gegend, (welches ein Stück von Gallia Narbonensi ausmachte,) daher auch diese letztere Stadt der Siß des Gothischen Reichs wurde, und der ganze Landesstrich etliche Jahrhunderte Gothien hieß; in Spanien aber über das jetzige Catalonien, (das zu dieser Zeit ein Theil von Hispania Tarraconensi war.) Er starb zwar noch im Jahr 419; aber Theoderich oder Dieterich, der folgende König, erhielt doch das Reich, und nach einem kurzen Kriege mit den Römern, auch das gute Vernehmen mit denselben. Dieses Westgothische Reich war überhaupt das erste blühende und ansehnliche Reich, das von den deutschen Völkern auf Römischem Boden errichtet wurde: und es hatte diesen Vorzug eine geraume Zeitlang vor den übrigen gleiches Ursprungs. Weil indessen diese Gothen den ersten erschütternden Stoß auf das abendländische Reich der Römer gethan haben, das seitdem sich mit schnellen Schritten seiner Zerstörung genähert hat: so ist dieses eine Veranlassung für die folgenden Zeiten geworden, sie durchaus als Zerstörer von Städten, Denkmälern der Kunst, und andern öffentlichen Wer-

J. n. C. G. 363 bis 430.

ken auszugeben, welche gewiß an andern germaniſchen
n. C. G. und morgenländiſchen Völkern weit gefährlichere Feinde hatten, als an den Weſtgothen. (Oroſ. Hiſt. L. VII.
363 bis c. 40. 42. 43. Olympiodor. in Fragment. Hiſtor.
430. apud Photium, Biblioth. Cod. LXXX. p. 180. ſq. ed. Rothom. Sozom. H. E. L. IX. c. 12. ſq. Philoſtorg. H. E. L. XII. c. 3. Proſper et Idatius in Chronic. Jornand. de reb. Get. c. 31. 32. Maſcovs Geſch. der Deutſchen, Th. I. S. 367. fg. Th. II. in den Anmerk. S. 43. fg. Ritter in Guthrie's Weltgeſch. V. Theil, 1 Band, S. 339. fg.)

Die mit den Weſtgothen in Spanien benachbarten Sveven, Wandalen und Alanen, waren zwar unter einander ſelbſt zerfallen, und hatten auch einen ſo ſcharfen Angriff der Weſtgothen erlitten, daß ſich die Alanen völlig unter den Schutz der Wandalen begeben mußten. Allein dieſe Uneinigkeit der deutſchen Völker unter einander, diente doch den Römern, auch da ſie von den Weſtgothen unterſtützt wurden, ſo wenig dazu, einen Theil des verlornen Spaniens wieder zu erobern, daß vielmehr die Wandalen daſelbſt immer mächtiger wurden. Unter dieſen Umſtänden ſtarb der Kaiſer Honorius im Jahr 423. Er hatte eine ſehr verächtliche Regierung geführt, mehr für ſeine eigene Sicherheit, als für die Vertheidigung ſeines Reichs geſorgt, auch demſelben durch ſeine veränderliche Maaßregeln, und durch ſeine Abhängigkeit von den Rathſchlägen anderer, eben ſo viel geſchadet, als durch die Schwäche und Trägheit ſeiner Gemüthsart. Daß er, wie ſein Bruder Arkadius, ſehr eifrige Geſinnungen für die chriſtliche Religion hegte, half dem Reiche eigentlich nichts; wo es ihm nicht gar geſchadet hat. Sie hatten beyde jene ſchädliche Gutherzigkeit, die ſich leicht von jedermann

regie-

regieren läßt. (Prosper et Idatius in Chronic. Olympiodorus apud Photium l. c. p. 196. Procopius de bello Vandal. L. I. c. 2.) J. n. C. G. 363 bis 430.

Nach dem Absterben des Honorius, warf sich einer seiner Hofbedienten, Johannes, zum Kaiser der Abendländer auf, so weit sie noch der Römischen Herrschaft gehorchten. Doch der morgenländische Kaiser, Theodosius der jüngere, wolte ihn nicht dafür erkennen, und schickte ein Kriegsheer wider ihn ab: Johannes wurde im Jahr 424. überfallen und hingerichtet. Dagegen ernannte Theodosius seinen Vetter Valentinianus zum abendländischen Kaiser, und seine Mutter Placidia, die Schwester des Honorius, während der Minderjährigkeit desselben zur Regentinn. Sie war zuerst eine Gemahlinn des Gothischen Königs Ataulphs, und sodann des Constantius, geworden, den Honorius, wegen seiner tapfern Thaten, im Jahr 421. zu seinem Mit-Kaiser ernannt hatte, der aber nach wenigen Monathen gestorben war: und aus dieser Ehe stammte Valentinianus der Dritte her. Aetius und Bonifacius waren damals die beyden tapfersten und glücklichsten Feldherren seines Reichs. Allein die Eifersucht des Aetius gegen den Bonifacius, welcher Befehlshaber der Kriegsvölker in Africa war, verleitete ihn zu solchen geheimen Ränken, die endlich eine Empörung des letztern hervorbrachten. Er trat in Verbindung mit den Wandalen in Spanien, und lud sie ein, nach Afrika überzuschiffen, um dieses Land mit ihm zu theilen. Ihr König Genserich oder Geiserich kam also im Jahr 429. mit dem größten Theil seiner Wandalen, zu welchen sich auch viele Gothen, Alanen, und andere Deutsche, gesellet hatten, nach Afrika, wovon er bald ein beträchtliches Stück in Besitz nahm.

J. n. C. G. 363 bis 430.

(Olympiod. l. c. p. 196. sq. Socrat. H. E. L. VII. c 23. 24. Philostorg. H. E. L. XII. c. 12. 13. Prosper et Idatius in Chron. Procopius de bello Vand. L. I. c. 3. Jornand. de reb. Get. c. 33.)

Solchergestalt hatten sich um das Jahr 430. schon mehrere deutsche Völker, wider Willen der Römer, in ihrem abendländischen Reiche festgesetzt. Zuweilen geschah es auch mit ihrer Bewilligung, daß eines dieser Völker sich in ihrem Gebiete niederließ, weil sie es, nach eingegangenem Bündnisse mit demselben, zum Schutze gegen die übrigen zu gebrauchen hofften. So giengen die Burgunder um das Jahr 414. vom Mayn und Rhein her in diejenigen Länder, welche jetzt die Pfalz am Rhein und Elsaß heißen; damals aber Germania prima genannt wurden, wiewohl man sie eigentlich zu Gallien zu rechnen pflegte. (Prosper et Cassiodor. in Chronic.) Allein so häufig auch die Römer sich deutscher Hülfsvölker wider deutsche Feinde bedienten; so wurde doch dadurch nur die Schwäche ihres Reichs sichtbar, in welchem der alte kriegerische Geist, und jede standhafte Verfassung gesunken waren. Die Römischen Feldherren suchten zwar ein gutes Vernehmen mit den sogenannten barbarischen Nationen zu unterhalten; bahnten ihnen aber öfters den Weg zum Eindringen in das Reich: wie Aetius, indem er sechszig tausend Hunnen zur Unterstützung des Kaisers Johannes nach Italien führte. Wenn gleich dieses eben genannte Volk, und andere deutsche Völker, die am Rhein saßen, wie die Alemannen und Franken; oder vom Rhein bis an den Ausfluß der Weser und der Elbe hin wohnten, wie die Friesen und Sachsen, noch keine besondere Reiche auf Römischem Boden errichtet hatten; so rissen sie doch bereits manches Stück von demselben an sich, und wiederhol-

derholten wenigstens ihre verheerenden Einfälle. Würklich hatten die Franken schon einen Theil des Römischen Gebiets an der Maaß und am Nieder-Rhein, (von den Römern Germania secunda genannt,) eingenommen. (Prosper et Cassiodorus in Chronic. ad a. 429.) Britannien, als das entlegenste seiner Länder, hatte Honorius schon im Jahr 410. aufgegeben; und nach einigen vergeblichen Versuchen, demselben gegen die Picten und Scoten im nördlichen Theil der Insel beyzustehen, nahmen die Römer im Jahr 426. völlig davon Abschied. (Gildas de excidio Britann. c. 12. sq. Bedae Hist. Eccl. gentis Anglor. L. I. c. 12.) J. n. C. G. 363 bis 430.

Auf allen Seiten also wurde das abendländische Reich entweder in seinem Umfange vermindert; oder doch sehr bedrängt. Bey solchen Umständen, und da auch die Regierung desselben auf mancherley Art geschwächt wurde, war sein herannahender Untergang nicht schwer voraus zu sagen. Die Deutschen, welche im Begriff waren, denselben zu vollenden, verdunkelten durch ihre Thaten den Ruhm der Römer desto mehr, da diese auch mitten unter allen Fehlern ihrer bürgerlichen und Kriegseinrichtung, doch Völkern gewachsen seyn konnten, die ihnen an Kriegskunst weit nachstanden; die im Anfange nicht einmal einen Entwurf zu Eroberungen, sondern nur zu flüchtigen Plünderungen gemacht hatten, und die ein Reich angriffen, das durch ein Alter von so vielen hundert Jahren, und durch seine unveränderlichen innern Hülfsmittel, auch noch im Fallen furchtbar blieb. Diese große Begebenheit, da so viele Völker auf ein einziges losstürzten, dessen Herrschbegierde der Welt lange beschwerlich gefallen war, fieng schon zu dieser Zeit an, die wichtigsten Veränderungen in Europa zu stiften. Selbst diese großentheils rohen Sieger nahmen zum Theil geschwind genug, nachdem sie unter so gesitteten

J. n. C. G. 363 bis 430.

Völkern ihre Wohnung aufgeschlagen hatten, eine mildere Denkungsart an. In Spanien insonderheit legten sich die Wandalen und Sveven bald auf den Ackerbau, und begegneten den übrigen Einwohnern auf eine freundschaftliche Art. Daher gab es unter diesen einige, setzt Orosius hinzu, (Hist. L. VII. c. 41.) welche lieber Freyheit in der Armuth unter den Barbaren, als ein Kummervolles Leben mit Auflagen unter Römischer Herrschaft ertrugen.

Lange nicht so viel als das abendländische Reich der Römer, litt der morgenländische Theil desselben. Zwar hatte ihn der erste ungestüme Anfall der Hunnen und Gothen getroffen: und diese beyden Völker, zuweilen auch andere, verursachten noch in den folgenden Jahren, manche Verwüstung darinne. Da es außerdem viele tausend Gothen im morgenländischen Reiche gab, von denen eine große Anzahl in Diensten desselben stand: so fehlte im Jahr 400. wenig daran, daß Constantinopel in ihre Hände gerathen wäre. Gainas und Tribigild, zween ihrer Feldherren, empörten sich, nöthigten dem Kaiser Arcadius einen Vergleich zu ihrem Besten ab, und nahmen gleichwohl mit ihren Landsleuten in der Hauptstadt eine verrätherische Abrede. Doch die übrigen Einwohner, welche dieses merkten, ermordeten sieben tausend derselben, und zündeten sogar eine Kirche der catholischen Gothen an, worein sich viele von ihnen geflüchtet hatten. Gainas, der ein Arianer war, wurde von einem andern Befehlshaber, einem heydnischen Gothen, geschlagen und in die Flucht gejagt; endlich aber, nachdem er sich über die Donau gerettet hat, von einem Hunnischen Fürsten mit seinen Soldaten aufgerieben. (Zosim. Hist. L. V. c. 13. sq. Socrat. H. E. L. VI. c. 6. Sozom. H. E. L. VIII. c. 4.

Theo-

Theodoret. H. E. L. V. c. 32.) Zu dieser innern Verwirrung des morgenländischen Reichs kam noch dieses, daß es, zumal in seinen ersten Jahren, eben so ungeschickte Kaiser, und noch schlimmere treulosere Staatsbedienten hatte, als das abendländische. Es wurde von der angränzenden Persischen Macht immerfort bedroht, und war offenbar schon in den Zustand einer bloßen Vertheidigung gebracht. J. n. C. G. 363 bis 430.

Dennoch gelang ihm dieselbe weit glücklicher, als dem abendländischen Reiche. Dazu trug die Lage seiner Hauptstadt, und seiner Länder überhaupt, nicht wenig bey. Constantinopel, mitten zwischen den drey Welttheilen gelegen, in welchen es ein so ansehnliches Gebiet hatte, konnte demselben weit leichter, als Rom dem seinigen, zu Wasser und zu Lande Hülfe leisten, hatte von der Seeseite die Meere und Inseln, ingleichen die asiatischen Seehäfen, von der Landseite aber die Donau und einen langen Strich von Gebürgen zu Vormauern. Aber glücklicher Weise für dieses Reich, lenkte sich auch fast der ganze Strom der sogenannten Völkerwanderung auf die abendländischen Gegenden hin. Es war natürlich, daß die Westgothen, von den Hunnen gedrängt, und von dem Römischen Hofe geliebkoset und besoldet, sich immer mehr Italien näherten; so wie es nichts weniger als unerwartet war, daß so viele andere deutsche Völker längst der Donau und dem Rhein, die seit Jahrhunderten in die abendländischen Provinzen einzubrechen gewohnt waren, nicht allein nach dem Beyspiele des Alarich und Radagais, sondern auch, nachdem viele tausend von ihnen diese beyden Fürsten auf ihren Feldzügen nach Italien begleitet hatten, sogleich darauf neue ähnliche Unternehmun-

gen wagten, deren Leichtigkeit so sehr in die Augen fiel. Selbst die Staatsverwaltung des morgenländischen Reichs hatte bisweilen Vorzüge vor der abendländischen. Eben zu der Zeit, da Alarich die Hauptstadt des letztern Reichs mehr als einmal auf das äusserste brachte, genossen die morgenländischen Provinzen eines vollkommenen Friedens. Sie waren dieses Glück hauptsächlich dem Anthemius schuldig, der während der Minderjährigkeit des Theodosius, die Regierung führte, und den Ruhm eines eben so rechtschaffenen und klugen Staatsbedienten, als erfahrnen Feldherrn, hinterließ. (Socrat. H. E, L. VII. c. 1. Synes. Epist. 47. 49. 73. &c.)

Endlich war es ein entscheidender Hauptvortheil für das Constantinopolitanische Reich, daß es nicht zu gleicher Zeit, da es von dem schwarzen Meere und von der Donau her, so heftig angegriffen wurde, sich auch am Euphrates gegen die Perser wehren mußte. Von dieser Nation hatte es noch immer am meisten in den Morgenländern zu befürchten. Die Römer waren auch würklich, bald nach Julians Tode, ohngeachtet des Friedens, welchen sie mit dem persischen Könige, Sapor (oder Schabur) dem Zweyten, geschlossen hatten, von demselben zum Kriege genöthigt worden: und dieser dauerte, nicht eben zu ihrem Nachtheil, fast bis an das Ende seiner Regierung fort. (Ammian. Marc. L. XXVI. c. 4. L. XXVII. c. 12. L. XXIX. c. 1. Zosim. Hist. L. IV. c. 4. 13.) Aber sein Nachfolger, Artaxerxes, (oder Ardschir,) Sapor der Dritte, Varanes (oder Baharam) der Vierte, und Jsdegerd, (der eigentlich Nasdejird hieß,) unterhielten einen vierzigjährigen Frieden mit den Feinden: gerade in den Jahren, da er diesen am schätzbarsten und nothwendigsten war.

Es

Es wird sogar erzählt, daß der letztere dieser Könige, wegen seines freundschaftlichen Betragens, von dem sterbenden Kaiser Arcadius zum Vormunde seines unmündigen Sohns des Theodosius, bestellt worden sey. Allein diese Nachricht des Procopius (de bello Persico, L. I. c. 2.) ist so unwahrscheinlich, daß man sie schon in ältern Zeiten unter die zweifelhaften gerechnet hat. (Agathias de imperio Justiniani, L. IV. p. 96. ed. Venet.) Und wenn gleich Isdegerd, nach dem Tode des Arcadius, sich in der That feyerlich zum Beschützer des jungen Kaisers erklärte; so dient dieses noch nicht zur Bestätigung jener Nachricht. Man kann vielmehr muthmaaßen, daß eben aus diesem öffentlichen Merkmal der Freundschaft, welches er dem jungen Kaiser gab, die Sage und Meinung entstanden sey, als wenn Arcadius seinen Sohn würklich der Fürsorge desselben anvertrauet hätte. Unter Varanes (oder Baharam) dem Fünften, der im Jahr 420. den Persischen Thron bestieg, wurde zwar das gute Vernehmen zwischen diesem und dem Römischen Reiche unterbrochen. Indem er seine christliche Unterthanen, von ihnen selbst durch unvernünftigen Eifer gereizt, verfolgte, kam es darüber, wie dieses meistentheils bey einer solchen Gelegenheit erfolgte, zwischen beyden Nationen im Jahr 421. zum Kriege. Doch der Friede wurde schon im folgenden Jahre zur Ehre der Römer wieder hergestellt. (Socrat. Hist. Eccl. L. VII. c. 18. sq. Theodoret. Hist. Eccl. L. V. c. 39.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Alles dieses erhielt also das morgenländische Reich der Römer in einem Zustande, der zu seiner eigenen Vertheidigung ziemlich hinlänglich war, wenn es gleich dem verwandten abendländischen Reiche, dessen Sicherheit und Festigkeit gewissermaaßen auch die seinige aus-

J. n. C. G. 363 bis 430. ausmachte, keine sehr nachdrückliche Hülfe leisten konnte. Freylich hatte es bey dem allgemeinen Völkereinbruche nicht allen Verlust an Ländern vermeiden können. Die Hunnen insbesondere bemächtigten sich eines Theils von Pannonien und Mösien. Allein schon der ältere Theodosius nahm viele von ihnen in Sold, und sie bewiesen im Römischen Kriegsdienste nicht weniger Treue, als Fertigkeit und Tapferkeit. Nicht immer waren es zwar die rühmlichsten Mittel, durch welche die Kaiser von Constantinopel mit dieser Nation gutes Vernehmen und Bündnisse stifteten. Man sieht, daß sie den Hunnen ansehnliche Jahrgelder bezahlt haben. Der jüngere Theodosius wurde sogar, bald nach dem Jahr 429, genöthigt, dieses Jahrgeld auf sieben hundert und funfzig Pfund Goldes zu verdoppeln, auch sonst den Hunnen wichtige Vortheile zu zugestehen. (Excerpta ex Prisci Rhetoris Hist. Gothica, cap. 2. p. 24. 25. in Belii Adparatu ad Hist. Hungariae, Dec. II. Monum. I. Poson. 1735. fol.) Unterdessen behauptete doch dieser Kaiser sein Reich glücklich genug; da hingegen Pulcheria, die Mutter seines minderjährigen Vetters, des Kaisers Valentinians des Dritten, nicht einmal die schädlichste Uneinigkeit zwischen ihren vornehmsten Staatsbedienten, und noch weniger den beständig wachsenden Fortgang der deutschen Nationen, auf Kosten des Reichs, verhüten konnte.

Zustand

Zustand
der
Gelehrsamkeit im Römischen Reiche.

Mit dem tiefsten Verfall, in welchen dieses Reich gerathen war, neigte sich auch nach und nach der Ruhm der Wissenschaften und Künste bey den Römern zu seinem Untergange. Noch warf er in diesen sechszig bis siebzig Jahren, seit dem Tode Julians, gleichsam seine letzten Strahlen von sich, die besonders durch einige Werke Römischer Dichter, Redner und Geschichtschreiber hervorschimmern. Aber auch diese Spuren und Ueberbleibsale des Großen und Vortrefflichen hörten nunmehr auf, um der traurigen Dämmerung des Mittelmäßigen Platz zu machen. Die Griechen, welche allezeit Lehrer der Römer gewesen waren, blieben jetzt auf eine lange Zeit allein im Besitz des feinern Geschmacks und der edlern Gelehrsamkeit; und doch waren diese ihre Vorzüge lange nicht mehr diejenigen, welche ihrem Geiste und Witze in frühern Jahrhunderten die Bewunderung der Welt zugezogen hatten. J. n. C. G. 363 bis 430.

Einige Ursachen dieser Veränderung im Zustande der Gelehrsamkeit, kennt man schon aus der Geschichte älterer Zeiten, in welchen der Grund dazu gelegt worden war; andere aber kamen jetzt neuerdings, oder mit verstärkter Würksamkeit hinzu. Ohne Zweifel haben die wiederholten verwüstenden Einfälle so vieler rauher, oder halbgesitteter und ungelehrter Völker nicht wenig dazu beygetragen. Das allgemeine Elend, welches

J. n. C. G. 363 bis 430.

ches ihre Züge in manchen Ländern stiftete, schlug auch den Muth der Freunde der Gelehrsamkeit darnieder. Schulen, Büchersammlungen und Kunstwerke giengen häufig genug bey dieser Gelegenheit zu Grunde. Die meisten deutschen Völker kannten und achteten die Gelehrsamkeit nicht: und wenn gleich einige Liebe derselben zu den Gothen durchgedrungen war; so konnte doch ein bloßer Anfang zu ihrer Ausübung, den Wissenschaften in den Ländern, welche sie einnahmen, nicht sehr vortheilhaft werden. Selbst die lateinische Sprache, die seit dem ersten christlichen Jahrhunderte immer mehr an Schönheit und Zierlichkeit abgenommen hatte, erlitte jetzt den härtesten Stoß durch die Vermischung der Deutschen mit den Römern. Aber es war auch eine unausbleibliche Folge davon, daß zugleich der Geschmack überhaupt unter den Römern sich verschlimmerte. Wie seltsam und falsch die Behauptung einiger Neuern sey, als wenn die bald nach diesem Zeitalter einreißende Barbarey der Abendländer, nur allein in der Unwissenheit der lateinischen Sprache bestanden habe, lehrt schon die Erfahrung aller Jahrhunderte, nach welcher die Aufklärung und der blühende Geschmack einer Nation mit der Verfeinerung ihrer Sprache in gleichem Verhältniße gestiegen, und mit der Ausartung derselben gefallen sind. Dennoch darf man nicht glauben, daß es die sogenannten Barbaren eigentlich und allein gewesen sind, welche den Fall der Gelehrsamkeit zu diesen Zeiten verursacht haben. Er würde auch ohne sie, nur etwas später, und mit langsamern Schritten erfolgt seyn. Das Gebäude der Wissenschaften war schon lange bey den Römern äußerst erschüttert: und es wurde in diesen Zeiten durch sie selbst noch wankender gemacht.

Ohngeachtet die Heyden seit Constantin dem Großen eine verachtete und gedrückte Parthey ausmachten; so pflanzten sich doch die Wissenschaften und Künste auf dem alten fruchtbaren Boden noch glücklich genug fort. Auch genossen die heydnischen Gelehrten eine außerordentlich lebhafte Aufmunterung vom Julianus. Aber unter den christlichen Kaisern, seinen Nachfolgern, wurde ihr Schicksal desto ungünstiger. Der ältere Theodosius, und seine beyden Söhne, brachten dem Heydenthum in ihrem Reiche die letzten und härtesten Streiche bey: und die Würkung derselben traf auch die Gelehrten von dieser Religion. Noch vorher ergieng im Jahr 374. eine blutige Verfolgung über die heydnischen Philosophen; wiewohl sie das Ansehen einer gerechten Bestrafung haben sollte. Damals war eine Verschwörung wider den Kaiser Valens entdeckt worden. Einige vornehme und gelehrte Heyden hatten die strafbare Neubegierde, durch Zauberkünste zu erforschen, wer dem Valens auf dem Throne nachfolgen würde, weil sie, sagt Sozomenus, (H. E. L. VI. c. 35.) das Wachsthum der christlichen Religion ungern sahen. Sie glaubten entdeckt zu haben, daß der Nahme des künftigen Kaisers sich mit den Buchstaben ΘΕΟΔ anfange, und zweifelten daher desto weniger, daß es Theodorus, ein kaiserlicher Geheimschreiber, und einer der trefflichsten Männer seiner Zeit, der dabey ein Heyde war, seyn würde. Schon trafen sie mit ihm gewisse Anstalten, um sich des Reichs für ihn zu versichern; wobey selbst das Leben des Kaisers in Gefahr gewesen zu seyn scheint. Als aber dieser Nachricht davon erhielt, ließ er nicht nur den Theodorus und seine Mitschuldigen, sondern auch unzählige andere Menschen, auf die nur ein entfernter Verdacht fallen konnte, oder die von schändlichen Angebern verklagt wurden, größtentheils

J. n. C. G. 363 bis 430.

F. n. C. G. 363 bis 430.

also Unschuldige, eiligst hinrichten. Besonders verloren durch diese blinde und wütende Rachbegierde des Kaisers, viele heydnische Philosophen, und darunter sehr gelehrte Männer, das Leben. Einer von ihnen, Simonides, der noch sehr jung war, und bloß von jener Vorhersagung gehört hatte, wurde unter allen allein, wegen seines standhaften Betragens gegen die Richter, zum Feuer verurtheilt: und er starb mit großer Unerschrockenheit. Maximus, der berühmte Lehrer und Freund des Kaisers Julianus, gestand ebenfals nur, daß ihm diese Sache zwar bekannt geworden sey, daß er aber denen, welche daran Antheil hatten, ihr unglückliches Ende verkündigt habe; er wurde aber gleichwohl enthauptet. Beynahe alle Menschen, deren Nahme sich mit Theod anfieng; und nicht bloß Philosophen, sondern auch solche Gelehrte, welche mit diesen etwas Aehnliches, in Ansehung ihres Mantels, hatten; endlich auch alle, bey welchen man würkliche oder nur vermeinte Zauberbücher fand, wurden zum Tode geführt. Da auch alle Bücher von der gedachten Art verbrannt werden sollten: so warf man, damit es das Ansehen haben möchte, die Verurtheilten wären in der That Zauberer gewesen, eine unbeschreibliche Menge Bücher ins Feuer, von denen doch die meisten zu den freyen Künsten und zur Rechtsgelehrsamkeit gehörten. Sehr viele verbrannten selbst ihre Büchersammlungen, um nur einem gleichen Unglücke zu entgehen. In dieser Erzählung kommen die christlichen und heydnischen Schriftsteller mit einander überein. Ammianus insonderheit, der ein Augenzeuge dieser Abscheulichkeiten war, hat sie auch am lebhaftesten abgeschildert. (Ammian. Marc. Hist. L. XXIX. c. 1. 2. Zosim. Hist. L. IV. c. 13-15. Eunapius in vita Maximi; Socrates H. E. L. IV. c. 19. Sozom. l. c.)

Durch

Durch andere Ursachen litt die Gelehrsamkeit unter den Christen selbst in diesen Zeiten. Bey allem Eifer, den sie schon lange angewandt hatten, sich die Wissenschaften und Künste der Griechen eigen zu machen, war es doch hauptsächlich nur ein theologischer Gebrauch, zu welchem sie dieselben bestimmten. Sie legten sich auf die Beredsamkeit, um ihre Religion einnehmend vortragen, und nachdrücklich vertheidigen zu können. Diejenigen, welche dichterische Gaben besaßen, nützten sie zur Verfertigung biblischer Gedichte und geistlicher Gesänge. Sie philosophirten, um die heydnischen Philosophen desto besser zu widerlegen. Sie schrieben Geschichten: aber fast nur von ihrer Religion und Kirche. Es waren Schätze des Verstandes und Witzes, die man den Heyden abborgte, nicht sowohl um sie zu vergrößern, und auf allen Seiten zu erweitern; als vielmehr, um diejenigen dadurch ärmer zu machen, von denen man sie entlehnt hatte. Freylich sahen auch viele Christen dabey auf die Bereicherung und Ausschmückung ihres Geistes, und auf eine gemeinnützige Anwendung der Gelehrsamkeit überhaupt. Unterdessen wenn man alles Große und Vortreffliche, oder wenigstens das Rühmliche und Bewunderte, was von den Christen, hundert Jahre lang, seit dem Constantinus, der ihnen die uneingeschränkteste Freyheit, auch den Wissenschaften sich zu ergeben, verschaffte, darinne geleistet worden ist, in Ueberschlag nimmt: so findet man bald, daß sich ihre gelehrte Beschäftigungen beynahe insgesammt auf die Seite ihrer Religion und Kirche gelenkt haben. Sie waren es, während des Zustandes ihrer Bedrückungen, gewohnt, der heydnischen Gelehrsamkeit eine solche Richtung zu geben; und sie blieben desto mehr bey dieser Denkungsart, auch da sie allen ihren Neigungen ungebunden folgen konnten,

F. n. C. G. 363 bis 430.

weil sie es nunmehr zu einer ihrer Hauptabsichten
J. n. machten, die Heyden zu demüthigen. Den Christen
C. G. und ihrer theologischen Gelehrsamkeit war dieses auf
363 mancherley Art sehr vortheilhaft: das empfanden sie
bis und ihre heydnischen Gegner genugsam. Aber für
430. die Wissenschaften und Künste, im Ganzen genommen, konnte eine solche einseitige Behandlung derselben nicht anders als einige Einschränkung ihres Fortgangs hervorbringen.

Dazu kam nun auch ein gewisser **Widerwille, mit welchem viele Christen die heydnische Gelehrsamkeit betrachteten.** Man hatte von demselben schon in frühern Zeiten Spuren gesehen, indem es Christen gab, welche manche gelehrte Untersuchungen der Heyden, wegen einiger Verwandtschaft mit ihrer Religion, vor abgöttisch ansahen; andere noch häufiger, welche insonderheit die Philosophie derselben, als eine stolze Lehrerinn von Irrthümern, verabscheueten; oder sie anklagten, daß sie ihr Gutes lediglich einem Raube aus jüdischen Schriften zu danken habe. **Die jetzt sehr überhandnehmende Liebe zur Mönchsfrömmigkeit**, verstärkte und verbreitete diese Abneigung ungemein. Leute, die, gleich den Mönchen, die Gelehrsamkeit von der höhern Gottseligkeit schlechterdings getrennt wissen wollten, und sich dennoch mit allgemeinem Beyfall, das Ansehen von Lehrern gaben, konnten unter allen Christen am wenigsten Freunde oder Beförderer der heydnischen Gelehrsamkeit seyn. Es ist wahr, daß diese von einigen der vornehmsten christlichen Lehrer gekannt und angepriesen wurde. **Basilius der Große** belehrte sogar junge Christen in einer besondern Abhandlung, wie sie die heydnischen Schriftsteller mit Nutzen lesen und studieren müßten. Sein Freund, **Gregorius von Nazian-**

Nazianzus, setzt, nachdem er die Gelehrsamkeit das erste Gut unter den irdischen genannt hat, hinzu: „Ich meine nicht bloß die edlere und unsrige, welche „alles Artige und Zierliche in Worten verachtet, sich „allein mit der Seligkeit, und mit der Schönheit sol„cher Dinge, die für den Verstand gehören, beschäf„tigt; sondern auch die auswärtige, die von vielen „Christen irrig verabscheuet wird, als wenn sie hinter„listig und gefährlich wäre, und weit von Gott ab„führte." (Orat. XX. in laudem Basilii M. p 323. T. I. Opp. Paris. 1630. fol.) Aber eben diese, und andere der gelehrtesten Christen, setzten nicht selten alle Wissenschaft, die nicht eigentlich theologisch ist, ja wohl gar die Gelehrsamkeit überhaupt, durch eine hitzige Empfehlung des Mönchslebens, und besonders durch die Lobsprüche, mit welchen sie die fromme Unwissenheit der Mönche belegten, sehr herab. So spricht, unter andern, der eben gedachte Gregorius von der Weisheit und Heiligkeit der Mönche, gegen welche er einen Socrates, Plato, und die übrigen großen Männer der Heyden, als nichtswürdige und lächerliche Leute behandelt. (Orat. III. in Julianum, p. 77. sq. l. c.) S. n. T. G. 363 bis 430.

Diese Denkungsart wurde nicht nur immer herrschender; sondern auch durch das Beyspiel solcher Lehrer, welche das meiste Ansehen und die größte Wissenschaft hatten, desto schädlicher. Hieher gehört der berühmte Traum, den Hieronymus einer von den christlichen Jungfrauen erzählte, die er zum Klosterleben beredet hatte. (Epist. XXII. ad Eustochium, p. 94. Tom. I. ed. Francof. 1684. fol.) Niemand übertraf ihn, als er dieses um den Anfang des fünften Jahrhunderts schrieb, in der lateinischen Kirche, an Belesenheit in den heydnischen Schriftstellern: und er

J. n. C. G. 363 bis 430.

hatte sie auch nicht wenig zum Besten der theologischen Gelehrsamkeit genützt. Gleichwohl warnte er die gottselige Eustochium vor dem Lesen derselben durch die seltsamsten Vorstellungen. „Was haben, sagt er, „Christus und Belial, die Psalmen und Horatius, „die Evangelien und Virgilius, die Apostel und „Cicero mit einander zu schaffen? Wir dürfen nicht „zugleich den Kelch Christi, und den Kelch der Teufel trinken.“ Ich will dir, fährt er fort, die Geschichte meines ehemaligen unglückseligen Zustandes berichten. Nachdem er also gemeldet hat, daß er in seinen jüngern Jahren, um den Cicero zu lesen, gefastet; nach vielem Wachen und Weinen über seine Sünden, den Plautus in die Hand genommen, und dagegen die Propheten, wegen ihrer rauhern Schreibart, weggeworfen habe, klagt er, daß dieses ein Betrug der alten Schlange gewesen sey. Darüber, schreibt er, fiel ich in eine tödtliche Krankheit. „Plötzlich wurde ich im Geiste vor den Richterstuhl des Richters hingezogen, wo die Klarheit der Umstehenden einen solchen Glanz verursachte, daß ich mich auf die Erde warf, und nicht erkühnte, meine Augen aufzuschlagen. Als ich gefragt wurde, wer ich wäre, antwortete ich: ein Christ. Allein der Richter versetzte darauf: **Du lügst; du bist ein Ciceronianer, nicht ein Christ. Denn wo dein Schatz ist, da ist auch dein Herz.** Sogleich verstummte ich, und wurde unter den Schlägen, die er mir zu geben befohl, noch mehr durch das Feuer des Gewissens gequält, indem ich jene Stelle überdachte: Wer wird dir in der Hölle danken? Ich fieng darauf an zu schreyen, und heulend zu sagen: Erbarme dich mein, o Herr! Worte, die man unter den Schlägen der Geißel hörte. Endlich warfen sich die Umstehenden zu den Füssen des Richters, und baten ihn, meiner

Jugend

Jugend Verzeihung, und meinem Irrthum Plaß zur Reue zu lassen; er möchte mich künftig strafen, wenn ich noch einmal die Schriften der Heyden lesen würde. Ich wollte in einer solchen Noth noch mehr versprechen, und schwur bey seinem Nahmen: Herr, wenn ich jemals wieder heydnische Bücher (Codices seculares) habe, wenn ich sie lese: so will ich dich verleugnet haben! Auf diesen Eyd werde ich entlassen, kehre in die Oberwelt zurück, und öffne zu jedermanns Verwunderung die Augen, welche mit einem solchen Thränenguß überschwemmt waren, daß ich auch Ungläubige durch meinen Schmerz zum Glauben nöthigte. Es war auch kein bloßer Schlaf, oder eitler Traum, dergleichen uns oft berückt. Es zeugte für mich der Richterstuhl, vor welchem ich gelegen hatte; das Gericht, welches ich fürchtete; (eine Pein, in welche ich niemals wieder zu gerathen wünsche,) die Striemen auf den Schultern, das Gefühl der Schläge nach dem Schlaf, und ein solcher Eifer im Lesen göttlicher Bücher, als ich vorher nie auf menschliche gewandt hatte.“ H. n. C. G. 363 bis 430.

Eine solche Erzählung braucht kaum untersucht zu werden, wenn man ihren Werth bestimmen will; obgleich auch jenes vom C. A. Heumann, (de ecstasi Hieronymi Anti-Ciceroniana, in Sylloge, Diss. I. p. 655.) geschehen ist. Das Ungereimte der ganzen Nachricht, die gleichsam eigennützige Absicht, zu welcher sie Hieronymus anwandte, und das schwärmerische Feuer der Einbildungskraft, welches ihn so oft fortzureißen pflegte, und auch hier kenntlich ist, lassen gleich beym ersten Anblick vermuthen, daß es entweder eine gutgemeinte Erdichtung, oder ein Traum gewesen sey. Er selbst nannte es in der Folge, da ihm Rufinus vorwarf, daß er meineydiger Weise

J. n. C. G. 363 bis 430.

doch fortfahre, sich der heydnischen Gelehrsamkeit, hauptsächlich aus dem Gedächtnisse, zu bedienen, einen Traum, dem man so wenig als andern Gesichtern dieser Art, viel trauen könne. (Apolog. adverſ. Rufinum L. II. p. 141. ſq. ed. cit.) Allein für die Gelehrsamkeit unter den abendländischen Christen, scheint es ein nur gar zu wichtiger Traum geworden zu seyn. Die so ernsthafte Versicherung des ehrwürdigen Mannes von der Wahrheit dieser Begebenheit, mußte den stärksten Eindruck machen: und was er empfohl, war dem täglich mehr einreißenden Geschmack so angemessen, daß man es ohne Zweifel mit beyden Händen ergriffen hat. Noch zu den Zeiten des Erasmus, wie er in seinen Anmerkungen zu dem angeführten Briefe des Hieronymus erzählt, wußten auch diejenigen Geistlichen, welche niemals ein Wort von diesem Kirchenlehrer gelesen hatten, doch das Mährchen auswendig, daß er deswegen geschlagen worden sey, weil er den Cicero gelesen hätte. Das diente ihnen zur Rechtfertigung ihrer Unwissenheit, nicht nur in der heydnischen, sondern in der Gelehrsamkeit überhaupt. Sogar in den neuesten Zeiten, hat der französische Herausgeber der Werke des Hieronymus, (Dom Jean Martianay, dans la Vie de St. Jerôme, p. 104-106. Paris, 1706. 4.) noch nicht daran gezweifelt, es sey ein göttlicher Traum gewesen, durch welchen dieser Lehrer gewarnt worden wäre.

Obgleich aber die allgemeine und gründliche Gelehrsamkeit zu dieser Zeit im Römischen Reiche durch mancherley Ursachen von ihrem Fortgange zurückgehalten wurde; so blieb sie gleichwohl noch nicht gänzlich stehen. Selbst die feindseligen Gesinnungen zwischen Christen und Heyden, schärften die Nacheiferung unter ihnen. Keiner von

den

den beyden Theilen wollte durch den andern übertroffen werden; man strebte insonderheit nach dem Ruhm, einander durch Verstand, Witz und Beredsamkeit Abbruch zu thun. Außerdem daß die Hochachtung gegen die Wissenschaften in diesem Reiche so alt und fest gegründet war, gab es auch noch immer Kaiser, welche dieselbe liebten und unterstützten. Darunter thaten sich besonders **Valentinianus der Erste, Gratianus, Theodosius der Große**, und sein Enkel, der **jüngere Theodosius**, hervor. Vorzüglich aber hat man von dem erstern dieser Kaiser verschiedene merkwürdige Gesetze zur Ehre und zum Besten so wohl der Gelehrten, als der Wissenschaften und Künste selbst. Gleich im Jahr 364. ertheilte er den Christen die uneingeschränkte Freyheit, Lehrer abzugeben, wieder, die ihnen **Julianus** entrissen hatte. (Cod. Theod. L. XIII. tit. 3. de Medicis et Professorib. l. 6.) Da es auch durch die ausnehmende Gewogenheit des eben genannten Kaisers gegen die Philosophen, geschehen war, daß viele, die gar nicht unter dieselben gehörten, sich ihnen in der Kleidung und anderm Aeußerlichen gleich stellten: so verordnete **Valentinianus**, daß alle solche Leute genöthigt werden sollten, die öffentlichen Aemter in ihrem Vaterlande zu verwalten. (C. Th. l. c. leg. 7. C. Just. L. X. t. 52. de Profess. et Medic. l. 8.) Die Freyheit hingegen von solchen Aemtern und beschwerlichen Dienstleistungen, deren nicht allein die würklichen Philosophen, sondern auch die Lehrer der Sprachlehre und Beredsamkeit, besonders aber alle an dem kaiserlichen Hofe und außer demselben von dem Kaiser besoldeten Aerzte (Archiatri) schon lange genossen, bestätigten er, und andere Kaiser ihnen von neuem; sie sorgten für ihren Unterhalt, ihre Rechte und Ehrenbezeugungen. (C. Th. l. c. l. 8-19. coll. L. VI. t. 16. de Comitibus et Archiatris S. Palatii,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

latii, l. un. et. t. 21. de Profeſſorib. qui in urbe Conſtantinop. docentes ex lege meruerint comitivam, l. un. C. Juſt. l. c. l. 9-11. coll. L. XII. t. 13. de Comit. et Arch. S. Pal. et t. 15. de Profeſſ. qui cet.)

Valentinianus gab insbeſondere im Jahr 370. eine berühmt gewordene Vorſchrift, nach welcher ſich die zu Rom Studirenden richten ſollten; (C. Th. L. XIV. t. 9. de Studiis liberalibus urbis Romae et Conſtantinop. l. 1.) ein Geſetz, welches von zween ſehr gelehrten Männern, (Jac. Gothofred. Comment. ad h. l. et Herm. Conringii Diſſ. ad L. I. C. Th. de Stud. lib. Helmſt. 1655. 4.) ſchön erläutert, vom letztern auch richtig beurtheilt, und daher in manchen Stücken getadelt worden iſt. Demſelben zu Folge, ſollten ſich alle junge Leute, welche des Studierens halber nach Rom kämen, ſogleich bey dem Oberaufſeher der Steuer (Magiſter cenſus) melden, und ihm eine ſchriftliche Erlaubniß zu ihrer Reiſe von der Obrigkeit ihrer Provinz, ingleichen Zeugniße von ihrer Herkunft und ihren Sitten vorzeigen. Sie ſollten auch alsbald anzeigen, welcher Wiſſenſchaft ſie ſich hauptſächlich ergeben, und wo ſie wohnen würden. Die Steuerbedienten (Cenſuales) ſollten Acht geben, daß dieſe Studierenden ſittſam lebten, nicht in die Zuſammenkünfte der großen Menge, nicht oft in die Schauſpiele, noch zu ausſchweifend langen Gaſtmahlen kämen. Dem Befehlshaber der Stadt wird die Macht ertheilt, wenn einer von ihnen ſich unanſtändig aufführen würde, demſelben öffentlich Schläge geben, ihn alsdann gleich auf ein Schiff ſetzen zu laſſen, und in ſein Vaterland zurück zu ſchicken. Die fleißigern unter ihnen ſollten die Erlaubniß haben, ſich bis in ihr zwanzigſtes Jahr zu Rom aufzuhalten; diejenigen aber, welche länger daſelbſt blieben, ſollten, auch wohl auf eine

schimpfliche Art, nach Hause gesandt werden. Endlich sollten Verzeichnisse und genaue Nachrichten von ihnen, sowohl in die Provinzen, als jährlich an den kaiserlichen Hof überschickt werden. — Man weiß zwar nicht viel Besonderes von dem damaligen Zustande des gelehrten Unterrichts zu Rom; allein es ist aus den frühern Zeiten bekannt, daß es viele öffentliche und Privatlehrer daselbst gegeben habe, unter denen Donatus und Victorinus schon in dieser Geschichte angeführt worden sind. Mehr Nachrichten dieser Art von Constantinopel, kann man aus einem Gesetze des jüngern Theodosius vom Jahr 425. schöpfen. (C. Th. L. XIV. t. 9. de Stud. lib. cet. l. 3. C. Just. L. XI. t. 18. l. un.) Darinne befohl er, daß die öffentlichen Lehrstunden im Capitolium dieser Hauptstadt nur von den öffentlich dazu bestellten Lehrern gehalten werden sollten. Drey derselben sollten die Römische Beredsamkeit, und zehn die Römische Sprachlehre vortragen; hingegen sollten fünf griechische Lehrer der Beredsamkeit, (Sophistae) und zehn griechische Sprachlehrer seyn. Zu allen diesen setzt er noch einen Lehrer der Philosophie, und zween für die Rechtsgelehrsamkeit. Daß außerdem zu Athen, Alexandrien und Antiochien, und in den Abendländern, besonders in verschiedenen Gallischen Städten, wie, zum Beyspiel, zu Treveri und Burdegalis, (jetzt Trier und Bourdeaux) viele sehr geschickte öffentliche Lehrer zu diesen Zeiten gelebt haben; ingleichen daß die berühmte Rechtsschule zu Berytus in Phönicien noch immer glücklich fortgedauert habe, ist bekannt genug. Noch blühte das Museum zu Alexandrien, und in demselben eine Gesellschaft von Gelehrten, die einen Priester des Serapis zum Vorsteher hatte. Die medicinische Schule eben dieser Hauptstadt stand noch in solchem Ansehen,

§. 11. T. G. 363 bis 430.

daß es genug zur Empfehlung eines Arztes war, wenn
J. n. C. G. man wußte, daß er daselbst studiert habe. (Ammian.
363 Marcell. Hist. L. XXII. c. 16.)
bis
430. Eine zahlreiche Reihe scharfsinniger und gelehrter Männer in diesem Zeitalter, beweiset mehr als alles übrige, daß die Gelehrsamkeit damals, auch da sie allmählich sank, noch viele Stützen gehabt habe. Unter den Heyden findet man achtungswerthe Schriftsteller in den meisten Künsten und Wissenschaften. So viel auch die eklektische Schule von Philosophen, wie oben erzählt worden ist, unter dem Valens gelitten hatte: ein Unglück, das vermuthlich eben so sehr von der Freundschaft dieser Gelehrten mit dem Kaiser Julianus, als von den Zauberkünsten und Staatsverbrechen, deren sie beschuldigt wurden, herkam; so war sie doch dadurch keineswegs vertilgt worden. Man schonte selbst eines der vornehmsten Lehrer des genannten Kaisers, des Chrysanthius, weil er, welches schon in dieser Geschichte bemerkt worden ist, (Theil VI. S. 305.) während der heydnischen Regierung, viele Mäßigung gegen die Christen bewiesen hatte. Doch verlor er bald sein Oberpriesteramt, und lebte seitdem zu Athen in der Stille und in einer freywilligen Armuth, bis in ein hohes Alter. Er fuhr fort, in seiner Philosophie und Religionswissenschaft Unterricht zu geben, auch eine Menge Bücher zu schreiben, von denen sich keines erhalten hat. Man betrachtete ihn als das Oberhaupt der heydnischen Religion. Auch blieb Priscus am Leben, und pflanzte das Heidenthum noch viele Jahre in den Tempeln Griechenlands fort: ebenfals einer der angesehensten Philosophen dieser Parthey; der aber, wie die ältern Lehrer derselben, seine Weisheit als einen edeln geheimen Schatz ansah, den man nicht zu voreilig bekannt

machen,

machen, noch weniger durch Streitunterredungen mit Unwissenden herunterseßen dürfe. J. n. C. G. 363 bis 430.

Eunapius, ein Anverwandter und Schüler des Chrysanthius, neben welchem er auch den christlichen Lehrer der Beredsamkeit Proäresius hörte, ist unter diesen Philosophen vorzüglich bekannt worden. Er lernte von ihnen besonders auch jene geheimen Lehren und Gottesdienste, durch welche das Heydenthum noch sehr vielen ehrwürdig geblieben zu seyn scheint, wie die Theurgie, und die Eleusinischen Geheimniße, zu welchen er eingeweihet wurde. Nächstdem hatte er sich auch mit der Arzneykunde bekannt gemacht; lehrte aber hauptsächlich die Beredsamkeit. Auf Anrathen des Chrysanthius, seßte er seine Lebensbeschreibungen der Philosophen und Redner dieser Parthey auf, die, ohngeachtet seiner abergläubischen Anhänglichkeit an die heydnische Religion, und sehr übertriebenen Bewunderung dieser Gelehrten, doch ein sehr nüßliches und unentbehrliches Werk in der Gelehrten- und Religionsgeschichte dieser Zeiten ist. Er fängt sie vom Plotinus an, und beschreibt darauf die Geschichte des Porphyrius und Jamblichus, und ihrer Schüler, von denen die merkwürdigsten in dieser Geschichte angeführt worden sind, bis gegen das Jahr 400 hin. Seine Schreibart ist gekünstelt und zuweilen unverständlich; aber die Schriftsteller dieser Parthey überhaupt haben die räthselhafte Dunkelheit ihres Vortrags weit höher als er getrieben. Da die alten Ausgaben dieses Werks vom Hadrian Junius, (Antwerpen, 1568. 8.) und andern Gelehrten, theils selten, theils fehlerhaft, und vieler Berichtigungen oder Erläuterungen fähig sind: so hatte bereits Joh. Albr. Fabricius den Vorsatz zu einer neuen gefaßt. Nachher hat ein Gelehrter von nicht geringerer Wissenschaft,

der

J. n. C. G. 363 bis 430.

der vor einer Menge anderer im Stande wäre, viel Gutes und Gelehrtes über diese ältere philosophische auch kirchliche Geschichte und Litteratur zu schreiben, der Herr Abt Carpzov, eine neue Ausgabe dieser Lebensbeschreibungen versprochen, (Specimen Eunapii edendi, Lipſ. 1748. 4) und man muß wünschen, daß er diese lange Erwartung noch erfüllen möge. — Eunapius hatte überdieß noch eine Fortsetzung der Geschichte des Dexippus, der in den spätern Zeiten des dritten Jahrhunderts die Geschichte der Römischen Kaiser bis auf Claudius den Zweyten schrieb, hinterlassen, die sich bis zum Jahr 404 erstreckte. Sie war sehr partheyisch gegen die christlichen Kaiser, und dagegen mit Lobsprüchen Julians angefüllt. (Photii Biblioth. Cod. 77.) Das hätte einem heydnischen Schriftsteller eben so wenig scharfen Tadel zuziehen sollen, als man es den christlichen verargt, daß sie gerade entgegengesetzte Urtheile über diese Fürsten gefällt haben. Es haben sich zwar von diesem Werke nur wenige Auszüge erhalten, die unter andern in einer großen Sammlung (de Scriptt. Byzant. Protrepticon Phil. Labbei, p. 15. ſq.) stehen. Allein wegen der Beziehung welche die noch vorhandene merkwürdige Geschichte des Zosimus auf dieses Werk hat, verdiente dasselbe hier genannt zu werden.

Nicht allein zur Zeit des Eunapius, sondern auch in den ersten dreyßig Jahren des fünften Jahrhunderts, dauerte diese Folge von neuplatonischen Philosophen, besonders zu Alexandrien, ihrem eigentlichen Vaterlande, und zu Athen, immer fort. In der letztern Stadt lehrte Plutarchus, der Sohn des Nestorius, (durch welchen Zusatz man ihn von dem frühern Philosophen dieses Nahmens unterscheidet,) mit solchem Ruhm, daß man ihn den Großen nannte,

nannte, und nach ihm sein würdiger Schüler Syrianus, aus dessen Unterrichte der berühmte Proclus kam, der in den nächstfolgenden Zeiten diese Parthey hauptsächlich in Ansehen erhielt. Zu Alexandrien erwarb sich Hierocles einen ausnehmenden Beyfall. In seinem Werke von der Vorsehung und vom Schicksal, woraus Photius (Biblioth. Cod. 214. et 215.) Auszüge aufbehalten hat, gab er sich viele Mühe, die von einander abweichenden Lehrsätze des Plato und Aristoteles, von der Vorsehung, von der Unsterblichkeit der Seele, und andern Materien, zu vereinigen. Er ist auch allem Ansehen nach Verfasser des Commentarius über die sogenannten goldenen Gedichte des Pythagoras. Wenigstens erkennt man auch darinne den Mann, der philosophische und christliche Lehren, so viel es möglich war, mit einander in Uebereinstimmung bringen, und zum wenigsten den erstern einen Vorzug verschaffen wollte. Unterdessen entzieht dieses dem Werthe der schönen Stellen über die Sittenlehre nichts, welche darinne vorkommen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Auch Frauenspersonen thaten sich zuweilen unter den eklektischen Philosophen hervor; keine darunter aber mehr als Hypatia. Sie war eine Tochter des Theo, eines trefflichen Mathematikers zu Alexandrien. Durch den Unterricht, welchen er, und die Philosophen dieser Stadt ihr ertheilten, hauptsächlich aber durch ihre ungemeinen Gaben, brachte sie es so weit, daß sie nicht nur ihren Vater, sondern auch selbst alle damals lebende Philosophen der oftgedachten Parthey, an Gelehrsamkeit übertraf. Man trug ihr daher nicht lange vor dem Jahr 400, wie es scheint, das öffentliche Lehramt in dieser philosophischen Schule auf. Sie verwaltete dasselbe, mit dem philosophischen Mantel bekleidet, nicht nur im gewöhnlichen Lehrsaale, sondern

F. n. C. G. 363 bis 430.

dern auch mitten in der Stadt, wo sie herumgieng, und jedermann, der es verlangte, Stellen und Lehrsätze der alten Philosophen erklärte. Ihre Beredsamkeit, ihre ausnehmende Schönheit, und eine gleich liebenswerthe Tugend, machte sie noch bewundernswürdiger. Aus allen Ländern kamen Jünglinge, um sich von ihr unterweisen zu lassen, und man kennt berühmte Gelehrte, die ihre Schüler gewesen waren. Ihre mathematischen Schriften sind verloren gegangen. Es giebt zwar noch unter ihrem Nahmen ein lateinisches Schreiben an den Erzbischof von Alexandrien, Cyrillus, das unter andern auch Baluze, (in Nova Collect. Concilior. Tom. I. p. 926. sq. Paris. 1683. fol.) hat abdrucken lassen. Darinne tadelt sie den Erzbischof, daß er den Nestorius verfolgt hätte, der doch mit dem ihr bekannten Lehrbegriffe der Apostel besser als er übereinstimmte: und sie bezeigt zugleich ihre Neigung, eine Christinn zu werden. Allein die Sprache, in welcher dieser Brief aufgesetzt ist, die darinne begangene Fehler wider die Zeitrechnung, und überhaupt das Seltsame oder Irrige in der Denkungsart und Schreibart desselben, beweisen deutlich genug, daß er die Erfindung irgend eines Christen sey, der durch die Mäßigung und die Vorwürfe einer weisen Heydinn den Cyrillus zu beschämen suchte. Hypatia lebte viele Jahre lang in einer allgemeinen und außerordentlichen Hochachtung. Christen und Heyden, selbst aus dem vornehmsten Stande, besuchten sie fleißig, um sich mit ihr über gelehrte Fragen, oder über wichtige Angelegenheiten zu unterreden, weil ihre Klugheit eben so groß war, als ihre Wissenschaft. Sie hingegen bediente sich ihres Ansehens, um Nothleidenden bey der Obrigkeit durch ihre Fürsprache zu helfen; nie verlor sie ihr bescheidenes Betragen, und war in der That ein Wunder ihrer Zeit.

Endlich

Endlich aber kam sie im Jahr 415 oder 416. auf die traurigste Art ums Leben. Der Neid beförderte ihren Untergang, sagt Socrates, (Hist. Eccl. L. VII. c. 15.) Denn da sie mit dem Statthalter Orestes öfters sprach: so entstand daraus unter dem christlichen Volke zu Alexandrien, die Verleumdung gegen sie, als wenn sie es verhinderte, daß Orestes und Cyrillus nicht wieder Freunde würden. Einige hitzige Köpfe also, deren Anführer ein gewisser Petrus war, lauerten ihr auf, als sie einst nach Hause kam, schleppten sie in eine Kirche, zogen sie nackend aus, und tödteten sie mit Scherben; darauf zerhieben sie ihren Körper in Stücken, und verbrannten dieselben. „Diese That, setzt der Geschichtschreiber hinzu, gereichte dem Cyrillus, und der alexandrinischen Kirche zu einem nicht geringen Schandflecken. Denn für christlichgesinnte Menschen schicken sich Mordthaten und Schlägereyen, oder andere solche Händel, ganz und gar nicht.“ Man sieht leicht, daß dieses Urtheil einen Verdacht erregt, Cyrillus möchte wohl selbst einigen Antheil an der Ermordung der Hypatia gehabt haben: und dieser Verdacht steigt, wenn man die im Vorhergehenden vom Socrates erzählten Zänkereyen, Gewaltthätigkeiten und andere Ausbrüche von dem ungestümen Eifer des Cyrillus damit vergleicht. Was dieser christliche Zeitgenosse des Erzbischofs nur zu verstehen giebt, das behauptet ein heydnischer Philosoph, der hundert Jahre später lebte, Damascius, (in vita Isidori, apud Suidam, v. Ὑπατία) ausdrücklich, und mit Anführung erläuternder Umstände. Eines Tages, schreibt er, gieng Cyrillus bey dem Hause der Hypatia vorbey, und sah daselbst einen großen Hauffen von Menschen und Pferden. Auf Befragen, was dieser Zulauf bedeute, sagte man ihm, es wären lauter Leute, welche die Hypatia besuchten. Das reizte ihn so

J. n. C. G. 363 bis 430.

sehr

J. n. C. G. 363 bis 430. sehr zum Neide, daß er den Pöbel anstiftete sie umzubringen. — Aber diese Nachricht eines jüngern eifrig heydnischen Schriftstellers kann allein nicht entscheidend glaubwürdig heißen. Daß der verfolgende Geist, und die unanständige Heftigkeit, welche Cyrillus kurz vorher bewiesen hatte, dem Pöbel Muth gemacht haben mögen, die Philosophinn zu ermorden, ist sehr glaublich; aber es gehört mehr dazu, als wir von seinen Grundsätzen und Handlungen zuverläßig wissen, (ob wir sie gleich in einem ziemlich großen Umfange kennen,) um zu beweisen, daß er eine solche Schandthat vorsetzlich veranlaßt oder bewürkt habe. Die Geschichte der Hypatia, die außer den angeführten Schriftstellern, noch aus den Briefen ihres Schülers Synesius, und aus dem Philostorgius, (H. E. Epit. L. VIII. c. 9.) geschöpft werden muß; die aber in den neuern Zeiten sehr verschieden beurtheilt worden ist, hat zuletzt an dem Herrn Professor Wernsdorf in Helmstädt einen Schriftsteller gefunden, der an Vollständigkeit, auch gelehrter und unpartheyischer Genauigkeit der Untersuchungen, (de Hypatia, Philosopha Alexandrina, Dissertt. IV. Viteb. 1748. 4.) seine Vorgänger merklich übertroffen hat.

Themistius, der nebst dem Libanius, die Ehre der griechischen Beredsamkeit dieses Zeitalters war, gehört zwar eigentlich nicht unter die Lehrer der eklektischen Parthey; aber er verdient auch überhaupt, als Philosoph, besonders gestellt zu werden. Man rechnete ihn zu den Sophisten, wie die Lehrer der Beredsamkeit zu dieser Zeit genannt wurden. Er selbst wollte jedoch diesen Nahmen nicht führen, (Orat. 23.) weil er sich seinen Unterricht so wenig bezahlen ließ, daß er vielmehr manchen seiner Zuhörer mit seinem mäßigen Vermögen Hülfe leistete. Gregorius von Nazians

Nazianzus, selbst ein trefflicher Redner, nennt ihn den König der Beredsamkeit, (Epist. 140. p. 166. T. I. Opp. ed. Paris.) und seine übrigen Zeitgenossen legten ihm den Ehrennahmen des zierlichen Redners (Εὐφραδὴς) bey. In der Philosophie schien er zwar vornemlich dem Aristoteles anzuhängen: und man hat noch von ihm Erläuterungen einiger Schriften desselben. Allein Plato, dem er einen Theil seiner Beredsamkeit schuldig war, nebst andern großen Alten, dienten seinem Scharfsinn nicht weniger, sich zu stärken und auszubreiten. Er wußte die edelsten Lehren auf eine sehr deutliche, angenehme und gemeinnützige Art vorzutragen. Nachdem er die Beredsamkeit und Philosophie zwanzig Jahre zu Constantinopel gelehrt hatte, nahm ihn Constantius in den Senat von Constantinopel auf. Julianus und der ältere Theodosius machten ihn zum Befehlshaber dieser Hauptstadt; der letztere vertraute sogar diesem heydnischen Gelehrten seinen Sohn Arcadius zum Unterrichte. Die Ursachen einer so allgemeinen Hochschätzung des Themistius findet man nicht bloß in der Schönheit seiner Reden, deren noch drey und dreyßig übrig sind, und die Johann Hardouin (zu Paris im Jahr 1684. Fol.) am vollständigsten und besten herausgegeben hat. Sie betreffen die öffentlichen Angelegenheiten der damaligen Zeit, das Lob der rühmlichen Handlungen der Kaiser, Sittenlehre, und vornemlich Regierungsklugheit, auch Wissenschaften, Künste und Pflichten der Gelehrten. Aber seine Weisheit und Mäßigung, die Beweise welche er durchgehends gab, daß er nicht nur auf dem Lehrstuhle und in Schriften, sondern auch in seinen Gesinnungen und Sitten ein Philosoph seyn wollte, das erhob ihn weit über andere seiner Zeitgenossen. Die zwölfte seiner Reden, die man bloß in der lateinischen Ueber-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

setzung des Dudithius liest, ob sie gleich Petavius, bis man etwan die Urschrift finden würde, ins Griechische übersetzt hat, handelt von den verschiedenen Meinungen in Religionssachen, (de religionibus,) und lobt den Kaiser Valens, daß er anfänglich allen seinen Unterthanen völlige Freyheit in der Wahl einer Religion ertheilt habe. Er hatte aber noch eine andere Rede ähnlichen Inhalts an eben diesen Kaiser gehalten, (λόγος προσφωνητικὸς) die zwar verloren gegangen ist; von welcher aber Socrates (H. E. L. IV. c. 32.) und Sozomenus (L. VI. c. 36.) einige Nachricht geben. Valens verfolgte damals die Catholischen, und belegte sie täglich mit härtern Strafen. Themistius stellte ihm daher vor, daß er sich über die Verschiedenheit der Religionsmeinungen unter den Christen nicht wundern dürfe. Sie sey unter den Heyden noch weit größer, indem es bey diesen mehr als drey hundert Lehrsätze oder Meinungen gäbe, woraus nothwendig eine große Uneinigkeit entstehen müsse. Aber diese Verschiedenheit von Lehrbegriffen sey dem Willen Gottes ganz gemäß, damit ein jeder die Größe desselben desto mehr verehren möge, je schwerer es ihm werde, Gott zu erkennen. Diese und andere Gründe milderten wenigstens die Grausamkeit des Kaisers gegen seine Mitchristen; wenn sie ihm gleich keine vollkommene Religionsduldung einflößen konnten. Der heydnische Philosoph, der sie ihm empfohl, scheint bis gegen das Jahr 390 gelebt zu haben.

Ohne einer von den Anführern der eklektischen Parthey gewesen zu seyn, hatte er doch also ebenfals die allgemeine Denkungsart derselben über die Verschiedenheit der Religionen angenommen, die bereits in dieser Geschichte (Th. III. S. 292. fg.) abgeschildert worden ist. Diese Zeiten eifriger christlicher Kaiser erlaub-

erlaubten es weit weniger, als das Jahrhundert des Ammonius, daß man sich der christlichen Religion gerade zu widersetzte: und da war es für die heydnischen Gelehrten das sicherste und klügste, mit dem eben genannten Philosophen zu sagen, auch der Stifter des Christenthums sey einer von den Philosophen gewesen, unter deren Meinungen von Gott und seiner Verehrung man wählen könne, weil ihr Streit unter einander unerheblich sey. Wenigstens hat Themistius, wenn er gleich die neuplatonischen Deutungen und Künsteleyen nicht gebrauchte, doch die Art der äußerlichen Religionsübung als etwas Gleichgültiges angesehen. „Gott hat, schreibt er, (Orat. XII. p. 157. „ed. Hard.) in aller, auch roher und barbarischer „Menschen, Verstand, eine Anleitung zu seiner Erkenntniß gelegt, und allen einen solchen gemeinschaftlichen Trieb zur Gottseligkeit eingeprägt, daß man „denselben weder durch Ueberredung, noch durch Gewalt, aus den Gemüthern herausreißen kann. Allein die Art, ihm zu dienen, hat er nicht vorgeschrieben; sondern dem Willen eines jeden überlassen. — „Wir würden kaum einen Schatten von Religion „mehr haben, wenn alle Menschen stets einerley Religionsgebräuche und Cärimonien gehabt hätten. „Durch die Verschiedenheit ihrer Meinungen darüber, „ist der Eifer für die Religion selbst bis auf unsere „Zeiten unterhalten und vermehrt worden, und wird „auch dadurch beständig bleiben. — Gott selbst kann „eine solche Uebereinstimmung in den Religionsmeinungen, wie einige ungeschickte Leute zu errichten suchen, nicht angenehm seyn, weil es scheint, daß er „sie selbst verhindere. Denn die Natur will, wie „Heraklitus sagt, verborgen seyn, und noch mehr „ihr Herr und Urheber, Gott. Da er sich nun unserer Kenntniß so sehr entzogen hat, und sich zu un-

J. n. C. G. 363 bis 430.

F. n. C. G. 363 bis 430.

„fern Begriffen nicht herabläßt: so ist dieses Beweises genug, daß er nicht von allen einerley Religionsordnung fordere.“

Mitten unter solchen Aeußerungen, die so wenig christlich sind, und doch aus schonenden Absichten für diese Religion flossen, kommen andere in den Schriften des Themistius vor, aus welchen man beym ersten Anblicke schließen möchte, er habe dem Christenthum den Vorzug gegeben. Aber es ist nur eine gleiche Aehnlichkeit, wie sich bey andern heydnischen Schriftstellern dieser und der kurz vorhergehenden Zeiten, zuweilen selbst in den Ausdrücken, findet. Viele Heyden mögen unter der Regierung des Christenthums ihre wahren Religionsgesinnungen verborgen, und sich daher hinter christlichscheinende Redensarten, auch gemeinschaftliche Sittenlehren, versteckt haben. Andere blieben auf dem halben Wege zwischen beyden Religionsparteyen stehen, und drückten sich folglich über keine entscheidend aus. Noch andere scheinen selbst nach ihrem Uebergange zu den Christen, genug von ihrer ehemaligen Denkungsart beybehalten zu haben. Furcht, Vorsichtigkeit, würkliche Bemühung sich der herrschenden Religion zu nähern, und andere Neigungen, brachten eine Menge Zweydeutigkeiten hervor. Daher ist über die Religion mancher Schriftsteller des vierten und fünften Jahrhunderts so viel gestritten worden. Selbst den Themistius hat einer von den Herausgebern seiner Schriften, vor einen Christen gehalten. Chalcidius, der bereits unter dem ältern Constantinus, eine lesenswerthe Erklärung über den Timäus des Plato schrieb, nimmt darinne bald die Gestalt eines Christen, bald, und fast kann man sagen, noch mehr, die von einem Heyden an. Ammianus Marcellinus, Claudianus, und andere, haben

ben eben solche Untersuchungen veranlaßt. Sie sind allerdings nothwendig, wenn man die Werke dieser Schriftsteller zuverläßig gebrauchen, ja selbst das mannichfaltige Verhältniß beurtheilen will, in welchem damals das Christenthum und Heydenthum gegen einander standen. Meistentheils aber ist es auch nicht schwer, die überwiegenden Religionsgesinnungen eines jeden dieser Schriftsteller zu bestimmen. Man darf nur nicht jeden glimpflichen Gedanken über das Christenthum, als ein Bekenntniß dieser Religion; oder jeden Rest von griechischrömischem Abergiauben und Unglauben, als ein ungezweifeltes Merkmal des Heydenthums ansehen. Christen und Heyden begegneten sich zu dieser Zeit gar oft auf dem Scheidewege, der sie ehemals so sehr von einander getrennt hatte, und fiengen gleichsam an, sich unter einander zu mengen. Bey sehr vielen Heyden begnügte man sich daran, wenn sie die christlichen Cärimonien unveränderlich beobachteten; aber mit vielen andern scheint man auch alsdenn zufrieden gewesen zu seyn, wenn sie, ohne ihre väterliche Religion zu verlassen, nur von der christlichen ehrerbietig, oder gar nicht, sprachen. **Mosheim** hat hierüber einige brauchbare Anmerkungen gemacht; (Diss. de turbata per recentiores Platonicos Ecclesia, p. 162. sq. in Dissertt. ad Hist. Eccles. pertinentium Vol. I.) gesetzt auch, daß sie nicht immer in der Anwendung gültig wären. Daß man von den bisher beschriebenen griechischen Philosophen, beym **Fabricius** (Biblioth. Graec. Vol. VI. VIII.) und beym **Brucker** (Hist. crit. Philosoph. Vol. II.) die vollständigsten Nachrichten gesammelt antreffe, braucht kaum bemerkt zu werden. F. II. T. G. 363 bis 430.

Unter den heydnischen Römern dieser Zeit trift man keinen einzigen an, der als eigentlicher Leh-

J. n. C. G. 363 bis 430.

rer und Schriftsteller der Philosophie berühmt geworden wäre. Nicht als wenn diejenigen Römer, die sich durch Gelehrsamkeit hervorthaten, die philosophische Wissenschaft, welche im Grunde die unentbehrlichste des Alterthums, aber auch die weitläuftigste war, vernachläßigt hätten. Sie wandten dieselbe vielmehr bey denjenigen Künsten und Wissenschaften an, durch welche sie der Welt vorzüglich brauchbar zu werden suchten; allein die Griechen blieben doch immer noch die allgemeinen Lehrer der Philosophie. Redner, Dichter und Geschichtschreiber von nicht gemeinen Gaben, standen noch unter den Römern auf. Und wenn sie gleich auch in der Beredsamkeit und Geschichtbeschreibung den Griechen weichen mußten; so waren sie ihnen doch wenigstens zu dieser Zeit, in der Dichtkunst überlegen. Quintus Aurelius Symmachus wurde vor einen der größten Römischen Redner gehalten; überhaupt aber hatte er unter den heydnischen Römern das meiste Ansehen. Nach verschiedenen andern wichtigen Aemtern wurde er im Jahr 384. Statthalter von Rom. Zwar erklärte er sich für den angemaaßten Kaiser Maximus, indem er in seiner Gegenwart eine Lobrede auf denselben hielt, und flüchtete daher, nachdem derselbe vom Theodosius überwunden worden war, aus Furcht vor der Bestrafung, in eine Kirche. Doch der Kaiser vergab ihm seinen Fehler, hauptsächlich auf Fürbitte des Leontius, welcher damals Bischof der Novatianer zu Rom war. (Socrat. H. E. L. V. c. 14.) Bald darauf wurde Symmachus Consul, und scheint bis zum Jahr 400, oder noch etwas länger, gelebt zu haben. Er hatte sich besonders den jüngern Plinius zur Nachahmung vorgestellt. Würklich näherte er sich auch demselben in vielen Stücken: an gleichen Aemtern, an Gelehrsamkeit, an Beredsamkeit,

keit, Freygebigkeit gegen Gelehrte, Lebensart, und seiner Geschicklichkeit in der Schreibart von Briefen. Man findet in diesen letztern, welche in zehn Bücher abgetheilt sind, davon das letzte an die Kaiser gerichtet ist, viele nützliche Nachrichten über die Geschichte und Staatsverfassung seiner Zeit, nicht weniger Merkmale von Rechtschaffenheit, Witz und Scharfsinn: und das alles in einem kurzen, bündigen und angenehmen Ausdrucke. Unterdessen merkt man doch auch an ihm den Verfall der Römischen Beredsamkeit, und selbst der Sprachreinigkeit; wiewohl man eben daraus die Schreibart der Gesetze dieser Zeit im Theodosianischen Gesetzbuche desto besser verstehen lernt. Um diese Briefe hat sich zuerst Franc. Juret, durch eine vollständigere und richtigere Ausgabe, auch hinzugefügte Anmerkungen, (Paris 1580. 4. und mit einigen Untersuchungen vermehrt, ebendas. 1604. 4.) besonders verdient gemacht. Noch mehr sind sie vom Jac. Lectius ergänzt und berichtigt worden, (zu Genf, im J. 1587. fg. 8.) Casp. Scioppius hat in seiner Ausgabe (zu Maynz, 1608. 4.) den Text noch mehr verbessert. Endlich sind sie auch vom Philipp. Pareus, mit einigen brauchbaren Erläuterungen begleitet, (zu Neustadt an der Hardt, 1617. fg. 8.) ans Licht gestellt worden. Ohngeachtet dieser und anderer unerheblicherer Ausgaben, würde doch eine neue nicht überflüßig seyn. Von den Reden des Symmachus hat sich nichts erhalten. Es hat sogar das Ansehen, daß sie entweder nicht mit dem gewünschten Beyfall aufgenommen worden; oder üble Folgen gehabt haben, weil er über ihre traurigen Schicksale klagt. (Libr. VIII. ep. 69.)

F. n. C. G. 363 bis 430.

Nicht nur seine eigenen Religionsgesinnungen, sondern auch der Zustand des Heydenthums, und selbst die Ge-

J. n. C. G. 363 bis 430.

schichte der kirchlichen Streitigkeiten unter den Christen, zu dieser Zeit, bekommen aus seinen Briefen manches Licht. Er erklärt sich mehr als einmal, (L. VIII. ep. 11, 12. sq.) daß der Sitz der Religion im Herzen, nicht in Worten, zu suchen sey. Dem Götterdienste war er zwar aufrichtig ergeben; aber er urtheilte von der äußerlichen Religionsübung eben so, wie **Themistius**, und andere Philosophen, daß die Verschiedenheit derselben mit Gleichgültigkeit betrachtet werden müsse. (L. X. ep. 61.) In eben demselben berühmten Schreiben, worinne er dieses behauptet, legt er jedoch einen Beweiß seines Eifers für die heydnische Religion ab. **Constantius** hatte ehemals den Altar der Siegsgöttinn, welcher beym Eingange des Römischen Rathhauses stand, und bey welchem man sowohl zu opfern als zu schwören pflegte, wegschaffen lassen. Auf **Julians** Befehl wurde er wieder hergestellt; allein **Gratianus** ließ ihn von neuem abtragen, und gab auch andere Verordnungen zum Nachtheil der heydnischen Religion. Die Senatoren, welche derselben zugethan waren, schickten daher im Jahr 382. den **Symmachus**, und einige andere aus ihrem Mittel, an den Kaiser, um die Abstellung dieser Befehle zu bewürken. Doch die Vorstellungen, welche die christlichen Senatoren dagegen thaten, machten, daß **Symmachus** und die übrigen Abgeordneten nicht einmal Gehör erhielten. (Ambros. libell. 1. de non restituenda Ara Victoriae, p. 319. inter Epist. Symmach. ed. Jureti; Symmach. L. X. ep. 54. 61.)

Nach einigen Jahren, als **Valentinianus der Zweyte**, und **Theodosius** mit seinem Sohne **Arcadius**, regierten, wagte es **Symmachus** abermals, um die Wiederherstellung des gedachten Altars, und anderer dem Heydenthume entrissenen Vortheile, zu bitten.

bitten. (L. X. ep. 61.) Er wandte dazu alle seine Beredsamkeit und Gründe von mancherley Art an. „Wer ist wohl so gleichgesinnt mit den Barbaren, sagt er, daß er nicht den Altar der Siegsgöttinn begehren sollte? Wir vermeiden gern Vorbedeutungen von Unglück; es mag also wenigstens dem Nahmen diejenige Ehre erwiesen werden, die man der Gottheit selbst versagt hat. Eure unsterbliche Regierung (aeternitas vestra) ist der Siegsgöttinn schon viel schuldig, und wird ihr künftig noch mehr schuldig seyn. Diejenigen mögen diese Gewalt verabscheuen, denen sie nichts genützt hat. — Wenn man sich aber auch nicht vor einem so übeln Anzeichen zu hüten hätte: so müßten doch wenigstens dem Rathhause seine Zierden gelassen werden. Erlaubt uns doch, wir bitten euch darum, daß wir dasjenige, was wir als Knaben angenommen haben, als Greise auf die Nachkommen bringen. Die Liebe zur Gewohnheit ist groß. Mit Recht hat die Handlung des Constantius nicht lange gedauert. — Wo sollen wir sonst eure Gesetze und Befehle beschwören? Durch welche andere gewissenhafte Betrachtung soll ein falsches Gemüth erschröckt werden, daß es nicht beym Ablegen des Zeugnißes lüge? Alles ist zwar voll von Gott, und für die Treulosen giebt es keinen sichern Ort. Aber gleichwohl wird die Furcht zu sündigen verstärkt, wenn gegenwärtige Religionsgründe ihre Würkung thun. — Constantius hat andere Dinge gethan, die es mehr verdienen, von euch nachgeahmt zu werden. Er zerstörte den Dienst der Götter nicht: und wenn er gleich selbst einer andern Religion folgte; so erhielt er doch diese für das Reich. Denn jeder hat hierinne seine eigene Sitten und Gebräuche. Gott hat den Städten und Völkern eben sowohl ihre besondern Schutzgötter angewiesen, als jedem Neugebohrnen eine Seele zu-

J. n. C. G. 363 bis 430.

n. C. G. 363 bis 430.

getheilt wird. Auch der Nutzen macht dem Menschen mehrere Götter nothwendig. Denn da dieser ganze Begriff dunkel ist: woher nimmt man wohl die Kenntniß der Götter besser, als aus Nachrichten und Beyspielen von glücklichen Begebenheiten? Wenn nun die Länge der Zeit einer Religion ein Ansehen verschafft: so muß man den Glauben so vieler Jahrhunderte beybehalten, und den Vorfahren nachfolgen, welche den ihrigen glücklich nachgefolgt sind. Laßt uns denken, daß Rom selbst jetzt hier stehe, und euch dergestalt anrede: Beste Fürsten, Väter des Vaterlandes, ehret meine Jahre, zu denen mich diese Religion gebracht hat! Vergönnt es mir, mich ferner der väterlichen Cärimonien zu bedienen; es gereuet mich nicht, sie bisher beobachtet zu haben. Ich will nach meiner Gewohnheit leben, weil ich frey bin. Diese Religion hat mir die Welt unterworfen; dieser Gottesdienst hat den Hannibal von meinen Mauern, und die Senonen vom Capitolium zurückgetrieben. Sollte ich denn dazu erhalten worden seyn, daß ich noch in meinem Alter getadelt würde? — Was ist daran gelegen, mit welcher Geschicklichkeit ein jeder die Wahrheit erforscht? Man kann zu einem so großen Geheimniße nicht auf einerley Wege gelangen. Doch das ist eine Untersuchung für müßige Köpfe. Jetzt bringen wir Bitten, nicht Streitfragen, dar.“ Symmachus sucht es hierauf den Kaisern begreiflich zu machen, wie unbillig und unedel es sey, die Vestalinnen und die heydnischen Priester ihrer Rechte und Einkünfte zu berauben, welches vor kurzem geschehen war. Er leitet von dieser und andern Verletzungen der herrschenden alten Staatsreligion, die unerhörte Hungersnoth her, die vor kurzem entstanden sey. Am Ende behauptet er, daß die Anweisung öffentlicher Einkünfte zur Beförderung des Götterdienstes, nicht mehr eine bloße Wohlthat;

that; sondern vielmehr eine würkliche Schuld sey. — Aber alle diese freymüthige Vorstellungen, aus denen man sieht, was die weisern Heyden, zur Vertheidigung ihrer Religion, den Christen noch immer entgegen gesetzt haben, halfen dem Symmachus nicht zur Erfüllung seiner Absicht. Der Bischof von Meyland, Ambrosius, galt mehr am kaiserlichen Hofe; er schrieb auch wider die Bittschrift desselben: und andere christliche Schriftsteller haben sie nachher ebenfals bestritten. J. n. C. G. 363 bis 430.

Latinus Pacatus Drepanius, ein gebohrner Gallier, der bis zu der Würde eines Proconsul stieg, erreichte zwar lange nicht den Ruhm und das Ansehen seines Zeitgenossen Symmachus; aber von Seiten der eigentlichen altrömischen Beredsamkeit, verdient er demselben vorgezogen zu werden. Seine Lobrede auf den ältern Theodosius, ist das zierlichste Werk dieser Art aus seinem Zeitalter. Man findet aber keine Spur darinne, daß er ein Christ gewesen wäre; da er doch, indem er einen dem Christenthum so eifrig ergebenen Fürsten pries, am bequemsten Merkmale seines eigenen Glaubens hätte einstreuen können. Ausonius rühmt ihn auch als einen der vortrefflichsten Dichter; wie wohl wir keine seiner Arbeiten zum Beweise davon übrig haben. Das fällt wenigstens in die Augen, daß die Römer dieser Zeit von der alten Größe ihrer Dichtkunst einen weit beträchtlichern und schönern Rest zu erhalten wußten, als von ihrer Beredsamkeit: vielleicht, weil die Dichter lediglich die alten Muster ihrer Kunst studierten und nachahmten; die Redner hingegen sich durch den verdorbenen Geschmack und Ausdruck ihrer Zeiten hinreißen ließen. So war Claudius Claudianus, aus Aegypten gebürtig, der als ein öffentlicher Schreiber zu Rom bis

über

n. C. G. 363 bis 430.

über das Jahr 400 hinaus lebte, der letzte eigentliche Römische Dichter, den man mit den ehemaligen Meistern seiner Kunst, an Geist, Erfindung, erhabenen oder zierlichen Bildern, und Schönheit der Sprache, vergleichen konnte. Seine Gedichte haben auch in der Geschichte dieser Zeiten ihren Werth, so weit ihn eine poetische Ausschmückung von Personen und Begebenheiten haben kann. Dahin gehören seine Lobgedichte auf die Thaten des Honorius und Stilico, und die bittern Spottgedichte auf den Rufinus und Eutropius, worunter die beyden gegen den letztern gerichteten Bücher, den Vorzug vor seinen übrigen Werken zu behaupten scheinen. Man findet bey ihm auch nicht selten Stellen, worinne die Sittenlehre auf eine rührende Art vorgetragen ist. Dennoch kann man eben so wenig leugnen, daß Claudianus sich oft sehr ungleich sey, eine gewisse Flüchtigkeit der Ausarbeitung verrathe, auch wohl ins Schwülstige verfalle. Er nähert sich häufig dem Virgilius, und an andern Orten ist er nicht mehr als Statius. Daß er ein Heyde gewesen sey, bezeugen nicht allein viele Stellen seiner Gedichte; sondern auch seine Zeitgenossen, Augustinus, (de Civ. Dei, L. V. c. 26.) und Orosius, (Hist. L. VII. c. 35.) Wenn es also in der Sammlung seiner Schriften, Gedichte christlichen Inhalts giebt: so gehören sie ohne Zweifel einem christlichen Schriftsteller zu. Von den seinigen aber hat Johann Matthias Gesner im Jahr 1759. zu Leipzig eine mit der besten Wahl in den erläuternden Anmerkungen, und mit scharfsinnigen Abhandlungen begleitete Ausgabe, in zween Bänden ans Licht gestellt. — Auch Rutilius, ein heydnischer Gallier, der um das Jahr 416. Statthalter von Rom war, gehört noch wegen seiner poetischen Beschreibung der Rückreise in sein Vaterland, unter die angeneh-

nehmern und edlern Römischen Dichter. Sein Gedicht wird durch einige Stellen von den Christen und Juden desto merkwürdiger; und man erwartet eben eine neue Ausgabe desselben von dem Herrn Prof. Wernsdorf in Helmstädt. — Nicht geringer ist Avienus zu schätzen, der nicht allein wohlgerathene Uebersetzungen griechischer Gedichte in lateinische Verse, sondern auch eine Beschreibung von einem Theil der spanischen und gallischen Seeküste hinterlassen hat, aus deren noch übrigem Stücke man den würklichen Dichter erkennt. J. n. L. G. 363 bis 430.

Die Geschichtschreiber, welche die Heyden noch zu diesen Zeiten hatten, sind auch für die christliche Geschichte besonders wichtig. Es ist hier nicht von den geringern Sammlern und Verfassern von Auszügen aus der Römischen Geschichte, wiewohl auch diese ihren Nutzen haben, die Rede; sondern hauptsächlich vom Ammianus Marcellinus, und vom Zosimus. Der erstere war zu Antiochien gebohren, und diente lange unter den Kriegsvölkern, kam auch unter die käiserlichen Leibwachen, (Protectores domestici) in welcher Stelle er den Julianus auf seinem Persischen Feldzuge begleitete. Einige Zeit darauf begab er sich zu einem geruhigern Leben nach Rom, und starb erst nach dem Jahr 390. In dieser Hauptstadt schrieb er seine Geschichte der Römischen Kaiser, von der Regierung des Nerva an, bis auf den Todt des Valens, oder bis zum Jahr 378. in ein und dreyßig Büchern. Die ersten dreyzehn derselben sind verloren gegangen; aber auch in den übrig gebliebenen achtzehn, die mit dem Ende des Jahs 353. ihren Anfang nehmen, giebt es hin und wieder einige kleine Lücken. Glücklicher Weise enthalten diese noch vorhandenen Bücher gerade die Begebenheiten, welche er selbst erlebt, oder an welchen er sogar Antheil genommen, die

er

J. n. C. G. 363 bis 430.

er daher auch viel weitläuftiger beschrieben hat, als die ältern. Ueberhaupt giebt es wenige Geschichtschreiber, und in seinem Zeitalter keinen einzigen, der ihm an Wahrheitsliebe und gemäßigtem Urtheil, an die Seite gestellt werden könnte. Die Unpartheylichkeit, mit welcher er von den Christen und ihrer Religion spricht, gereicht ihm zu einem vorzüglichen Lobe. Einige neuere Gelehrte haben daraus geschlossen, daß er wohl selbst ein Christ möchte gewesen seyn; oder daß er wenigstens, wie die eklektischen Philosophen, dem Christenthum gewissermaaßen einen gleichen Werth mit dem Götterdienste beygelegt habe. **Mosheim**, der dieses letztere glaubt, (Diss. de turbata per recentiores Platonicos Ecclesia, p. 163. l. c.) führt zwo Stellen des **Ammianus** (L. XXII. c. 11. L. XXVII. c. 3.) zum Beweise dieser seiner Gesinnungen an. Man sieht jedoch aus denselben nur so viel, daß der Geschichtschreiber mit Achtung von der christlichen Religion geschrieben, und die Denkungsart der Christen von ihren Märtyrern, getreu ausgedrückt habe. Auf der andern Seite findet man desto mehr Merkmale, daß er ein Heyde gewesen sey, der, da er seine Geschichte unter der Regierung christlicher Kaiser aufsetzte, mit der ihm eigenen Billigkeit auch desto mehr Behutsamkeit vereinigt habe. Zu einer solchen Zeit würde er gewiß, wenn er eine vorzügliche Neigung zum Christenthum gehabt hätte, dieselbe frey und deutlich geäußert haben; aber er giebt sie nirgends im geringsten zu erkennen. Er tadelt Heyden und Christen gleich strenge, wenn sie es ihm zu verdienen scheinen: und so sehr er den Kaiser **Julianus** wegen solcher Eigenschaften rühmt, die auch Gerechtigkeitliebende Christen an ihm bewundern müssen; so wenig vergißt er, seine Fehler, und darunter seine Härte gegen die Christen, zu mißbilligen.

Eben

Eben diese Verbindung der Glaubwürdigkeit seiner Nachrichten mit der Partheylosigkeit, der Klugheit und dem Scharfsinn in der Vorstellung und Beurtheilung der Begebenheiten, nähert ihn den besten Römischen Geschichtschreibern. Freylich entfernt er sich von ihnen durch die Rauhigkeit und schwülstige Härte seiner lateinischen Schreibart; allein niemand wird ihm leicht die Entschuldigung versagen, die er selbst am Ende seiner Geschichte für sich beybringt, daß er ein Grieche und ein Soldat gewesen ist. Es fehlt ihm gleichwohl nicht ganz an wahren Schönheiten der für ihn fremden Sprache, und am wenigsten an Deutlichkeit. Die vielen und langen Ausschweifungen, in die er sich oft verwickelt, und die etwas gezwungene Art, mit welcher er in denselben seine Gelehrsamkeit ausschüttet, sind allerdings Uebertretungen der historiographischen Gesetze; aber auch von einer verzeihlichern Gattung. Sie geben doch zugleich angenehme Veranlassungen, sehr mannichfaltige und lehrreiche Kenntniße aus dem gelehrten Alterthum zu erlangen. Unter den größern Ausgaben dieser nützlichen Geschichte, ist die vom **Jacob Gronov** zu Leiden, im Jahr 1693. in Folio und Quart besorgte, die genaueste und reichhaltigste. Eine sehr brauchbare Handausgabe aber hat man vor einigen Jahren (zu Leipzig, 1773. 8.) von dem Herrn Prof. **Ernesti** erhalten. Außer diesen Herausgebern, haben auch **Valesius** in der Vorrede zu seiner Ausgabe, **Voßius** (de Histor. latinis, L. II. c. 9.) **de la Motte le Vayer** (des anciens et principaux Historiens grecs et latins, p. 313. sq. à Paris, 1646. 4.) **Fabricius** (Biblioth. Lat. L. III. c. 12.) und andere mehr, vom **Ammianus** ausführlich gehandelt, und richtig geurtheilt. S. n. E. S. 363 bis 430.

Bald nach ihm, vermuthlich unter der Regierung des **jüngern Theodosius**, stand **Zosimus** auf, ein

Geschicht-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Geschichtschreiber, bey welchem rühmliche und fehlerhafte Eigenschaften noch mehr unter einander gemischt waren. Sein angegebenes Zeitalter gründet sich eigentlich auf eine Stelle des **Evagrius**, der am Ende des sechsten Jahrhunderts meldete, (Hist. Eccl. L. III. c. 41.) **Zosimus** habe unter der Regierung des Arcadius und Honorius, oder auch nach denselben, geschrieben. Wenn ihn dagegen **Suidas** erst zur Zeit des Anastasius, der vom Jahr 491. an regierte, leben läßt: so kommt seine Nachricht zu spät, als daß sie das Zeugniß des **Evagrius** umstoßen könnte. **Valesius** (Not. ad Evagr. l. c.) giebt zwar dem **Suidas** hauptsächlich deswegen Beyfall, weil **Zosimus** die Geschichte des **Olympiodorus** anführe, (L. V. c. 27.) der doch selbst erst unter dem jüngern **Theodosius** dieselbe aufgesetzt habe, wie man aus dem **Photius** sehen könne, der einen Auszug aus derselben gemacht hat; (Biblioth. Cod. 80.) — ingleichen, weil er den Philosophen **Syrianus** nenne, (L. IV. c. 18.) der doch in noch spätere Zeiten gehöre. Aber in der That hindert es das erweisliche Zeitalter von keinem dieser beyden Gelehrten, den **Zosimus** zum Zeitgenossen des **Theodosius** anzunehmen, der erst im Jahr 450. aus der Welt gegangen ist. Er war ein ansehnlicher Hofbedienter, (Comes) und eine Zeitlang Advocat der kaiserlichen Kammer, (Advocatus fisci) zu Constantinopel gewesen. Seine griechisch geschriebene **Geschichte der Römischen Kaiser** geht in sechs **Büchern**, vom **Augustus** bis zum Jahr 410. da **Alarich** den **Attalus** abgesetzt, und dem Kaiser **Honorius** einen Vergleich angeboten hatte; es mangelt aber daran das Ende des ersten Buchs, und der Anfang vom zweyten. Da er es die neue **Geschichte** nennt: so hat bereits **Photius** (Biblioth. Cod. 98.) daraus geschlossen, daß er zwo Ausgaben

seines

seines Werks, eben so wie Eunapius von seiner oben genannten Geschichte, ausgefertigt habe. Man möchte fast sagen, setzt er hinzu, daß er die Arbeit dieses Philosophen abgeschrieben habe: so viele Aehnlichkeit hat er mit demselben; nur schreibt er kürzer und deutlicher, nicht ohne Annehmlichkeiten, und schmäht nicht, wie jener, den Stilico. — Im ersten Buche giebt er nur einen gedrungenen Abriß der Kaisergeschichte, vom Augustus bis auf den Diocletianus; aber mit diesem letztern fängt er die ausführlichere Erzählung an. Schon dieses ist lobenswürdig, daß Zosimus die Begebenheiten, welche kurz vor seinen Zeiten, oder zu denselben vorgefallen sind, die er also am besten wissen konnte, am umständlichsten beschreibt. Es scheint sogar, daß er noch über das Jahr 410. hinausgegangen sey; allein Photius hatte bereits dieses Werk in keinem größern Umfange, als wir es besitzen. Außer den mit Recht gerühmten Vorzügen seiner Schreibart, die in der That eine für diese Zeiten seltene Zierlichkeit hat, besitzt er auch die meisten Eigenschaften eines Geschichtschreibers vom höhern Range. Er wählt, stellt und verbindet die Begebenheiten unter einander mit gleicher Geschicklichkeit; erforscht ihre Ursachen und Folgen; zeigt nicht geringe Kenntniß der Menschen, auch besonders der Hülfsmittel und Stützen einer weisen Regierung; urtheilt sehr oft richtig, und übertrifft alle Schriftsteller unter seinen Zeitgenossen an Freymüthigkeit. J. n. E. G. 363 bis 430.

Aber eine für die Geschichte noch nothwendigere Eigenschaft als diese alle, die Wahrheit und Glaubwürdigkeit; vornemlich, wenn sie in Rücksicht auf gewisse Classen von Menschen, Religionsgesellschaften, und andere Verhältniße, zur Unpartheylichkeit wird, diese hat man dem Zosimus desto öfter streitig

J. n. C. G. 363 bis 430.

gemacht. Evagrius wirft ihm in einer überaus heftigen, mit Schimpfwörtern angefüllten Stelle, (l. c. c. 40. 41.) vor, daß er grobe Unwahrheiten von Constantin dem Großen niedergeschrieben habe, und bemüht sich, dieselben zu widerlegen. So weit dieser Vorwurf die Ursachen gewisser Begebenheiten betrifft, über welche Heyden und Christen mit einander uneins waren, hat er allerdings einigen Grund. Allein es ist noch keine vorsetzliche Verfälschung der Geschichte, die Triebfedern einer Handlung, die sonst genau beschrieben wird, unrichtig anzugeben; es ist nur ein Fehler in der Beurtheilung derselben, der zumal bey Geschichtschreibern, auf welche ihre Religion einen stärkern Einfluß hat, wie noch täglich bey den christlichen, beynahe unvermeidlich ist. Darunter gehört die bereits in dieser Geschichte (Th. V. S. 84. 85.) angeführte Erzählung, die doch unter den Heyden lange vor dem Zosimus herumgieng und geglaubt wurde, aus welchen Bewegungsgründen Constantinus von ihrer Religion zur christlichen übergegangen sey. Von gleicher Art ist es, wenn Zosimus, wie so viele andere Heyden, in den ersten Zeiten des fünften Jahrhunderts, behauptet, das außerordentliche Unglück, welches damals das Römische Reich betraf, rühre bloß von der Herrschaft der christlichen Religion in demselben her. Wenn hingegen Evagrius zu zeigen versucht, daß der heydnische Geschichtschreiber ganz erdichtete Handlungen des Kaisers erzähle: so ist er darinne gar nicht glücklich. Daß, zum Beyspiel, Constantinus seine Gemahlinn Fausta und seinen Sohn Crispus habe hinrichten lassen, soll darum offenbar falsch seyn, weil Eusebius in seinen Geschichtbüchern nichts davon gedenke: ein sehr unbedeutender Einwurf, wie schon anderwärts (Christl. Kirchengesch. Th. V. S. 175.) bemerkt worden ist. Nicepho-

rus

rus Callisti hat diese Stelle des Evagrius wiederholt. (Hist. Eccl. L. XVI. c. 41. sq.) Nicht günstiger hat Photius (l. c.) vom Zosimus geurtheilt. Da er aber nur überhaupt sagt, daß derselbe wider die Frommen, (das heißt die Christen,) häuffig und in vielen Stücken, belle; und besonders die frommen Kaiser verleumde: so hat man noch gar keinen Beweis dieser Beschuldigung vor sich. Genug, Zosimus wurde verhaßt, weil er von den ersten christlichen Kaisern, und vorzüglich von dem allerersten, den man so sehr liebte und bewunderte, mehr Böses oder Schimpfliches auf die Nachwelt gebracht hatte, als kein anderer heydnischer Schriftsteller.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Dieser Haß pflanzte sich zugleich mit der uneingeschränkten Verehrung Constantins des Großen, auf die neuern Zeiten fort. Als daher Johann Lewenklaw (oder Leunclavius) vor ohngefähr zwey hundert Jahren, die Geschichte des Zosimus zuerst vollständig herausgab, hielt er es vor desto nothwendiger, eine Schutzschrift für denselben (Apologia pro Zosimo) aufzusetzen. Darinne bewies er mit vielem Scharfsinn, wenn gleich in einer zu rednerischen Schreibart, daß man diesen Geschichtschreiber gegen alle Anklagen leicht rechtfertigen, oder doch als einen Heyden, ziemlich entschuldigen könne. In unsern Zeiten hat Herr von Schirach (in seinen historischen Briefen, Helmstädt, 1770. 8.) eine neue, sehr ausführliche Schutzschrift für den Zosimus mitgetheilt. Er hat nicht allein dasjenige geschärft und erweitert, was Lewenklaw in der seinigen beygebracht hatte; sondern auch mit noch größerm Eifer den Geschichtschreiber erhoben, und die christlichen Kaiser jener Zeiten, vor allen aber den ältern Constantinus, tief herunter gesetzt. Es gehört nicht in diese Geschichte, ausführ-

lich zu untersuchen, mit Gründen und Beyspielen zu
J. n. C. G. bestimmen, ob Zosimus in der That ein Muster der
363 bis 430. Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit sey? Einigermaaßen habe ich dieses, wenigstens in Ansehung seiner Nachrichten vom Constantinus, schon an einem andern Orte, (Allgem. Biogr. Th. IV. S. 43. fg. 143-150. 183. fg.) gethan, und bin noch immer überzeugt, daß ihm daselbst Gerechtigkeit wiederfahren sey. Weit gefehlt, daß man es ihm verargen könnte, vieles an den christlichen Kaisern getadelt zu haben, ist man ihm vielmehr dafür Dank schuldig, daß er manche ihrer Fehltritte oder Ausschweifungen, von denen die christlichen Schriftsteller gar nicht, oder gleichsam nur im Vorbeygehen, wohl gar als von löblichen Handlungen reden, frey darstellt, wie er sie gefunden zu haben glaubt. Sollten sie auch nicht völlig so schändlich seyn, als er sie abschildert; so hilft doch die Vergleichung seiner Erzählung mit andern, sie desto genauer beurtheilen. Die Geschichte dieser Fürsten selbst bestätigt mehrmals, ohngeachtet aller Lobsprüche, die ihnen ertheilt worden sind, das Nachtheilige, was er von ihnen berichtet. Es scheint nicht, daß er einiges zu ihrer Beschimpfung ersonnen, oder geflissentlich anders erzählt habe, als er wußte, daß es vorgefallen war. Auch wenn es bisweilen das Ansehen hat, daß er die Folge der Begebenheiten ganz verwirre und verfälsche, bleibt doch einiges Erhebliche für ihn zu sagen übrig. So meldet er zwar, daß sich Constantinus erst alsdenn zum Christenthum gewandt habe, nachdem er es unmöglich gefunden, sich durch Cärimonien der heydnischen Religion, wegen so abscheulicher Verbrechen, als die Hinrichtungen in seiner Familie waren, mit den Göttern aussöhnen und reinigen zu lassen; da ihm hingegen die Christen ein leichtes und geschwindes Mittel dazu an ihrer Taufe dargeboten

geboten hätten. Jedermann weiß, daß dieser Kaiser viele Jahre vorher, ehe er seine Gemahlinn und seinen Sohn umbringen ließ, sich für das Christenthum, und sogar mit den ausnehmendesten äußerlichen Merkmalen der Ergebenheit, erklärt habe. Da er sich gleichwohl erst am Ende seines Lebens taufen ließ: so kann daraus jene Sage der Heyden, welcher **Zosimus** folgte, desto eher entstanden seyn. **Mosheim** hat die Glaubwürdigkeit dieses Geschichtschreibers noch auf andern Wegen, zum Theil durch Vermuthungen, aber doch lesenswürdig, zu retten gesucht. (Commentar. de reb. Christianor. ante Constant. M. p. 975. sq.) Bey dem allen aber, ist es doch die **Unpartheylichkeit** unter allen Gaben am wenigsten, die man ihm beylegen kann. Mit einer Art von herrschender Neigung und Wohlgefallen sammelt er nicht nur das offenbar Tadelnswürdige in dem Leben der christlichen Kaiser; sondern auch dasjenige, was eine solche Gestalt mehr durch feindselige Deutungen und Urtheile gewonnen hat. Er nimmt darunter Erzählungen auf, die aus Gerüchten und unter den Heyden beliebten Vorstellungsarten erwachsen waren, ohne die Berichte der Christen, und ihre Wahrscheinlichkeit, dagegen zu halten. Durchaus kündigt er sich immer als einen der eifrigsten Heyden an, der, wo nicht Haß, doch lebhaften Widerwillen gegen die Christen und ihren Glauben hegt, glaubt an Götterausspruche, und beschreibt zuversichtlich die Erscheinung der **Minerva** und des **Achilles**, zur Vertheidigung von Athen wider den **Alarich**. (Hist. L. V. c. 5.) Wenn **Ammianus** seine Religion gleichsam nur durchschimmern läßt: so sorgt hingegen **Zosimus** dafür, daß man die seinige nicht leicht verkenne. Man sollte glauben, alle diese christliche Fürsten, vom **Constantinus** an, bis auf den **Arcadius** und **Honorius**, hätten beynahe nicht

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430. das geringste Ruhmwürdige an sich gehabt; so wie er auf der andern Seite am Julianus gar keinen Fehler bemerkt. Will man sagen, daß die christlichen Geschichtschreiber eben so einseitig nach ihren Religionsgesinnungen, alle diese Fürsten abgebildet haben: so ist dieses nicht allein wahr; sondern es verschafft auch dem Zosimus eine billige Nachsicht.

Seine Geschichte ist einigemal abgedruckt worden, und verdiente doch eine neue Ausgabe. Sie stehet, mit der gedachten Schutzschrift des Leunclavius und dessen Uebersetzung begleitet, in einer großen Sammlung des Sylburg, (Scriptt. Hist. Rom. minores, T. III. p. 623. sq. Francof. 1590. fol.) der auch seine Anmerkungen hinzugefügt hat. Cellarius gab sie im Jahr 1679. 8. zu Zeitz heraus, und setzte zu den Arbeiten der eben genannten Gelehrten, noch viele andere wohl gewählte Erläuterungen, auch ein dreyfaches Register, darunter das dritte eine nützliche Anleitung ist, den besondern Ausdruck des Zosimus kennen zu lernen. In eben demselben Jahre stellte Thomas Smith, (wie ihn Fabricius und andere nennen: denn er selbst hat sich nur T. S. unterschrieben,) dieses Werk zu Oxford in einem Oktavbande, zierlich gedruckt ans Licht. Neue Berichtigungen des Textes hat er so wenig als Cellarius angebracht. In seinen Anmerkungen hat er den Geschichtschreiber aufzuklären, seine Glaubwürdigkeit zu retten, und doch zugleich Constantin den Großen dergestalt zu vertheidigen gesucht, daß, wie er sagt, kein Flecken in seinem Nahmen übrig bleiben möchte. Aber eben daher ist ihm auch diese letztere Bemühung nicht überall gelungen. Er hat zwar die Uebersetzung, aber nicht die Schutzschrift des Leunclavius, auch nicht das geringste Register eingerückt. Seitdem hat man die Ausgabe

gabe des Cellarius, die noch immer die brauchbarste ist, zu Jena im Jahr 1713. wiederholt. Mit den bereits angeführten Schriftstellern, welche den Zosimus beurtheilt haben, verdienen noch de la Mothe le Vayer (l. c. p. 155. sq.) und Fabricius, (Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 605. sq.) verbunden zu werden. F. n. C. G. 363 bis 430.

Es gab in diesem Zeitalter noch viele heydnische Gelehrte und Schriftsteller von anderer Art, wie den berühmten Arzneygelehrten Oribasius, den Freund und Arzt des Kaisers Julianus; — den vortrefflichen Mathematiker Pappus zu Alexandrien; — den Macrobius, der so mancherley Gelehrsamkeit in seinen Schriften blicken läßt; und mehrere dergleichen. Allein ihre bekanntgewordenen Gesinnungen und Werke haben auf den Zustand der Christen keinen solchen Einfluß, wie einige der bisher beschriebenen. Die Christen hatten ihrer Seits weit mehr berühmte Gelehrte und Schriftsteller: und das war von der ungemeinen Aufmunterung, deren sie genossen, zu erwarten. Aber an der Mannichfaltigkeit ihrer Hauptbeschäftigungen, kamen sie doch den Heyden nicht gleich. Fast jeder, der sich unter ihnen in den Wissenschaften und witzigen Künsten hervorthat, gehörte zu den Lehrern der Religion, und hatte seinen Ruhm nur als ein solcher erlangt. Die Ursache dieser Einförmigkeit ist schon oben (S. 33.) angegeben worden.

Eine der vornehmsten Stützen der Gelehrsamkeit unter den Christen, obgleich auch vornemlich nur der theologischen, die Alexandrinische Schule, gieng in diesem Zeitalter zu Grunde. Sie hatte, wie in der ältern Geschichte erzählt worden ist, (Th. III. S. 188. fg.) seit den spätern Zeiten des zweyten

J. n. C. G. 363 bis 430.

Jahrhunderts geblühet, und sehr viele, zum Theil die trefflichsten Lehrer der christlichen Kirche gebildet. Nach dem Pantänus, der sie zuerst in einen ausnehmenden Ruf brachte, waren Clemens von Alexandrien, Origenes, Heraklas und Dionysius von Alexandrien, bis gegen die Mitte des dritten Jahrhunderts Lehrer derselben gewesen. Ob Athenodorus und Achillas ihre nächsten Nachfolger abgegeben haben, ist ungewiß, da Eusebius solches nicht ausdrücklich berichtet. Denn wenn er gleich (H. Eccl. L. VII. c. 32.) versichert, Achillas habe den Auftrag bekommen, im heiligen Glauben Unterricht zu geben; so kann man dieses doch weit füglicher davon verstehen, daß ihm der Bischof von Alexandrien die Erlaubniß ertheilt habe, die Religion öffentlich zu lehren; welches eigentlich das Amt des Bischofs war. Ueberhaupt hören hier die Nachrichten des Eusebius von der Alexandrinischen Schule auf, und man kann in der Folge, größtentheils nur die Nachrichten des Philippus Sidetes gebrauchen, so weit sie solches verdienen. Es ist derselben schon an andern Stellen dieser Geschichte (Th. III. S. 119. fg. S. 189. Th. IV. S. 425.) gedacht worden; aber hier kommt die Zeit selbst, zu welcher dieser Schriftsteller gelebt hat.

Philippus Sidetes oder Sideta war aus Side in Pamphylien gebürtig, wo er bis um das Jahr 430 als ein Aeltester lehrte. Daß er auch vorher Lehrer der Alexandrinischen Schule gewesen sey, sagt zwar Cave; (Hist. Litt. Scriptt. Eccles. Vol. I. p. 395. ed. Basil.) aber aus einem offenbaren Mißverstande der Worte desselben. Socrates (H. Eccl. L. VII. c. 27.) rühmt seine Gelehrsamkeit und seinen Fleiß, gedenkt auch seines Werks wider den Kaiser Julianus, und seiner christlichen Geschichte; allein er spricht von

der

der letztern nicht vortheilhaft. Der Verfasser suchte darinne auf eine gezwungene Art, mannichfaltige Gelehrsamkeit anzubringen; machte aber dadurch die Geschichte weitschweifig und schwerfällig; er beobachtete auch die Zeitordnung sehr schlecht. Eben so tadelt ihn auch Photius (Biblioth. Cod. 35.) daß er ohne Annehmlichkeit wortreich, und mit unnützen Dingen überladen schreibe. Aus diesem Werke ist die kleine Stelle genommen, welche Dodwell ans Licht gezogen hat, (Dissertatt. in Irenaeum, p 488.) und deren durchgängige Glaubwürdigkeit er etwas partheyisch vertheidigt. Man findet zwar darinne die ganze Folge der Lehrer in der theologischen Schule zu Alexandrien, vom Athenagoras an, den Philippus vor den ersten derselben ausgiebt, bis auf den Rhodon, dessen Unterricht er selbst genossen hatte. Wenn er aber in Ansehung der frühern Zeiten, dem Eusebius widerspricht: so kann er demselben desto weniger vorgezogen werden, da man selbst in dieser Stelle seine Nachläßigkeit in der Zeitfolge bemerkt. Denn er läßt den Pierius unmittelbar nach dem Dionysius im Lehramte bey der gedachten Schule folgen: und dadurch entsteht eine Lücke vom Jahr 248. bis 282. die Dodwell nur durch harte Muthmaaßungen auszufüllen vermögend ist. K. n. K. G. 363 bis 430.

Daß die Nachrichten des Philippus Sidetes da am glaubwürdigsten werden, wo sie sich seinem Zeitalter zu nähern anfangen, beweiset auch seine Bekanntschaft mit dem Rhodon. Sein und aller andern Schriftsteller Stillschweigen macht also die Erzählung des unbekannten spätern Verfassers einer Beschreibung der ältern Kirchenversammlungen, (Libellus Synodicus, in Fabricii Bibl. Graeca, Vol. XI. p. 195. sq.) daß Achillas, nachdem er Bischof von Alexandrien

geworden, den Arius zum Presbyter und Vorsteher der
J. n. C. G. Alexandrinischen Schule bestellt habe, sehr zweifelhaft.
363 bis 430. Hingegen könnte man es wohl, auf das Zeugniß des Philippus, annehmen, daß seit dem Jahr 282. Pierius und Theognostus, deren Geschichte schon anderwärts (Th. IV. S. 425.) beschrieben worden ist, die Theologie zu Alexandrien gelehrt haben. Auf sie läßt er den Serapion und den Petrus folgen, der nachmals als Bischof und Märtyrer so berühmt worden ist, wie man auch bereits in dieser Geschichte gelesen hat. (Th. V. S. 57. fg.) Serapion aber scheint eben derjenige zu seyn, den Epiphanius (haer. 69. c. 2.) unter denen zugleich mit dem Arius in besondern Kirchen zu Alexandrien lehrenden Aeltesten, anführt. Wiederum stimmt es nicht genau mit der Zeitrechnung überein, wenn Philippus denjenigen Macarius, welcher der Stadtbewohner (πολιτικὸς) genannt wird, zum nächsten Nachfolger des Petrus macht. Denn da dieser schon um das Jahr 300. Bischof geworden ist: so kann Macarius, der bis gegen das Jahr 400. gelebt hat, damals noch schwerlich auf der Welt gewesen seyn. Ueberhaupt, und das ist ebenfals ein unwahrscheinlicher Umstand, setzt Philippus in das ganze vierte Jahrhundert, nur zween Alexandrinische Catecheten: den Macarius und den Didymus. Dieser letztere gehört desto gewisser darunter: und nirgends kann die Geschichte dieses außerordentlichen Mannes einen bequemern Platz finden, als hier in den letztern Zeiten der alexandrinischen Schule, deren alter Ruhm sich gleich nach ihm verloren hat.

Didymus war allem Ansehen nach aus Alexandrien gebürtig. Schon gegen das fünfte Jahr seines Alters verlor er sein Gesicht; aber seine Lernbegierde überwand dieses große Hinderniß glücklich. Durch

das

das Anfühlen körperlicher Abbildungen und Werkzeuge, durch Anhören des mündlichen Unterrichts, und des Vorgelesenen, womit er ganze Nächte zubrachte, durch Einbildungskraft und Nachdenken, wurde er einer der gelehrtesten Männer seiner Zeit. Nicht nur in der Sprachlehre, Beredsamkeit, Dichtkunst und Vernunftlehre; sondern auch, worüber man am meisten erstaunte, in der Rechenkunst, Meßkunst, Sternkunde, Musik, und in allem was man zu den philosophischen Wissenschaften zählte, erlangte er ausnehmend große Kenntniße. Vorzüglich aber schätzten die Christen seine ungemeine Fertigkeit in der Erklärung der heiligen Schrift und ihres Lehrbegriffs hoch. Er war auch einer der eifrigsten Gegner der **Arianer**; allein man meldet zugleich, daß er nicht sowohl heftige Angriffe auf sie gethan, als durch seine treffliche Ueberredungskunst ihren Fortgang gehemmt habe. Man vertrauete ihm daher, vermuthlich schon vor dem Jahr 340. das Lehramt in der theologischen Schule zu Alexandrien an. Sein ausgebreiteter Ruhm zog nicht allein viele dahin, um seine Zuhörer abzugeben; sondern auch andere, um ihn nur zu sehen. **Hieronymus**, **Ruffinus** und **Palladius** waren einige seiner vornehmsten Schüler. **Antonius**, der Vater der Mönche, deren Lebensart auch **Didymus** ergeben war, besuchte ihn einst zu Alexandrien, und sagte zu ihm, als er fand, daß sich **Didymus** über den Verlust seines Gesichts betrübte, er möchte über den Mangel an Augen, mit welchen auch Fliegen und Mücken sehen könnten, nicht traurig seyn, da es ihm nicht an solchen Augen fehlte, mit welchen die Engel sähen, mit welchen auch Gott gesehen, und sein Licht begriffen würde. **Didymus** starb bald nach dem Jahr 392. in einem Alter von beynahe neunzig Jahren. (Hieron. de viris illustr. c. 109. epist. 33. p. 133. Tom. I. Prooem. in Hoseam,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Hoseam, p. 4. T. VI. Opp. ed. Francof. Ruffin. H. Eccl. L. XI. c. 7. Palladii Hist. Lausiac. c. 2. 4. 5. Socrat. H. E. L. IV. c. 23. 25. Sozom. H. E. L. III. c. 15. Theodoret. H. E. L. IV. c. 29.)

Die allgemeine Bewunderung, womit ihn seine Zeitgenossen, wegen seiner weitläuftigen Wissenschaft und strengen Gottseligkeit, ansehen, wurde gleichwohl durch den Hieronymus einigermaaßen geschwächt. Er war der gelehrteste, und auch kein undankbarer Schüler des Didymus, indem er unter vielen Lobeserhebungen desselben, gestand, nicht wenig in der Schriftauslegung von ihm gelernt zu haben. (Epist. ad Pammach. p. 129. T. II. Opp.) Aber er tadelte ihn eben so frey, daß er ein Anhänger und Vertheidiger des Origenes gewesen wäre. In der Lehre von der Dreyeinigkeit, schreibt er, ist Didymus zwar rechtgläubig; aber in andern Stücken hat er sich vor den Ketzereyen desselben nicht gehütet. (Apolog. adverf. Ruffinum, L. I. p. 135. T. II. Opp.) An einem andern Orte (Apol. adv. Ruff. L. II. p. 147. 148.) setzt er hinzu, Didymus habe über das am übelsten berüchtigte Werk des Origenes (περὶ ἀρχῶν) Anmerkungen aufgesetzt, worinne er gar nicht leugnete, daß der Verfasser alles darinne befindliche würklich geschrieben habe; wohl aber zu zeigen suchte, daß wir zahmen Köpfe, wir einfältigen Leute, das gesagte nicht verstehen könnten, und sich daher Mühe gab, zu beweisen, wie man es in einem guten Verstande nehmen müsse. Das gelte jedoch nur in der Lehre vom Sohne Gottes, und vom heiligen Geiste. Denn in allen andern Lehrsätzen folgten Eusebius und Didymus ganz offenbar den Meinungen des Origenes; und behaupteten, dasjenige was alle Gemeinen an ihm verwürfen, wäre doch rechtgläubig und fromm gesagt. Es

giebt

giebt noch andere ähnliche Stellen des Hieronymus; aber über die ganze Beschuldigung kann theils wegen der schon anderwärts beschriebenen Beschaffenheit der Werke des Origenes; theils weil wir von den Schriften des Didymus so wenig mehr übrig haben, nicht ganz sicher geurtheilt werden. Was sich überhaupt davon Nützliches sagen läßt, wird in der Geschichte der Streitigkeiten über den Origenes, an denen Hieronymus so vielen Antheil genommen hat, vorkommen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Eben dieser Schriftsteller hat die Aufschriften einer Anzahl Bücher von so sehr vielen, welche Didymus hinterlassen hat, angeführt; (de vir. ill. l. c.) noch vollständiger aber sind sie, mit Zuziehung anderer Alten, vom Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VIII. p. 352-356.) gesammelt worden. Die allermeisten waren biblische Auslegungen, wie über das Buch Hiob, die Psalmen, die Sprüche, den Prediger und das Hohelied Salomons; über den Jesaias vom vierzigsten Hauptstücke an; über den Jeremias; über den Hoseas und Zacharias, beyde Werke auf Bitten des Hieronymus; über den Matthäus und Johannes; über die Briefe an die Galater, die Epheser und Corinther; auch kurze Anmerkungen über die sogenannten canonischen Briefe. Weiter hatte er ein Buch vom heiligen Geiste geschrieben; ein anderes zur Vertheidigung der christlichen Glaubenslehren wider die ketzerischen Partheyen, (Sectarum Volumen, oder Liber de dogmatibus,) ein Werk wider die Arianer; eines wider die Manichäer; ein anderes in drey Büchern von der heiligen Dreyeinigkeit; die schon gedachten Anmerkungen über das Buch des Origenes von den Gründen des christlichen Glaubens; und außer einigen unerheblichern kleinern Schriften, eine Abhandlung über die

ihm

J. n. C. G. 363 bis 430.

ihm vom Ruffinus vorgelegte Frage: Warum die Kinder stürben, da sie doch wegen ihrer Sünden Körper bekommen hätten? Auf diese Platonische Voraussetzung antwortete Didymus: Weil sie nicht viel gesündigt hätten, und es daher hinlänglich sey, wenn sie den Kerker des Leibes nur berührten. (Hieronym. Apol. II. adverf. Ruffin. p. 164. l. c.)

Von allen diesen Schriften hat sich nur wenig bis auf unsere Zeiten erhalten. Das beträchtlichste darunter ist das Werk des Didymus vom heiligen Geiste; wiewohl es auch nur noch in der lateinischen Uebersetzung des Hieronymus gelesen werden kann. So ist es in die Werke des letztern eingerückt worden. (edit. Francof. T. IX. p. 322. fq. ed. Benedict. T. IV. p. 530. fq.) Der Uebersetzer meldet in seinem Vorberichte, daß er während seines Aufenthalts zu Rom, (welches er Babylon und die mit Purpur bekleidete Hure nennt,) versucht habe, etwas vom heiligen Geiste zu schwatzen, und seine Abhandlung dem dortigen Bischof Damasus habe zueignen wollen. Sogleich aber habe der ganze Rath der Pharisäer ein Geschrey wider ihn erregt; er sey daher genöthigt worden, nach Jerusalem zurück zu kehren, wo er zwar seine Schrift vollendet; aber sie nicht mehr dem Damasus habe zuschreiben können, der unterdessen (im Jahr 385.) gestorben wäre. Er habe übrigens der Schrift ihren wahren Verfasser vorgesetzt; so, daß man daraus sehen könne, wie die Griechen von den Lateinern, die sie auch schlecht übersetzten, bestohlen würden.

„Ob man gleich, so fängt Didymus dieses Buch an, alles was göttlich ist, sehr ehrerbietig und mit der äußersten Sorgfalt behandeln muß; so gilt doch dieses insonderheit von dem heiligen Geiste, besonders weil die Lästerung gegen denselben niemals vergeben wird;

und

und man kann auch aus Unwissenheit darein verfallen. Da aber einige von dem heiligen Geiste Meinungen vortragen, welche weder in der heiligen Schrift einen Grund haben, noch von einem der ältern Lehrer behauptet worden sind: so habe ich mich genöthigt gesehen, meinen Begriff von dieser Lehre durch Zeugnisse der heiligen Schrift zu bestätigen, damit diejenigen, welche an keine Untersuchung gewöhnt sind, nicht verführt werden." Er zeigt darauf, daß nur in der heiligen Schrift des heiligen Geistes gedacht werde; und daß derselbe vor der Menschwerdung des Sohnes Gottes, und nach derselben, immer einerley gewesen sey. Sodann geht er zu dem Beweise über, daß das Wort, heiliger Geist, keine leere Benennung; sondern das Anzeichen eines darunter liegenden selbstständigen Wesens sey, das mit dem Vater und Sohn verbunden, aber von allen Geschöpfen gänzlich unterschieden ist. Der heilige Geist, sagt Didymus, kann weder ein körperliches Geschöpfe seyn, weil er in der Seele wohnt, Wissenschaft und Weisheit hervorbringt; noch eines von den unsichtbaren Geschöpfen, welche zwar der Weisheit und Heiligung fähig sind; aber sie nicht, wie er, selbst würken, indem er die selbstständige Weisheit und Heiligkeit ist. Er unterscheidet sich weiter von den Geschöpfen dadurch, daß er ganz unveränderlich ist, und sie zwar heiligt, aber nicht selbst erst geheiligt wird. Er ist überall, ohne Einschränkung; er bekömmt nach seinen Würkungen verschiedene Nahmen; bleibt aber stets untheilbar. Die heilige Schrift unterscheidet sehr genau die Engel von dem heiligen Geiste. Sie werden zwar auch heilig genannt; aber sie sind es durch seine Mittheilung, und durch die Einwohnung des Sohnes Gottes. Von einigen wird gesagt, daß sie voll des heiligen Geistes wären: auch ein Beweis, daß er kein Geschöpf seyn könne. Sogar

S. u. E. G. 363 bis 430.

das

J. n. C. G. 363 bis 430.

das Wort, Ausgießen, welches von ihm gebraucht wird, giebt eine unerschaffene Substanz zu erkennen. Vergebens berufen sich daher manche darauf, daß alles durch das Wort Gottes geschaffen worden sey; oder daß es beym Amos heiße, Gott erschaffe den Geist: welches offenbar vom Winde zu verstehen ist.

Nunmehr sucht Didymus zu beweisen, daß der heilige Geist gleiches Wesens mit dem Vater und Sohne sey. Er schließt solches daraus, weil ihm in so vielen Schriftstellen einerley Würkungen mit dem Vater und Sohne beygelegt werden; — weil ausdrücklich gesagt wird, dem heiligen Geiste lügen, und Gotte lügen, sey einerley; — weil der Sohn Gottes seinen Jüngern bald verheißt, ihnen die Weisheit zu geben, deren sie zur Predigt des Evangelii nöthig hätten; bald versichert, der heilige Geist werde sie alles lehren, was sie dazu brauchen würden, wodurch er also den heiligen Geist mit sich und dem Vater in völlige Gleichheit setze; — weil der heilige Geist eben so der Finger Gottes genannt wird, wie der Sohn die rechte Hand und der Arm des Vaters heiße; — weil zwar von Gott gelehrt wird, er sey allein weise, und habe die selbstständige Weisheit, seinen Sohn, gezeugt; aber auch dem heiligen Geiste eine lediglich aus ihm entsprungene Weisheit beygelegt wird; — weil dieser nicht bloß als eine Würkung Gottes, sondern vielmehr als ein würkendes göttliches Wesen beschrieben wird, von dem göttliche Reden und Handlungen aufgezeichnet worden sind; — weil in seinem Nahmen eben sowohl getauft, mithin auch an ihn eben sowohl geglaubt werden soll, als an den Vater und Sohn; — weil er eben sowohl, wie der Vater und Sohn, in dem Herzen der Gläubigen, als in seinem Tempel, wohnt; — weil er von dem Sohne, ausgehend von dem Vater,

ter, aber auch von dem Vater, und unzertrennlich von beyden, gesandt wird; — weil er eben sowohl Herr genannt wird, als der Vater und Sohn; — endlich, weil ihm alle Eigenschaften und Würkungen des Vaters und des Sohnes zugeschrieben werden. Diesen letzten Beweisgrund führt der Verfasser insonderheit vollständig aus. Er beantwortet auch Einwürfe, die man ihm machen könnte, und die man vermuthlich damals gebraucht hat; wie zum Beyspiel, daß doch von dem heiligen Geiste gesagt werde, er nehme etwas von dem Sohne; daß von dem Satan ebenfals, ob er gleich ein Geschöpf sey, erzählt werde, daß er Menschen erfüllt habe; ingleichen, daß der heilige Geist wohl der Bruder des Vaters, oder sein Sohn, oder auf eine andere Art mit ihnen verwandt seyn könnte. Am Ende entschuldigt sich Didymus, daß sich sein Buch so wenig durch Beredsamkeit empfehle; allein er habe nur gesucht, die zuverläßige Lehre der heiligen Schrift darzustellen. F. II. C. G. 363 bis 430.

In der That bedarf er dieser Entschuldigung nicht. Sein Werk ist eines der besten von diesem Inhalte, das in der alten Kirche geschrieben worden. Ueberall hält er sich an die biblischen Zeugniße, erklärt sie meistentheils treffend, und beschäftigt sich nicht mit überflüssigen Spitzfindigkeiten. Die Begriffe werden geschickt entwickelt, und durchgängig herrscht viele Deutlichkeit; aber auch eine ziemliche Fertigkeit im zusammenhängenden Schließen. Wenn der Verfasser hin und wieder etwas weitschweifig geschrieben hat: so scheinen es seine Zeiten und die Gegner, welche er widerlegt, erfordert zu haben. Unterdessen ist es freylich noch zweifelhaft, ob wir dieses Buch des Didymus in der Uebersetzung unverändert haben. Jacob Basnage hält es (Animadverss. in Didymum et

eius opera, in Canisii Lection. Antiquis, Vol. I. p. 202.) vor ausgemacht, daß Hieronymus solche Stellen, welche Irrthümer enthielten, verbessert, und manches eingerückt habe, das sich vom Didymus, nicht herschreiben kann. Dahin rechnet er die Erörterungen aus dem Hebräischen, welches dieser Verfasser nicht verstand; ingleichen die Unterscheidungswörter ἐμοούσιος und ἀνομοούσιος, deren sich die Anhänger des Origenes nicht bedienten. Diese Meinung des Basnage gewinnt selbst durch die Vorerinnerung des Uebersetzers einige Wahrscheinlichkeit; wiewohl es desto gewagter scheinen kann, Irrlehren des Didymus in dieser Gegend des christlichen Glaubens zu vermuthen, da ihn Hieronymus selbst davon freygesprochen hat.

Auch die Erklärung sieben apostolischer Briefe vom Didymus, ist noch in der lateinischen Uebersetzung vorhanden, welche Cassiodorus im sechsten Jahrhunderte davon veranstalten ließ. Es sind die sogenannten catholischen oder canonischen Briefe, wie man sie um diese Zeit in der lateinischen Kirche nannte: die Briefe des Jacobus und Judas, zween vom Petrus, und drey vom Johannes. Der scheinbarste Grund der erstern Benennung ist bekannt; daß man sie aber auch die canonischen genannt hat, kam allem Ansehen nach davon her, weil anfänglich die meisten derselben nicht in den Canon, oder in das Verzeichniß der in der Gemeine vorzulesenden heiligen Schriften, gehörten, denen man sie nachmals, durch diesen Nahmen, desto gewisser und eifriger beyzufügen suchte. Daß diese Erklärung würklich vom Didymus herrühre, hat Basnage (l. c. p. 199. sq.) hinlänglich bewiesen. Er ist darinne insonderheit als ein Freund der Lehrsätze des Origenes

genes kenntlich. Von dem Vorherdaseyn der Seelen spricht er, ohne es anzunehmen, oder deutlich zu verwerfen. Die Menschwerdung des Sohnes Gottes ist, seiner Meinung nach, eben sowohl den Engeln als den Menschen zum Besten erfolgt. Er glaubt, daß die Verdammten und die Teufel sich dereinst bessern werden, und redet sogar von einer schon geschehenen Besserung des Teufels. Das tausendjährige Reich Christi verwirft er; statt dessen er vielmehr die Christen nur geistliche Güter hoffen läßt. Die göttliche Vorherbestimmung setzt er darinne, daß Gott diejenigen gewählt habe, von denen er vorausgesehen, daß sie an Christum glauben, und gottselig leben würden. Von den Briefen, die er auslegt, schließt er den zweyten des Petrus aus dem Canon aus, und sieht Verfälschungen in demselben. Uebrigens ist diese seine Arbeit meistentheils ziemlich ungezwungen, bis auf einige Stellen, wo er Geheimnisse in Wörtern sucht. Man findet sie in den großen Sammlungen der Werke der Kirchenväter; (unter andern in der Biblioth. PP. Max. Lugd. 1677. T. IV. p. 319. sq.) J. n. C. G. 363 bis 430.

Noch haben wir auch ein griechisches Stück von dem Werke des Didymus wider die Manichäer übrig, das in der angeführten Sammlung des Basnage, (Vol. I. p. 204. sq.) am besten abgedruckt ist. Es ist zwar im Anfange sehr metaphysisch abgefaßt: ohne Zweifel, weil die Manichäer mit gleichen Waffen fochten; aber in der Folge wird die Abhandlung großentheils biblisch-dogmatisch, und man stößt auch wiederum auf Spuren des Origenismus, und selbst der Mönchsfrömmigkeit. Didymus beweiset also zuerst durch philosophische Schlüße, daß zwey einander entgegengesetzte Grundwesen unmöglich ungezeugt seyn können; am wenigsten aber das böse

F. n. C. G. 363 bis 430.

Grundwesen, weil es dem Verderben unterworfen ist. Darauf untersucht er, in welchem Verstande die Menschen von Natur Kinder des Zorns genannt werden: nicht, sagt er, als wenn sie es nach ihrer Natur wären; sie sind es nur nach der Wahrheit, oder würklich, weil sie sich dem Bösen überlassen. Der Herr nannte seinen Verräther einen Sohn des Verderbens; er war aber nicht von Natur böse: denn Christus sandte ihn, nebst seinen übrigen Jüngern, als Schaafe unter die Wölfe aus. Der Teufel selbst ist nicht nach seiner Natur böse; sondern aus Veränderung seines eigenen freyen Willens. So wird auch das Fleisch der Sünde und der Körper der Sünde in der heiligen Schrift genannt: nicht wegen einer wesentlichen Bosheit; sondern wegen der Verschlimmerung durch die Sünde. Freylich kommt jene Benennung auch davon her, weil das Heyrathen vor der Ankunft des Erlösers, der die Sünde der Welt weggenommen hat, auch etwas Sündiges an sich hatte. Durch ihn ist es erst bewürkt worden, daß man ohne Sünde heyrathen kann. Doch bleibt die Jungfrauschaft noch immer etwas Göttliches, und eine Tugend, gegen welche der Ehestand gehalten, gewissermaaßen Sünde, oder doch ein weit geringeres Gutes ist. Unter andern wirft auch Didymus die Frage auf, warum Gott den Teufel erschaffen habe, da er doch voraus wußte, daß er so böse werden würde? und antwortet darauf, weil Gott nicht der Urheber seiner Ausartung ist; sondern ihm Freyheit ertheilte, vermöge welcher er eben sowohl gut bleiben konnte, als er böse geworden ist. Ueberhaupt also, will der Verfasser nichts von einem natürlichen angebohrnen Verderben der Menschen wissen; sondern leitet ihre Sündlichkeit bloß von dem Mißbrauche ihrer Freyheit her.

So viel glaubte man bis auf die neuern Zeiten, von den Schriften des Didymus gerettet zu haben; wozu noch viele Auszüge und Stellen seiner verlornen Werke kommen, die andere Schriftsteller und Sammler aufbehalten haben, wie Damascenus (in Parallelis sacris,) und die Verfasser der aus den exegetischen Arbeiten vieler Kirchenväter zusammengesetzten Schrifterklärungen, (Catenae Patrum;) worunter besonders die über die Psalmen und über das Evangelium Johannis gesammelten, seinen Nahmen häufig nennen. Allein, vor etwan zwanzig Jahren hat ein italiänischer Gelehrter, Johann Aloysius Mingarelli, in einer griechischen Handschrift eines ungenannten alten Kirchenlehrers, drey Bücher von der heiligen Dreyeinigkeit entdeckt. Darauf hat sein Bruder, der Camaldulenser, Ferdin. Mingarelli, in einer besondern Schrift, (Veterum testimonia de Didymo Alexandr. coeco, ex quibus tres Libri de Trinitate nuper detecti eidem asseruntur, Rom, 1764. 4.) zu beweisen gesucht, daß dieses eben dasjenige Werk sey, welches Didymus nach dem Socrates (Hist. Eccl. L. IV. c. 25) geschrieben hatte. Seine Gründe, durch welche diese Behauptung sehr wahrscheinlich wird, und überhaupt einen Auszug aus seiner Schrift, welche auch sonst die Geschichte des Didymus geschickt erläutert, habe ich in der Theologischen Bibliothek des Hrn. D. Ernesti (B. VII. S. 303-312.) mitgetheilet. Ob die neuentdeckte Schrift seitdem von seinem Bruder, wie er versprochen hatte, ans Licht gestellt worden sey, ist mir nicht bekannt. Genug, Didymus war, auch den außerordentlichen Umstand seiner Blindheit abgerechnet, ein christlicher Lehrer, der immer noch gekannt zu werden verdienet. Mit den bereits angeführten neuern Schriftstellern, Fabricius und Basnage, welche von ihm mit vorzüglicher Ge-

F. n. E. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

nauigkeit gehandelt haben, können noch Tillemont, (Mémoires, T. X. p. 164. sq. ed. fol.) und Du Pin, (Nouv. Bibl. des Aut. Eccl. T. II. p. 129. sq.) verbunden werden.

Nachdem er gegen sechszig Jahre Vorsteher der alexandrinischen Schule gewesen war, (denn Mingarelli hat es wahrscheinlich gemacht, daß ihn Athanasius schon um das Jahr 335. dazu bestellt habe,) kam dieses Amt an den Rhodon. Dieser gieng nach Sida, wo er eine ähnliche Schule errichtete, wie solches sein Schüler Philippus Sidetes (Fragm. apud Dodwell. l. c. p. 488.) berichtet. Von der Zeit an weiß man nichts mehr von der Schule zu Alexandrien. Es ist nicht glaublich, daß sie damals sogleich untergegangen sey; aber es scheint, daß sie keine Lehrer von ausnehmendem Ruhm mehr gehabt habe: die Geschichtschreiber übergiengen dieselben also, und sie mag allerdings noch in den frühern Zeiten des fünften Jahrhunderts ihr Ende erreicht haben. Wenigstens wird ohnedieß mit dem Tode des Cyrillus, Erzbischofs von Alexandrien, im Jahr 444. die Reihe der berühmten christlichen Gelehrten in dieser Hauptstadt, welche fast drey hundert Jahre nach einander fortgeblühet hatte, auf lange Zeit unterbrochen. Die Geschichte der Alexandrinischen Schule ist in den neuern Jahrhunderten von vielen, wiewohl nicht nach einerley Begriffen, und mit manchen Muthmaaßungen ergänzt, beschrieben worden. Die erste brauchbare Nachricht davon hat Hermann Conring (in Antiqq. Academic. p. 27. sq. ed. Heumanni) ertheilt. Was Johann Andreas Schmid, (Praefat. de Schola Alexandr. catechetica, ad *Hyperii* Libellum de Catechesi, Helmstad. 1704. 8.) darüber geschrieben hat, bleibt weit unter der Erwartung stehen, die man von einem solchen Kenner des christlichen Alterthums hat; indem

indem er nicht allein diese Schule bloß für die Lehrlinge des Christenthums bestimmt gewesen zu seyn glaubte; sondern auch nichts von der Erzählung des Sidetes wußte. Domenico Aulisio hat in seiner Geschichte der geistlichen Schulen (delle Scuole sacre, Napoli, 1723. 4. L. II. p. 5. sq.) allerley darüber gesammelt; ohne doch durchgängig bestimmt und richtig genug zu schreiben. Am vollständigsten und besten ist diese Materie vom Johann Georg Michaelis (Exercit. hist. de Scholae Alexandr. origine et progressu, in Symbolis litterar. Bremens. T. I. P. III. p. 195. sq.) bearbeitet worden. Einige andere Gelehrte, wie Georg Gottfried Keuffel, (in Historia originis et progressus Scholarum inter Christianos, Helmst. 1743. 8.) Joh. Augustin Dietelmaier, (Series veterum in Schola Alex. doctorum, Altorf. 1747. 4.) und Joh. David Heilmann, (de Scholis priscorum Christianor. theologicis, in Opusculis P. I. p. 201. sq. Jenae 1774. 8.) haben auch nützliche Beyträge dazu gegeben. In ihre Fußtapfen ist Hr. M. Hilscher (Diss. de Schola Alexandr. Lipf. 1776. 4.) getreten, und hat versprochen, noch ausführlicher darüber zu schreiben. Es ist hier einmal, gegen die Absicht und Gewohnheit dieses Werks, der gesammte Vorrath von besondern Schriften über diesen Theil der alten christlichen Geschichte, angeführt worden, weil nach so vielen Erörterungen, noch in den neuesten Jahren eine Verschiedenheit von Erklärungen darüber vorhanden war. Sie sollte sich in der That längst verloren haben. Denn obgleich die Alten von der eigentlichen Bestimmung der Alexandrinischen Schule, und ihrer Catecheten, oder Lehrer, nur sehr wenig sagen, und kleinere Zweifel dabey immer bleiben können; so haben sie doch den Hauptbegriff von derselben mit aller Deutlichkeit festgesetzt.

F. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Von dem übrigen öffentlichen Unterrichte, welcher zu dieser Zeit angehenden Lehrern der Christen ertheilt wurde, giebt es noch weniger umständliche Nachrichten. Daß aber gelehrte Männer, die in keinem kirchlichen Amte standen, ingleichen Presbyteri, entweder freywillig, oder vermöge eines Auftrags von Bischöfen, ja wohl manche von diesen selbst, solche Bemühungen übernommen haben, das läßt sich nicht allein aus der ältern Geschichte, sondern auch aus würklichen Spuren in diesem Zeitalter, schließen. Dergleichen findet man in dem Leben des berühmten Arianers Aetius, (beym Philostorgius, H. Eccl. Epit. L. III. c. 15.) ingleichen des Chrysostomus, (Sozom. H. Eccl. L. VIII. c. 2.) Es bedarf kaum des Zusatzes, daß diejenigen Christen, welche sich einem kirchlichen Lehramte wiedmeten, nachdem sie von den gewöhnlichen, selbst zuweilen heydnischen, Lehrern der Philosophie und Beredsamkeit waren vorbereitet wurden, hauptsächlich nur noch eine Anleitung zur Erklärung der heiligen Schrift brauchten, weil der eigentliche kunstmäßige Lehrbegriff der christlichen Religion noch in diesen Zeiten nur auf einzelen Versuchen beruhte; von einem vollständigen Lehrgebäude aber noch ziemlich entfernt blieb.

Aus jener Vermischung von Christen und Heyden, von ihren Gesinnungen und Ausdrücken, die sich einander näherten; von den gemeinschaftlichen Wissenschaften und Künsten, denen sich beyde ergaben, kamen nicht allein, wie man oben gesehen hat, heydnische Schriftsteller, welche auf mancher Seite das Ansehen von Christen hatten; sondern auch christliche, bey denen sich sonderbare Ueberbleibsale des Heydenthums fanden. Unter den Dichtern und Philosophen der Christen zeigten sich besonders solche Beyspiele; wiewohl es auch gewiß

gewiß ist, daß man oft in ältern und neuern Zeiten, Spuren von heydnischen Gesinnungen da zu erblicken geglaubt hat, wo es nur an der völligen Reinigkeit christlicher Grundsätze oder Sitten fehlte. So muß man unter andern vom Ausonius urtheilen. Er war ein Gallier, der dreyßig Jahre lang in seiner Vaterstadt Burdegalis (jetzt Bourdeaux) die Sprachwissenschaft und Beredsamkeit lehrte, bis er im Jahr 367. zum Unterrichte des nachmaligen Kaisers Gratianus berufen ward. Nachher gelangte er zu ansehnlichen Würden im Staate, und im Jahr 378. selbst zum Consulat. Er scheint nicht lange vor dem Jahr 400. gestorben zu seyn. Seine Dankrede an den Gratianus, wird zwar nicht als ein Muster der alten Römischen Beredsamkeit, wohl aber als eine zum Theil glückliche Nachahmung derselben, noch gelesen, und selbst in der Geschichte genützt. In seinen Gedichten, die auch einige historische Brauchbarkeit haben, herrscht so viel Leichtigkeit und Anmuth, mit einer vielfachen Gelehrsamkeit verbunden, daß, wenn er einen eben so erhabenen Geist, durchaus richtigen Geschmack, und Eifer in der Befeilung seiner Arbeiten gehabt hätte, als er Witz und dichterische Lebhaftigkeit im Kleinen, in Sinngedichten und Beschreibungen besitzt, sein Ruhm von dieser Seite sehr groß geworden seyn würde. Doch schätzt man noch immer sein Lobgedicht auf die Mosel, (Mosella) als das schönste seiner Gedichte, hoch. Sein Gedicht auf das Osterfest, (Carmen Paschale) und ein anderes über die Geschäfte eines ganzen Tages, (Ephemeris) setzen es außer allen Streit, daß er ein Christ gewesen sey. Eben dieses versichert sein Schüler der Bischof von Nola, Paulinus, ausdrücklich. Gleichwohl haben ihn mehrere Gelehrte vor einen Heyden gehalten, weil es nicht nur leichtsinnige, sondern auch sehr unzüchtige Stellen in seinen Gedich-

J. n. C. G. 363 bis 430.

ten giebt. Er entschuldigt sich deswegen auf die bey
J. n. C. G. den Heyden längst gewöhnliche Art, daß man leicht-
363 fertigen Witz in seinen Gedichten anbringen könne,
bis ohne zugleich auch ein ausschweifendes Leben zu führen.
430. Zwar kommt diese Unterscheidung einem christlichen Dichter noch weniger zu Statten, als einem tugendhaften Heyden; aber übrigens folgt es aus jenen Stellen noch gar nicht, daß **Ausonius** kein Christ gewesen sey. Seine Werke haben **Tollius** (zu Leyden 1671. 8.) und **Souchay** (zu Paris 1730. 4.) mit vorzüglicher gelehrter Genauigkeit herausgegeben, und dabey auch gute Nachrichten von ihm mitgetheilt. In der letztern Betrachtung können noch **Tillemont**, (Hist. des Empereurs, T. I. P. I. p. 310. sq.) **Fabricius**, (Biblioth. Lat. L. III. c. 10.) und die Verfasser eines Hauptwerks über die ältere Gelehrtengeschichte, (Hist. Litt. de la France, T. I. P. II. p. 281.) zu Rathe gezogen werden.

In einer andern Dichtungsart, die aber auch bey einem Christen, der sich zu dem Lehramte der Kirche bestimmt hatte, etwas unerwartet ist, wenn sie es gleich damals eben nicht war, that sich **Heliodorus**, unter der Regierung des **ältern Theodosius** und seiner beyden Söhne, hervor. Er war aus Emesa in Phoenizien gebürtig, und wurde Bischof zu Tricca in Thessalien. Nach dem **Socrates** (H. E. L. V. c. 22.) führte er in diesem Lande die Gewohnheit ein, die auch in Macedonien und Achaja üblich war, daß ein Geistlicher, der mit seiner Frau, die er vor erhaltenem Amte geheyrathet hatte, auch noch in demselben ehelich zu leben fortfuhr, abgesetzt wurde. In seinen jüngern Jahren hatte er seine **Aethiopische Geschichte**, oder die **Geschichte des Theagenes und der Chariklea**, in griechischer Sprache geschrieben. Sie

ist

ist eine mit vieler Wahrscheinlichkeit, Kunst und Anmuth gedichtete Erzählung von den Schicksalen zweyer Liebenden. Die Griechen pflegten dergleichen sinnreiche und belustigende Nachahmungen der wahren Geschichte, besonders der vielen Schwierigkeiten, welche die Liebe oftmals findet, wenn sie zwo Personen verschiedenen Geschlechts auf immer mit einander zu vereinigen sucht, (Schriften, deren Ursprung bey den Morgenländern zu suchen ist,) **Milesische Fabeln** oder **Erzählungen** zu nennen. In den spätern Zeiten aber hat man ihnen von der ganz ausgearteten, mit Gallischen, Fränkischen und andern Wörtern vermischten Römischen Sprache, (lingua Romana rustica, la langue Romance, le Roman,) woraus nach und nach das heutige Französische erwachsen ist, und worinne seit dem zehnten Jahrhunderte in Frankreich, hauptsächlich in der Provence, ähnliche Erzählungen, Lieder, Schauspiele, und dergleichen mehr, wiewohl in einem sehr rauhen Geschmack, aufgesetzt wurden, den Nahmen **Romanen** beygelegt. **Heliodors** Werk hat unter den griechischen Schriften dieser Art, die noch übrig sind, starke Ansprüche an die erste Stelle; man mag auf die Erfindung überhaupt, oder auf die feine Verwickelung, die richtig gezeichneten Charaktere, die lieblichen Bilder, und den rührenden Ausgang sehen. Vornemlich aber macht sich der christliche Verfasser dadurch kenntlich, daß er die Ehrerbietung für die Tugend niemals übertritt. Nur die hin und wieder zu gekünstelte, und mit einem falschen Schimmer leuchtende Schreibart, verräth das Zeitalter, in welchem die Beredsamkeit durch die feile Kunst der **Sophisten** schon so viel von ihrer wahren Stärke verloren hatte. Man kann unterdessen sagen, daß die meisten, besonders die französischen, Liebesgeschichten der beyden letzten Jahrhunderte, sich nach diesem Muster, das

F. n. C. G. 363 bis 430.

n. C. G. 363 bis 430.

das Heliodorus hinterlassen hat, gebildet haben: und genug derselben haben lange nicht so viel Achtung für die Mäßigung der Leidenschaften und Reinigkeit der Sitten getragen, als er. Photius hat von dieser Geschichte, unter vielen Lobsprüchen, einen Auszug verfertigt. (Biblioth. Cod. 73.) An einem andern Orte (Cod. 166.) bemerkt er auch, daß man einen doppelten beträchtlichen Nutzen aus solchen erdichteten Erzählungen ziehen könne: man lerne daraus, daß der Lasterhafte, wenn er gleich der verdienten Strafe sehr oft entflohen ist, doch endlich von derselben getroffen werde; und auf der andern Seite, daß viele Unschuldige zwar in die größten Gefahren gerathen, aber oft wider alle Erwartung gerettet werden. Ein Schriftsteller des vierzehnten Jahrhunderts, (Nicephorus Hist. Eccl. L. XII. c. 34.) erzählt, daß Heliodorus von einer Kirchenversammlung seines Amts entsetzt worden sey, weil er sich geweigert habe, seinen Roman zu verbrennen. Allein diese so späte Nachricht ist auch deswegen unwahrscheinlich, weil der Verfasser dieses Buch noch vor seinem erlangten Lehramte, und mit so vieler Schonung für die Sittsamkeit, geschrieben hatte. Eine solche Strenge wäre wohl des Jahrhunderts, in welchem Nicephorus lebte, aber nicht der Zeiten des Heliodorus, würdig gewesen. Die Geschichte des letztern ist zuerst in einem mehr berichtigten Texte vom Hieron. Commelin, (zu Heidelberg, 1596. 8.) darauf mit Anmerkungen vom Joh. Bourdelot, (Paris, 1619. 8.) und mit eben denselben von Joh. Pet. Schmid, (Leipzig, 1772. 8.) herausgegeben worden. Unter den Uebersetzungen derselben in neuere Sprachen, kann keine mit derjenigen verglichen werden, welche Deutschland seinem bald darauf, und viel zu früh entrissenem Meinhard, zu danken hat. (Leipzig 1767. 8.). Von dem Verfasser selbst und seinem

Werke,

Werke, haben Huet, (Traité de l'origine des Romans, p. 59. sq. à Paris, 1693. 12.) und Fabricius, (Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 784. sq.) vorzügliche Nachrichten gegeben. Der letztere hat auch ein griechisches Gedicht über die Goldmacherkunst eingerückt, welches dem Heliodorus aus schwachen Gründen beygelegt wird. Bey eben demselben (l. c. Vol. V. p. 88. Vol. VI. p. 800. sq.) findet man auch nützliche Beschreibungen der übrigen noch vorhandenen griechischen Liebesgeschichten, darunter einige gleichfals von Christen herrühren mögen, und davon die meisten erst auf das Werk des Heliodorus gefolgt zu seyn scheinen. Mai hat sogar unter dem Nahmen des berühmten christlichen Schriftstellers im zweyten Jahrhunderte, Athenagoras, eine Schrift dieses Inhalts bekannt gemacht; die aber weit wahrscheinlicher gegen den Anfang des fünften Jahrhunderts hin gehört. J. n. C. G. 363 bis 430.

Zu den Zeiten des Heliodorus hingegen lebte noch ein anderer Dichter von ähnlicher Art, Nonnus, der seine Kunst mit einer noch auffallendern Abwechselung heydnischen und christlichen Gegenständen gewiedmet hat. Sein aegyptischer Nahme, der bereis anderwärts (Th. V. S. 184.) erklärt worden ist, verräth schon sein Vaterland, wo er zu Panopolis gebohren war. Die Alten, welche seiner gedenken, (Agathias Hist. belli Goth. L. IV. p. 128. ed. Paris. Suidas v. Νόννος) melden sonst keine Umstände von ihm, und man schließt es nur aus den Briefen des Synesius, (ep. 43. 102.) daß er zu der gedachten Zeit gelebt habe. Er hat in einem griechischen Gedichte von acht und vierzig Büchern, in Hexametern, die Thaten des Bacchus, (Διονυσιακὰ) besungen, und zugleich einen großen Theil der übrigen Göttergeschichte eingeflochten. Dieses Werk allein ist manchen Gelehrten

Beweis

J. n. C. 363 bis 430.

Beweis genug gewesen, daß Nonnus, als er es schrieb, ein Heyde gewesen sey. Aber es giebt mehrere poetische und andere Arbeiten christlicher Schriftsteller über bloß heydnische Materien, welche sie aus Neigung zu dieser Gattung von Gelehrsamkeit, und um ihren Witz zu üben, unternommen haben; ohne sich dadurch heydnischer Gesinnungen verdächtig zu machen. Nonnus schrieb in seinen spätern Jahren, wie es scheint, ein anderes Gedicht, das seinen Eifer für das Christenthum desto mehr bestätigt: eine Umschreibung der evangelischen Geschichte des Johannes, (Μεταβολὴ τῦ κατὰ Ἰωάννην ἁγίου Εὐαγγελίου.)

Es gereicht nicht schlechterdings zur Verachtung dieses Werks, wenn man, wie es richtig ist, bemerkt hat, daß es ohngefähr in eben demselben poetischen Geiste geschrieben sey, als das Heldengedicht auf den Bacchus. Der Verfasser wählte zu beyden das heroische Sylbenmaaß, ahmte die Homerische Schreibart fleißig nach, und suchte sowohl durch die Bilder als durch den ganzen Ausdruck, beyden Gedichten einen erhabenen Schwung zu ertheilen. Würklich trift man auch in dieser Umschreibung viele schön gebauete und wohlklingende Verse, prächtige Gemählde, artige Beywörter, und einen nicht selten feurigen Lauf des Gedichts an. Daß man außerdem daraus manches zur Erklärung dieser Evangelischen Geschichte schöpfen, und von gewissen theologischen Begriffen in dem Zeitalter des Nonnus urtheilen könne, leidet auch keinen Zweifel. Man kann hinzusetzen, daß selbst die Kritik über den Text des Evangelisten einiges dadurch gewinne. Aber es ist doch dem Dichter hier beynahe eben so oft, als in seinem mythologischen Werke, begegnet, daß er an Statt des Erhabenen, Schwulst ergriffen hat, in

ein

ein wildes Feuer gerathen, und indem er sich stark und kühn ausdrücken wollte, durch bithyrambische Sprünge dunkel geworden ist. Es scheint überdieß, daß er die Regeln einer dichterischen Umschreibung, besonders von einem solchen historischen Werke, als die Geschichte des Johannes ist, nicht zum besten verstanden habe. Er ist sich darinne sehr ungleich: bald wortreich, wo der Sinn des Textes klar genug ist; bald ein bloß wörtlicher Uebersetzer, wo man den Paraphrasten am ersten erwartet; öfters überflüssig verschwenderisch in Beywörtern und ähnlichen Zierrathen; auch wohl kalt, wo es ein Dichter am wenigsten hätte bleiben sollen; oder zu dogmatisch, wenn er nur poetisch schreiben sollte. J. n. J. G. 363 bis 430.

Zum Beyspiel von allem diesem werden hier einige Stellen des Nonnus dienen. Den Anfang der Geschichte Johannis hat er folgendergestalt bearbeitet: „Das Zeitlose, unbegreifliche Wort war im unnenn„baren Anfange da, gleicher Natur und gleiches Alters „mit dem Vater, ein Sohn ohne Mutter, und das „Wort des aus sich selbst hervorgebrachten Gottes, ein „Licht, ein Licht aus Licht, das vom Vater ungetheilt „war, sein Beysitzer auf dem unbegränzten Stuhl: „und ein in der Höhe gebohrner Gott war das Wort. „Dieses glänzte zugleich vom Anfange mit dem ewi„gen Gotte, dem künstlichen Baumeister der Welt, „und war älter als die Welt. Alle Dinge sind durch „dasselbe gemacht worden: die Leblosen und die Be„lebten: und ohne den Werkmeister, das Wort, ist „nichts entstanden, was vorhanden ist. Und in ihm „war das angebohrne, das allen werthe Leben, und „das alles ernährende Leben war das Licht der ge„schwind untergehenden Menschen. Aber in der fin„stern Welt leuchtete mit göttlichen Strahlen der die

„Erde

J. n. C. G. 363 bis 430.

„Erde umgebende Glanz: und die Dunkelheit ergriff „ihn nicht. In einem Bienenreichen Walde gab es „einen Bergwanderer, der Einwohner eines wüsten „Felsen, und Herold der ursprünglichen Taufe war: „sein Nahme war der göttliche Johannes, der „Volksretter. Dieser stand auf, als ein zuverläßig „redender Bote, um ein Zeugniß von dem Lichte ab„zulegen, damit alle durch die Stimme dieses einzigen „Herolds, den wahren, den unbegränzten Glauben, „die Mutter der Welt, haben möchten. — — Und „das selbstständige Wort wurde Fleisch, Gott, ein „Mann, spät gebohren, vorhergebohren, der mit ei„nem unnennbaren Bande die göttliche Gestalt mit „der menschlichen zum gleichen Paar vereinigte. Und „Gott bewohnte ein Haus mit den Menschen, und „wir sahen seinen Ruhm mit menschlichen Augen, „gleich der Ehre des eingebohrnen Sohns vom höch„sten Erzeuger. Und er war voll Gnade und Wahr„heit des Vaters." — Die Stelle Cap. III. v. 16. hat folgende Einkleidung gewonnen: „Denn so hat „der höchste Scepterführer die vielgestaltete irrende „Welt geliebt, daß er den Helfer der Menschen, das „eingebohrne Wort, den Sohn, der vierspännigen, (τετρώζυγι, vermuthlich, der gegen vier Himmelsgegenden gekehrten Welt,) „gegeben hat, damit ein je„der, der ihn aufnehmen würde, indem er seine ver„änderlichen Sitten bessert, und seinen freywilligen „Hals zum unbeweglichen Glauben beugt, zur ewi„gen Versammlung des himmlischen Lebens kommen, „und das unvergängliche Haus, in dem mit Bäumen „wohl bepflanzten Paradiese, bewohnen möge." — Im achten Hauptstücke hat Nonnus die in mehreren Handschriften fehlende Erzählung vom ehebrecherischen Weibe, auch in der seinigen nicht gehabt. — Die sieben Worte, aus welchen der erste Vers des

neunten

neunten Hauptstücks besteht, und die nicht die geringste Dunkelheit haben, werden in neunthalb Versen zu einer Beschreibung eines Blindgebohrnen ausgedähnt. — Eben so ist C. XI. v. 44. die Nachricht von dem auferstehenden Lazarus durch zwey und zwanzig Verse erweitert und ergänzt worden; wobey Nonnus zugleich bemerkt, daß das leinene Tuch, womit der Kopf des Todten bedeckt gewesen, im Syrischen σουδάριον heiße. Er muß also nicht gewußt haben, daß dieses Wort lateinischen Ursprungs sey; wenn es gleich sowohl der Syrische Uebersetzer des Neuen Testaments, als die Verfasser der Targumim, gebraucht haben. — Daß Nonnus Christum mehr als einmal Gott nennt, selbst in der Stelle, wo der Erlöser von seinem Gotte redet, (C. XX. v. 17.) verdient auch bemerkt zu werden.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Unter einer beträchtlichen Anzahl von Herausgebern dieses Gedichts, die man beym Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VII. p. 687. sq.) verzeichnet findet, hat Franciscus Nansius das größte Lob erlangt. Seine zu Leyden (im Jahr 1598. 8.) gedruckte Ausgabe enthält nicht nur den berichtigten Text, und die verbesserte lateinische Uebersetzung seiner Vorgänger, nebst der gegen über stehenden Evangelischen Geschichte Johannis; sondern auch eine Bereicherung des Textes selbst, durch drey hundert neun und sechszig in Klammern eingeschlossene, oder mit kleinerer Schrift eingerückte Verse, welche Nansius selbst verfertigt hat, um mit denselben die Lücken auszufüllen, die er in diesem Gedichte gefunden hatte. So hat er die fehlenden Worte: Amen, Amen, ich sage euch, wenigstens zwölfmal, und die Redensart, in meinem oder in deinem Nahmen, sechsmal, aber immer durch andere Verse, ausgedrückt, und über-

haupt die Sprache des Dichters glücklich nachgeahmt. Auch in der angeführten Stelle, C. III. v. 16. hat er die weggelassenen Worte: damit keiner der da gläubt, verloren gehe, umschrieben, und ein gleiches in Ansehung der fehlenden Stelle vom ehebrecherischen Weibe, gethan. Hierbey, und noch bey andern Stellen genug, könnte man wohl noch zweifeln, ob solche Ergänzungen nöthig gewesen seyen. Man will den Dichter und Paraphrasten selbst lesen, und es ist immer lehrreich, zu sehen, was er weggelassen, oder hinzugesetzt habe. Daher könnte man sogar überhaupt sagen, daß alle dergleichen Ausfüllungen eines Herausgebers überflüßig sind. Der Verfasser mag etwas im Texte nicht vollständig ausgedrückt haben; oder es mögen Stellen seines Werks in der Handschrift mangeln: so ist es schicklicher, beyderley Ergänzungen in besondern Anmerkungen zu versuchen. Es fällt ohnedieß schwer zu behaupten, daß es überall Nachläßigkeit, nicht aber bedachtsame Entschließung, gewesen sey, wenn der Verfasser irgend etwas im Texte übergangen hat. Die Anmerkungen des Nansius sind desto reichhaltiger und brauchbarer. Sie zeigen die Aehnlichkeit der Schreibart in den beyden Gedichten des Nonnus; erläutern sie aus den alten griechischen Dichtern; erklären den Schriftsteller selbst; vergleichen mit seinen Auslegungen besonders den Theophylaktus unter den Alten, und den Camerarius unter den Neuern; bringen auch manche feine Beobachtungen über die Lesart des Nonnus, und selbst des Johannes, bey. Nansius hat diese Ausgabe im Jahr 1599. mit Verbesserungen wieder drucken lassen. Es ist zwar darauf noch eine andere Ausgabe vom Daniel Heinsius (Aristarchus Sacer, sive ad Nonni in Johannem metaphrasin exercitationes, Lugd. Bat. 1627. 8.) erfolgt, worinne dieses Gedicht sehr scharf,

J. n. C. G. 363 bis 430.

und,

und, wie einige Gelehrte geglaubt haben, sogar zu hart beurtheilt wird. Allein, ob man gleich diese Kritik, die auch, ohne den Text des Nonnus, in ein anderes Werk des gedachten Schriftstellers (Exercitt. in N. Foedus, L. Bat. 1639. fol.) eingerückt worden, zur Bestimmung des Werths von diesem Gedichte ganz wohl nützen kann; so hat doch Nansius die Schreibart und den Verstand desselben noch besser aufgeklärt. J. n. C. G. 363 bis 430.

Andere griechische Dichter der Christen in diesem Zeitalter, sind entweder mehr als Theologen, und durch die kirchlichen Begebenheiten, an welchen sie Antheil nahmen, durch die Veränderungen welche sie stifteten, berühmt worden, wie die beyden Apollinares und Gregorius von Nazianzus; daher sie auch erst in der eigentlichen Religionsgeschichte dieser Zeiten vorkommen werden; oder sie haben Werke von geringer Erheblichkeit hinterlassen, und die auch zum Theil untergegangen sind. So giebt es eine Art von poetisch seyn sollenden Nachahmungen, oder vielmehr Zusammenstoppelungen, die man Homerocentonen (Ὁμηροκέντρωνες oder Ὁμηρόκεντρα) genannt hat. Es sind eine Menge ganzer oder halber Verse des Homerus, aus ihrem Zusammenhange gerissen, und in eine solche Ordnung und Verbindung mit andern Nahmen und Sachen gebracht, daß ein ganz neuer Verstand daraus erwachsen mußte. Dergleichen seltsames Flickwerk, das ehemals bewundert wurde, hat man auch über die erste Geschichte des Menschen, und über die Evangelische Geschichte Jesu, zusammengesetzt. Es sind diese christliche Homerocentonen öfters, unter andern auch vom Henr. Stephanus, (zu Genf, 1578. 12.) herausgegeben, und außerdem in eine große Sammlung (Biblioth. Patrum, T XI. p. 572. Paril. 1644. fol.) eingerückt worden. Einige spätere

J. n. C. G. 363 bis 430. Schriftsteller legen sie der Kaiserinn Eudocia, Gemahlinn des jüngern Theodosius, bey; doch zum Theil mit der Einschränkung, daß sie von dem Patrizier Pelagius angefangen, und von ihr nur vollendet worden wären. (Cedreni Annales, p. 291. Zonarae Annal. P III. p. 37. Tzetzae Chiliad. X. hist. 306.) Die Schwierigkeiten welche sich bey dieser Nachricht finden, hat Fabricius, (Biblioth. Graecae, Vol. I. p. 358. sq.) angezeigt; und das Werk ist keiner genauern Untersuchung darüber werth. Man kann unterdessen die Anmerkungen des Oudin, (Comment. de scriptt. eccleſiast. T. I. p. 1259. sq.) damit vergleichen. Aber zuverläßiger weiß man es, daß die gedachte Fürstinn andere Gedichte geistlichen Inhalts geschrieben habe. Socrates, (Hist. Eccl. L. VII. c. 21.) gedenkt ihrer nur mit einem Worte; Photius hingegen (Biblioth. Cod. 183. 184.) nennt und beschreibt dieselben. Zuerst rühmt er ihre Umschreibung, (Μετάφρασις) über die acht ersten Bücher der Bibel, (τῆ Ὀκτατεύχῳ) in heroischen Versen, hauptsächlich deswegen, weil sie sich darinne gar keiner poetischen Freyheit, oder vielmehr überhaupt keiner dichterischen Kunst bedienet, ohne alle Fabeln und Ausschmückungen, fast nur wörtlich den Verstand selbst übersetzt, und sogar die Worte, so viel es möglich war, gebraucht habe. Auf gleiche Art habe sie, setzt er hinzu, die Weissagungen des Zacharias und Daniel umschrieben. Endlich habe Eudocia auch in der genannten Versart, drey Bücher zum Lobe des Märtyrers Cyprianus aufgesetzt. Dieses war nicht der berühmte Bischof von Carthago gleiches Nahmens; sondern ein Bischof von Antiochien, Cyprianus, der mit einer christlichen Jungfrau Justina unter der Regierung des Diocletianus und Maximinus enthauptet worden seyn soll. Die Geschichte

von

von beyden gemeinschaftlichen Märtyrern besang Eudocia. Man hat auch noch eine Rede des Gregorius von Nazianzus auf den Märtyrer Cyprianus, (Opp. T. I. p. 274. sq. Paris. 1630. fol.) allein er vermischt darinne durchaus den Carthaginensischen Bischof mit dem Antiochenischen. Sein Beyspiel hat auch den Dichter Prudentius (Hymno XIII. Passio B. Martyris Cypriani) und viele folgende griechische Schriftsteller zu eben demselben Fehler verleitet. J. n. C. G. 363 bis 430.

Wenn man den Auszug, den Photius aus diesem Gedichte der Kaiserinn mittheilt, und die Lobrede des Gregorius mit einer Schrift zusammenhält, worinne der Antiochenische Cyprianus selbst ein Bekenntniß von seinem Leben ablegt, (Confessio S. Cypriani) und welche der Bischof Fell zuerst ans Licht gezogen hat: (in Operib. Cypriani, p. 53. Opusc. Cypriano falso adscriptor. ed. Bremens.) so scheint es, daß jene beyden Schriftsteller dieses letztere Werkchen, oder etwas damit verwandtes, vor den Augen gehabt haben. Man erstaunt beym Lesen desselben, und in der That auch der beyden andern Schriften, über die vielen Ungereimtheiten, die man zu dieser Zeit in die Märtyrergeschichten zu tragen gewohnt war. Sie wurden nichts bessers, als ein geistlicher Roman, oder eine Erzählung von seltsamen Abentheuern, die durch den Religionsanstrich ehrwürdig werden sollten. Hieher gehören insonderheit die Zaubereyen des Cyprianus, seine Verwandlung in einen Vogel, die Ohrfeige welche er dem Teufel giebt, und überhaupt seine Begebenheiten mit den bösen Geistern. Man kann sich aber auch kaum enthalten, mit dem Bischof Fell zu muthmaaßen, daß es nie einen antiochenischen Cyprianus gegeben habe; sondern daß diese abgeschmackten Nachrichten entweder zur Verherrli-

J. n. C. G. 363 bis 430.

chung der Geschichte des carthaginensischen Cyprians ersonnen worden; oder sonst zur Verschönerung des Märtyrertodes von ein paar wenig bekannten Christen haben dienen sollen. Tillemont, dem nichts unglaublich vorkömmt, was ein ansehnlicher Lehrer der alten Kirche geglaubt hat, erkennt zwar, daß der morgenländische Cyprianus unmöglich Bischof des grossen Antiochiens in Syrien gewesen seyn könne; sucht aber vergebens, diese und andere Schwierigkeiten oder Widersprüche zu heben, und rückt zuversichtlich die ganze Geschichte dieses Cyprianus und der Justina ein. (Mémoires pour servir à l'Hist. Eccl. T. V. p. 140-147. ed. in fol.) Von der letztern erzählt Gregorius unter andern, (p. 279.) sie habe nicht allein durch leibliche Mittel ihre Keuschheit zu erhalten gesucht, indem sie ihre Schönheit selbst verdorben; sondern sie habe auch die Jungfrau Maria in dieser Absicht um ihren Schutz angerufen. Hier würde also das älteste Beyspiel, so viel ich weiß, von einem an die Jungfrau Maria gerichteten Gebete vorkommen. Allein, da wir aus den Zeiten des Diocletianus, in welche diese Geschichte gehört, sonst gar nichts von einem solchen Aberglauben der Christen wissen: so wird sie dadurch nur verdächtiger.

Uebrigens sind alle diese Gedichte der Kaiserinn Eudocia untergegangen. Sie war die Tochter eines athenienſischen Philosophen, Leontius, oder nach der alexandrinischen Chronik, Heraklitus. Nach seinem Tode wurde sie von ihren Brüdern aus dem väterlichen Hause vertrieben, und begab sich zu einer ihrer Anverwandtinnen nach Constantinopel. Hier lernte sie Pulcheria, die Schwester des jüngern Theodosius, der ihr Unglück vorgetragen worden war, kennen, und empfohl sie ihrem Bruder zur Gemahlinn.

Er

Er wurde nicht allein von ihrer Schönheit eingenommen, sondern bewunderte auch ihren Witz, ihre Gelehrsamkeit und Beredsamkeit. Die Vermählung ward im Jahr 421. vollzogen: und vorher wurde sie von dem Bischof zu Constantinopel, da sie bis dahin eine Heydinn gewesen war, getauft; sie vertauschte auch ihren Nahmen Athenais mit dem neuen Eudocia. Ihre Brüder flüchteten sich aus Furcht wegen ihres ehemaligen Betragens; sie verschaffte ihnen aber die ansehnlichsten Bedienungen: aus Dankbarkeit, wie sie sagte, weil sie ihnen ihr ganzes Glück zu danken hätte. Nach mehr als zwanzig Jahren fiel sie auf einen falschen Argwohn, in die Ungnade ihres Gemahls, begab sich daher nach Jerusalem, ließ viele Kirchen und Klöster bauen, und starb im Jahr 460. (Socrat. l. c. Evagr. H. Eccl. L. I. c. 20-22. Chron. Alexandr. ad a. 420. sq. Cyrilli Scythop. vita S. Euthymii, in Cotelerii Monum. Eccl. Graec. T. II. p. 200. sq. Photius et Zonaras l. c. Oudinus l. c. Pagi Crit. in Annal. Baronii, ad a. 420. 421. 423. 446. 450. 460.) Sie hatte auch einigen Antheil an den Eutychianischen Streitigkeiten genommen, der den Catholischen mißfiel; zu denen sie sich aber zuletzt völlig wieder gewandt hat. J. n. C. G. 363 bis 430.

In der lateinischen Kirche blühten auch verschiedene Dichter, deren Arbeiten noch geschätzt werden. Eigentlich war die Dichtkunst unter den Christen, von den ältesten Zeiten an, zur Ehre der Religion angewandt worden, da sie, außer den Psalmen auch andere geistliche Lieder, bey ihren öffentlichen oder häuslichen Andachtsübungen, gesungen haben. Allein die ersten Gesänge dieser Art sind nicht mehr vorhanden: und andere Gedichte von ähnlichem Inhalte aus dem zweyten und dritten Jahrhunderte, haben meistentheils

den stärksten Verdacht eines spätern Ursprungs wider
J. n. C. G. sich. Das gilt insonderheit von den lateinischen Ge-
363 dichten, welche dem Tertullianus und Cyprianus
bis von Carthago beygelegt werden. Es sind fünf Bü-
430. cher, welche der erstere, in Hexametern, wider den Marcion geschrieben haben soll, und noch fünf andere Gedichte in eben derselben Versart, nemlich vom Jonas und von Ninive, vom jüngsten Gerichte, eine Umschreibung der vier ersten Hauptstücke des ersten Buchs Mosis, eine Beschreibung der Sünden und des Schicksals von Sodom, und eine Ermahnung an einen von der christlichen Religion zum Heydenthum abgefallenen Senator; von welchen die drey letztern auch oft dem Cyprianus zugeschrieben wurden. Alles mittelmäßige Aufsätze, in welchen zuweilen ein guter Vers, und viele leidliche vorkommen. Mit den spätern Zeiten aber des vierten Jahrhunderts fangen sich die erweislich ächten Gedichte einiger lateinischen Lehrer an, von denen in dieser Geschichte bereits Nachricht gegeben worden ist; wie des Victorinus von Petovio, (Th. IV. S. 443.) des Fabius Marius Victorinus, (Th. VI. S. 23.) und des vorzüglichsten unter diesen ältern, des Juvencus, (Th. V. S. 277.) wiewohl auch unter dem Nahmen des Lactantius Gedichte jüngerer Verfasser ausgestreuet worden sind. (Th. V. S. 275.)

Eine zahlreiche Reihe lateinischer Dichter der Christen folgt nunmehr seit der Mitte des vierten Jahrhunderts. Manche darunter haben auch in den großen Auftritten der Religion und Kirche geglänzt, wie Hilarius, Ambrosius und Damasus; ihre Lebensumstände und Schriften müssen daher für einen bequemern Ort dieser Geschichte aufbehalten werden.

Aber

Aber andere, die vornemlich nur als Dichter berühmt wurden, haben hier ihre gebührende Stelle. Wie Eudocia in der griechischen Kirche, so nöthigte gleichsam Proba Falconia in der lateinischen, einen der größten heydnischen Dichter, die christliche Religionsgeschichte zu besingen. Sie war die Gemahlinn eines Römischen Proconsul Adelphius, wie Isidorus von Hispalis (de Scriptor. ecclesiast. c. 5.) meldet; obgleich diese Nachricht von einigen Neuern, wie vom Just. Fontanini, (de Antiquitt. Hortae Coloniae, c. 1. sq. Romae, 1708. 4. et Thesaur. Scriptt. Italiae, T. VIII. Part. 3.) und vom Oudin, (Comment. de Scriptt. Eccl. T. I. p. 900. sq.) sehr bestritten worden ist. Genug, daß sie bald nach dem Jahr 390. und also noch ehe Eudocia gebohren war, ihr Gedicht zusammen gestückelt hat; daher man glaubt, daß sich diese Kaiserinn dasselbe zum Muster genommen habe. Proba Falconia nahm also eine Anzahl Verse des Virgilius, oder auch Theile derselben, und setzte sie dergestalt zusammen, daß sie sich völlig zu biblischen Materien schickten. Daraus entstand ihr Cento Virgilianus, welcher die Geschichte des Alten und Neuen Testaments in sich begreift. Zwar sieht man aus dem Eingange dieses Werks, daß sie auch selbst erträgliche lateinische Verse habe schreiben können; aber der schlechte Geschmack worinne sie jenes verfertigte, erlaubt es freylich nicht, sie eine wahre Dichterinn zu nennen. Hieronymus, ihr Zeitgenosse, hat von dergleichen armseligen Künsteleyen, zwar hart, aber überhaupt richtig geurtheilt, (Epist. 103. ad Paulinum, T. III. p. 6. ed. Francof.) „Ein „jeder, schreibt er, lernt erst die Beschäftigungen seines „Standes, ehe er sie ausüben kann. Nur die Kunst, „die heilige Schrift auszulegen, eignet sich ein jeder „zu, ohne sie gelernt zu haben. — — Manche lernen

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

„sogar, (o der Schande!) von Weibern, was sie „Männer lehren sollen; und als wenn dieses noch zu „wenig wäre, erklären sie andern mit einer gewissen „Fertigkeit zu reden, oder vielmehr Kühnheit, dasje„nige, was sie selbst nicht verstehen. — — Sie dre„hen unschickliche Zeugnisse nach ihrem Gefallen; als „wenn es etwas Großes, und nicht vielmehr eine „höchst fehlerhafte Lehrart wäre, den Verstand zu ver„fälschen, und Stellen gewaltsam nach seinem Willen „zu deuten. Allerdings haben wir die Homerocen„tonen und Virgiliocentronen gelesen: als wenn „man den Maro nicht auch ohne Christum, einen „Christen nennen könnte, weil er geschrieben hat: „Nun kommt die Jungfrau zurück, und das „Reich des Saturnus; Nun wird ein neues „Geschlecht vom hohen Himmel herabgelassen. „Oder wenn man die Stelle Virgils auf den zu sei„nem Sohne redenden Vater ziehen wollte: Sohn, „meine Kraft, der du allein meine große Macht „bist! (Aen. L. I. v. 668.) und nach den Worten „des Erlösers am Kreutze, jene andere Stelle: Unter „solchen Reden blieb er unbeweglich stehen. „(Aeneid. L. II. p. 650.) Das sind kindische Einfälle, „die einem Spiele von Marktschreyern gleichen, zu „lehren was man nicht weiß; ja, um mich mit Un„willen auszudrücken, nicht einmal es zu wissen, daß „man es nicht wisse.“ Ohngeachtet dieses Urtheils, hat doch der Virgilianische Cento in den folgenden Zeiten, und bis auf die neuern, Beyfall genug gefunden, weil man sich eingebildet hat, daß die Ehre und Majestät der Religion dadurch erhöhet werde. Dieses Gedicht, von einer so zweydeutigen Gestalt, hat vermuthlich auch viel dazu beygetragen, daß man lange Zeit hindurch Weissagungen von Christo im Virgilius zu sehen geglaubt hat; wozu man ohnedieß schon

früher

früher geneigt war. Nach verschiedenen ältern Ausgaben, auch in der großen Sammlung von Kirchenvätern, (Biblioth. PP. max. T. V. p. 1218. sq.) hat es Joh. Heinrich Kromayer mit seinen Anmerkungen (zu Halle, 1719. 8.) abdrucken lassen. Zu den angeführten Schriftstellern, welche von dieser Dichterinn handeln, kann noch Fabricius (Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. II. p. 142. sq. ed. Patav.) hinzugefügt werden. s. u. E. G. 363 bis 430.

Aber zu gleicher Zeit mit ihr, und wenigstens bis ins Jahr 405. vielleicht auch noch länger, lebte Aurelius Prudentius Clemens, der sich einen weit gegründetern Ruhm durch seine christlichen Gedichte erworben hat. Alles was wir von seinen Umständen wissen, erzählt er selbst in der poetischen Vorrede zu denselben: und aus zwo andern seiner Stellen, (Peristeph. Hymn. I. 116. IV. 31.) schließt man wahrscheinlich genug, daß er aus Calagurris (jetzt Calahorra) in Spanien gebürtig gewesen sey. Er beklagt es, daß er in seiner Jugend gelernt habe, auf eine würklich strafbare Art Unwahrheiten zu reden. Das zielt auf die Kunst der Sophisten, welche jungen Leuten eine Anweisung gaben, von allem zu reden, was man verstand, und auch nicht verstand; alles zu vertheidigen, es mochte wahr oder falsch seyn; bloß auf die Fertigkeit im schönen, witzigen und einnehmenden Ausdrucke bedacht zu seyn, ohne sich zugleich einer gründlichen Wissenschaft zu befleißigen. Prudentius gesteht weiter, daß er seine jüngern Jahre in lasterhaften Ausschweifungen zugebracht habe. Hierauf sagt er, habe er gerichtliche Händel geführt, und sey durch die übertriebene Begierde sie zu gewinnen, in unangenehme Zufälle verwickelt worden. Zweymal habe er die Statthalterschaft berühmter Städte verwaltet, den

guten

J. n. C. G. 363 bis 430.

guten Einwohnern Recht wiederfahren lassen, und die Bösen in Furcht erhalten. Endlich habe ihn der Kaiser, (vermuthlich der ältere Theodosius, oder Honorius,) durch eine ertheilte Ehrenstelle (militiae gradu) in den nächsten Rang nach ihm (ordine proximo) gesetzt. Ausdrücke, woraus man schließen kann, daß er einer von den Oberstatthaltern des Reichs (praefectus praetorio) geworden sey; wenn es nicht etwan eine ansehnliche Hofbedienung war, die er mit dem gewöhnlichen Ehrennahmen (comes) erhalten hat. Denn daß seine Worte nicht nothwendig den Kriegsstand anzeigen müssen, ist bekannt. Nachdem er nun beynahe sein sieben und funfzigstes Jahr zurückgelegt, und sich also dem Ziele seines Lebens sehr genähert habe: sey es Zeit, daran zu denken, daß ihm seine bisherigen Beschäftigungen nach dem Tode wenig nützen werden; daß die Welt, der er sich ergeben, untergehe, und er dagegen stets in Gottes Gewalt verbleibe. Seine sündige Seele sollte also noch zuletzt sich ihrer Thorheiten entledigen; Gott wenigstens mit Worten preisen, wenn sie es mit guten Handlungen nicht thun könne; Tag und Nacht Gott zu Ehren Lieder singer; gegen Ketzereyen streiten; den catholischen Glauben untersuchen; den Götzendienst zertreten; den Märtyrern Gesänge weihen, und die Apostel loben. Unter solchem Schreiben und Reden wünscht er sich von den Banden des Körpers befreyet zu werden.

Prudentius hat in den angeführten Worten gleichsam selbst ein Verzeichniß seiner Gedichte hinterlassen, die er alle der Religion gewiedmet, und, wie sich aus der ganzen Stelle vermuthen läßt, zur Ausarbeitung derselben, seinen ehemaligen Geschäften entsagt hat. Er ist oft in den neuern Zeiten der vornehmste unter den eigentlich sogenannten christlichen Dichtern

tern der alten Kirche, das heißt solchen, die bloß geistliche Materien gewählt haben, genannt worden: und mit gewissen Einschränkungen gebührt ihm diese Ehre. Einige dichterische Anlage besaß er gewiß; daneben auch nicht geringe Gelehrsamkeit und Bekanntschaft mit den besten alten Schriftstellern. Bisweilen zeigt er auch seinen Witz und blühende Einbildungskraft. Es kommen in seinen Gedichten einige zierliche, bisweilen starke und rührende, und viele angenehme Stellen vor: meistentheils bemerkt man auch eine ziemliche Leichtigkeit im Lauf des Gedichts; besonders in manchen Versarten. Die Gegenstände, welche er besingt, sind fast alle schon an sich sehr einnehmend: sie werden es desto mehr, wenn nur ein gewisser Grad von Kunst hinzu kömmt; und sie empfehlen sich noch durch ihre Mannichfaltigkeit. Bedenkt man endlich, daß er erst gegen das sechszigste Jahr seines Alters, um welche Zeit auch das Feuer würklicher und großer Dichter zu verlöschen anfängt, doch ein nicht ganz verunglückter Nachahmer von ihnen geworden ist; ingleichen, daß er das meiste für die gemeine Fassung und Andacht der Christen geschrieben hat, für welche ein höherer Schwung vergeblich angebracht wird: so ist man desto geneigter, ihn mit Gelindigkeit zu beurtheilen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Er bedarf freylich einer solchen Nachsicht noch aus vielen andern Ursachen. Mit den trefflichen Dichtern der Römer hält er gar keine Vergleichung aus: nicht einmal mit seinen Zeitgenossen, Claudianus und Ausonius. Es ist wahr, daß man ihn hin und wieder auf dem Wege sieht, sich durch Erfindung und poetische Mahlerey auszuzeichnen. Aber er weiß sich nicht lange dabey zu erhalten; er sinkt gar bald wieder ins Matte und Gemeine herab; insonderheit beleidigt er oft durch die Abwechselung dichterischschöner Bilder

J. n. C. G. 363 bis 430.

mit Kirchenlatinität und kriechender Prose. Seine lateinische Schreibart ist nichts weniger als durchgehends rein: oft sind die Wortfügungen hart und rauh, und er beobachtet weder in dieser Sprache, noch bey den griechischen Nahmen, die er gebraucht, sorgfältig genug das Sylbenmaaß. Auch hat er den Fehler, daß er nicht aufzuhören versteht. Meistentheils sagt er über seine Materie alles, was sich davon sagen läßt: sollte es auch am unschicklichsten Orte seyn; wie er, zum Beyspiel, den Märtyrer Laurentius an den Statthalter von Rom, dessen er schon auf das bitterste gespottet hatte, noch eine Rede von zwey und dreyßig Strophen halten läßt, um ihn über Reichthum und Armuth, Krankheit, Laster und Tugend zu belehren; ohne daß es begreiflich wird, wie der Statthalter nur den dritten Theil dieses Vortrags geduldig habe anhören können. Gyraldi sagt mit Recht vom Prudentius, er sey ein besserer Christ, als Dichter. Und dennoch sind auch seine Begriffe vom Christenthum nicht immer richtig, besonders auch durch einige Flecken des Aberglaubens verunstaltet. Aller dieser Schwächen ohngeachtet, lieset man gleichwohl einen beträchtlichen Theil seiner Gedichte mit Vergnügen; man behält sogar mehrere Stellen derselben auswendig: ein sicheres Merkmal, daß sie nicht durchgehends mittelmäßig seyn können. Sie erläutern überdieß die christliche Geschichte seiner Zeiten, und der nächstvorhergehenden hundert und funfzig Jahre; zeigen auch den Ursprung oder Fortgang mancher Religionsmeinungen und Gebräuche der Christen.

Zuerst findet man unter seinen Gedichten eine Sammlung von zwölf Liedern auf alle Tage, (Καθημερινῶν Liber) das heißt solchen, die zu gewissen Zeiten und bey gewissen Verrichtungen des Tages, oder an einigen feyerlichen Tagen, gesungen werden können,

können. Das erste ist gegen den Anbruch des Tages bestimmt, (Hymnus ad galli cantum.) Der Erlöser wird darinne redend eingeführt, wie er die Christen ermuntert, vom Schlaf der Sündennacht aufzuwachen, und seinem Lichte zu folgen. Man sagt, setzt der Dichter hinzu, daß die bösen Geister, welche froh über die Finsterniße der Nächte, in denselben herumschwärmen, durch das Krähen des Hahns erschreckt werden, sich zerstreuen, und furchtsam wegbegeben. Denn die verhaßte Annäherung des Lichts, des Heils und der Gottheit, verjagt die Diener der Nacht, indem sie die düstern Finsterniße bricht. Sie wissen gar wohl, daß dieses das Zeichen der uns versprochenen Hoffnung sey, Kraft welcher wir, vom Schlafe frey, die Ankunft Gottes erwarten. Der Heyland zeigte es dem Petrus, was dieser Vogel zu bedeuten habe, indem er ihm verkündigte, er würde ihn dreymal verleugnen, ehe derselbe krähte. Allerdings wird die Sünde eher begangen, als der Verkündiger des nahen Lichts das menschliche Geschlecht erleuchtet, und das Ende des Sündigens mit sich bringt. Der Verleugner weinte endlich über das Verbrechen, das aus seinem Munde gegangen war: sein Herz war unschuldig geblieben, und das Gemüth hatte den Glauben beybehalten. Auch sprach er nachher niemals etwas dergleichen mit schlüpfriger Zunge; der Gerechte hörte auf zu sündigen, nachdem er das Krähen des Hahns gehört hatte. Daher glauben wir auch alle, daß Christus zu eben derselben Zeit der Nacht, da der frohlockende Hahn singt, aus dem Todtenreiche (ex inferis) zurück gekommen sey. Damals wurde die Strenge des Todes unterdrückt; damals wurde das Gesetz der Hölle überwältigt; damals zwang die stärkere Macht des Tages die Nacht zum Weichen. Nun mag also auch alle Gott-

F. II. T. G. 363 bis 430.

losig-

J. n. C. G. 363 bis 430.

losigkeit ruhen; nun mag die finstere Schuld entschlafen; nun mag der tödtliche Schaden in seinen Schlaf eingesenkt, verwelken. Dagegen soll der muntere Geist alle übrige Zeit stehend und arbeitend durchwachen, da jetzt die Nacht ihr völliges Ziel erreicht. Laßt uns Jesum weinend, betend, nüchtern anrufen; ein eifriges Gebet läßt das reine Herz nicht schlafen. Eine tiefe Vergessenheit hat bey verwickelten Gliedern, unsere Empfindung lange genug gedrückt, beschwert, und mit eiteln Träumen überladen. Alles ist falsch und nichtswürdig, was wir aus weltlichem Ruhm, den Schlafenden gleich, gethan haben. Laßt uns wachen! Hier ist die Wahrheit. Gold, Vergnügen, Freude, Reichthümer, Ehrenstellen, Glück, alle diese vermeinte Güter sind nichts, wenn der Tag anbricht. Vertreibe du selbst, o Christe! den Schlaf! Zerreiß du die Banden der Nacht! Hebe du die alte Sünde auf, und bestrahle uns mit neuem Lichte!

Dieser vollständige Auszug des ersten Liedes zeigt, welche Nahrung, und von wie verschiedener Güte, Prudentius der christlichen Andacht vorgelegt habe. Es herrscht darinne ohngefähr eben eine solche Vermischung von würklich erbaulichen Gedanken, und gottseligen Gesinnungen, mit allerley sonderbaren Bildern und Einfällen, wie in den meisten geistlichen Liedern der neuern Jahrhunderte, deren Verfasser auch den alten Dichter sich öfters zur Nachahmung vorgestellt haben. Das zweyte Lied, ein Morgengesang, hat mit dem vorhergehenden viele Aehnlichkeit. Der singende Christ erweckt sich darinne mit der aufgehenden Sonne, da Christus, sein Licht, erscheint, alle Werke der Finsterniß abzulegen. Er bittet daher den Erlöser, ihn selbst zu reinigen und zu heiligen. Die Geschichte des bis zum anbrechenden Tage ringenden

Jacobs,

Jacobs, wird hierauf angewandt; aber nicht eben anständig (v. 81. sq.) beschrieben. Besser sind die Entschließungen für den angefangenen Tag ausgedrückt, die sich mit der Betrachtung endigen: „Ein „Aufseher steht über uns, der uns und unsere Handlungen „alle Tage, vom Morgen bis auf den Abend, beobachtet. Dieser ist Zeuge, dieser ist Richter; dieser sieht „alles was geschieht, und was das menschliche Herz „dichtet; diesen Richter betrügt niemand.“ J. n. C. G. 363 bis 430.

Die beyden folgenden Gesänge sollten, nach der Absicht des Dichters, vor und nach dem Essen gebraucht werden. Der erstere, der über zwey hundert Zeilen lang ist, fängt mit einem Gebet an Christum an: „O du guter Kreuzträger! Schöpfer des Lichts! „Vater von allem! Durchs Wort Gezeugter! „(Verbigena) Gebohren aus dem jungfräulichen Leibe! aber eher mächtig in deinem Vater, als Gestirne, „Erde und Meer wurden! Wende hieher dein heilbringendes Angesicht mit heiterm Blicke,“ u. s. w. Unter den Christo beygelegten Nahmen, hat der in der Sprache des Prudentius selbst angeführte, einigen Streit veranlaßt. Vergebens haben manche versucht, denselben das gezeugte Wort zu übersetzen. Der Dichter selbst bestätigt in einer andern Stelle, (Hymn. XI. v. 17. 18.) die oben gegebene Uebersetzung, indem er den neugebohrnen Jesus also anredet: „Ob du gleich aus dem Munde des Vaters entsprungen, und durch das Wort gezeuget bist; „(verbo editus) so warst du doch vorher schon als die „Weisheit in der väterlichen Brust.“ Man hat auch bereits in dieser Geschichte ähnliche Meinungen christlicher Lehrer, wie des Lactantius, (Th. V. S. 246.) und des Marcellus von Ancyra, (Th. VI. S. 184.) gelesen, welche zur Erläuterung von dieser genützt wer-

F. n. T. G. 363 bis 430.

den können. Und daß die ältern Kirchenlehrer überhaupt das selbstständige Wort Gottes, mit dem äußern göttlichen Worte, das an Menschen erlassen worden, öfters vermengt haben, hat noch neulich Herr D. Wernsdorf (de Christo Verbigena, Viteberg. 1774. 4.) bemerkt. In dem Fortgange des Liedes wird Christus gebeten, die Speisen zu segnen, deren Mannichfaltigkeit beschrieben wird. Aber für Christen, heißt es, schickt es sich keineswegs, das Fleisch umgebrachter Thiere zu essen; uns mögen Kraut und Hülsenfrüchte auf eine unschuldige Art sättigen; oder Milch, Honig und Obst. Ohne Zweifel redet der Verfasser nur von solchen Christen, die sich einer strengern Lebensart befleißigten. Die Dankbarkeit für dieses alles führt ihn auf die ersten Zeiten, da dem Menschen der Genuß der ganzen Welt eingeräumt wurde, auf den Sündenfall, und auf die Wiederherstellung durch Christum. Die Ausdrücke, daß das Weib den Hals und die dreyfache Zunge der Schlange zertreten, (v. 127.) daß die Jungfrau, welche würdig war, Gott zu gebähren, alles Gift gezähmt habe, (v. 151. sq.) können, wenn sie gleich der Dichter von dem Weltheylande verstanden wissen wollte, doch nach der Neigung seiner und der folgenden Zeiten, zur höhern Verehrung der Jungfrau Maria etwas beygetragen haben. Nach einigen für die Gelegenheit schicklichen Seufzern und Gedanken, kommt noch der etwas harte Ausdruck: „Ich glaube es allerdings, und mein Glaube ist nicht eitel, daß die Leiber eben sowohl wie die Seele, leben sollen. Denn ich erinnere mich, daß ein körperlicher Gott mit leichtem Schritte aus der Hölle (Phlegeton) wieder in die Oberwelt heraufgestiegen sey.“ Pearson hat zwar bey der Erzählung der verschiedenen Meinungen, welche die ältesten Kirchen-

chenlehrer über die sogenannte Höllenfahrt Christi gehabt haben, und darunter es sehr seltsame gab, des Prudentius nicht gedacht; (Expositio Symb. Apostol. p. 418. sq. Francof. ad Viadr. 1691. 4.) vermuthlich deswegen, weil man dichterische Bilder in der Geschichte der Glaubenslehre nicht zuverläßig genug nützen kann. Allein es ist bekannt, daß sich Prudentius in einem andern dieser Gedichte (Hymn. V. v. 125-136.) deutlich und ausführlich darüber erklärt habe. „Auch die bösen Geister, singt er daselbst, „haben oft in der Hölle eine feyerliche Ruhe von ihren „Strafen: nemlich in derjenigen Nacht, da der heilige Gott von der Acherontischen See in die Oberwelt „zurück gekehrt ist. Freylich nicht, wie der aus dem „Weltmeere emporsteigende Morgenstern mit seiner „leuchtenden Fackel die Finsterniß vertreibt; sondern „der über das Kreuz des Herrn traurigen Erde giebt „sie, größer als die Sonne, einen neuen Tag wieder. „Die Strafen der Hölle werden gemildert; das Volk „der Schatten freuet sich, frey vom Feuer, einigen „Nachlaß in seinem Kerker zu genießen, und die „Schwefelflüsse brennen nicht, wie gewöhnlich.“ — Von diesem Liede ist das folgende, nach dem Essen zu singende, gleichsam eine Fortsetzung. Es wird darinne Gott für die Sättigung des Leibes gepriesen; aber auch die Reinigkeit desselben und der Seele empfohlen, wenn der Christ eine Wohnung des ewigen Geistes, der zugleich von Christo und vom Vater gesandt werde, zu seyn wünsche. Dieser Geist ist die wahre Speise der Seele. Und die Geschichte Daniels unter den Löwen, welche hier ausführlich beschrieben wird, lehrt, wie man Gott sowohl für den leiblichen Unterhalt, als für die Speise seines Worts, danken, und in seinem Bekenntniße standhaft bleiben müsse.

J. n. C. G. 363 bis 430.

F. n. C. G. 363 bis 430.

Im fünften Gesange, beym Anzünden des Lichts, kömmt der Verfasser von einer Anrufung Gottes, als des Urhebers vom Lichte, und einer Abschilderung der verschiedenen Arten Lichter, durch welche die Finsterniß erhellet wird, auf das göttliche Licht, das Moses sah, und dem die Israeliten folgten; auf ihre Errettung von den nachsetzenden Aegyptiern; ihre Erhaltung in Arabien; die Hoffnungen der Christen in jener Welt; den Zustand der Verdammten; den nächtlichen Gottesdienst bey Lichtern; und endlich auf das Lob Gottes, als des wahren Lichtes: alles in mehr als anderthalb hundert Zeilen. — Der sechste Gesang, vor dem Schlafengehen zu singen, beschäftigt sich mit dem Bedürfnisse des Schlafs, und mit den Träumen, besonders den göttlichen, die dem Joseph zu Theil wurden, und aus denen Johannes seine Offenbarung geschrieben habe; er hält darauf, nachdem damit über hundert Verse angefüllt worden, dem Christen seine Pflichten in Ansehung des Schlafs vor. Er soll sich, indem er sich darein begiebt, seiner Taufe und Salbung erinnern; besonders aber die Stirne und die Gegend des Herzens mit dem Kreuze bezeichnen. Denn das Kreuz vertreibt alles Verbrechen; vor dem Kreuze flieht die Finsterniß, und ein damit bezeichnetes Gemüth kann gar nicht wankend werden. Auch die gekrümmte betrügerische Schlange muß vor Christo und diesem Zeichen fliehen. Merkwürdig ist hier noch die Stelle, (v. 95. 96.) daß der Richter der Menschen nur wenige Gottlose auf ewig umkommen lasse. — Wiederum geht Prudentius im siebenten Gesange, für die Fastenden, nach einer kurzen Erklärung des Nutzens dieser Uebung bey der christlichen Andacht, einige der vornehmsten Beyspiele von solchen, die sich ihrer vortheilhaft bedient haben, weitläuftig durch, wie des Elias, Moses,

ses, Johannes des Täufers, vorzüglich des Jonas und der Niniviten, deren beyderseitige ganze Geschichte erzählt wird. Von den letztern wird gesagt, daß sie gesucht hätten, den erzürnten Christum durch öffentliches Fasten zu versöhnen. Zuletzt wird das Fasten des Erlösers zur Nachahmung dargestellt; aber auch erinnert, daß, obgleich durch das Fasten die Sündenschuld ausgelöscht werde, doch damit die Mildthätigkeit, wegen gleicher Würkung, verbunden werden müsse. — Mit diesem Gesange hängt der achte, nach dem Fasten, (das heißt eigentlich, bey der mäßigen Mahlzeit, die nach geendigtem Fasten in der neunten Tagesstunde, gehalten wurde,) zusammen. Die Christen werden darinne glücklich gepriesen, daß ihnen Gott eine solche Milderung des Fastens zugestanden hat; es wird gezeigt, mit welchem gütigen Erbarmen er ein verlornes Schaaf suche; und jedermann wird ermuntert, sowohl Essen als Fasten mit dankbaren Gesinnungen gegen Gott vorzunehmen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Ein anderer Gesang ist vom Prudentius für alle Stunden geschrieben. Er besteht durchgehends aus dem Lobe des Erlösers, das von seiner Gottheit und Menschwerdung, von vielen seiner Wunder, besonders aber von seinem heilsamen Leiden und Sterben, hergenommen wird. — Der zehnte Gesang ist zu den Begräbnißen der Christen bestimmt. Der Dichter redet Gott, den feurigen Quell der Seelen, an, der, indem er zwey Elemente vereinigt, den Menschen zugleich lebendig und sterblich gebildet habe. Er zeigt darauf, wie jeder dieser Theile zu seinem Ursprunge zurückkehre; wie gewiß die Auferstehung des Leibes sey; und wie aus dieser sichern Hoffnung die Verbindlichkeit entstehe, die Gebeine der Verstorbenen

K. u. L. G. 363 bis 430.

mit Merkmalen der Achtung zu begraben, wobey das Beyspiel des Vaters vom Tobias gerühmt wird. Eben darum dürfe man auch die Todten nicht beweinen, deren einst zu erwartende Wiederherstellung die zweyte Hälfte des Gesangs mit lebhaften Bildern erfüllt. Ein schönes neueres Lied, Jesus meine Zuversicht, ist größtentheils eine Uebersetzung von diesem.

Die beyden letzten Gesänge dieser Sammlung sind zwey jährlichen Festen der Christen gewiedmet, von deren Ursprung, erst gemeinschaftlicher und nachmals getrennter Feyer im vierten Jahrhunderte, an einem bequemern Orte Nachricht ertheilt werden wird. Den einen, auf das Geburtsfest Christi, (Octavo Kalendas Januarias) fängt der Dichter damit an, daß er das Wachsthum des Tages zur Zeit dieses Festes, aus dem neuen Lichte erklärt, das Christus auf die Welt gebracht habe. Er besingt die ewige Geburt desselben, und ausführlicher seine Menschwerdung und Kindheit. Unter den poetischen Schmuck kann man auch dasjenige rechnen, was Prudentius, der es mit andern Alten würklich geglaubt haben mag, von den unvernünftigen Thieren erzählt, welche den neugebohrnen Erlöser angebetet haben sollen. Zuletzt warnet er die Verächter desselben mit seiner furchtbaren Zukunft zum Weltgerichte. — Im zweyten Gesange, auf das Fest der Erscheinung Christi, (Epiphaniae) sagt der Dichter viel Uebertriebenes zum Lobe des Sterns, der die Weisen zu Christo führte, beschreibt ihre ganze Geschichte, und den Kindermord von Bethlehem, vergleicht damit den grausamen Befehl des Pharao gegen die Israelitischen Knäblein, findet auch sonst mancherley Vorbedeutungen in der Geschichte Mosis auf Christum, und muntert endlich die ganze Welt auf, den Erlöser als ihren König zu preisen.

Auf

Auf diese Sammlung von einzelen Gedichten des Prudentius, folgt eine andere, welche von den Kronen (περὶ στεφάνων) überschrieben ist, weil sie vierzehn Lobgedichte auf Christen in sich faßt, die durch die Märtyrerkrone ehrwürdig geworden waren. Es sind die Märtyrer Emeterius und Cheledonius zu Calagurris, (jetzt Calahorra in Spanien) Laurentius, der berühmte Diaconus zu Rom; Eulalia zu Emerita in Lusitanien; achtzehn Märtyrer zu Cäsaraugusta, jetzt Sarragossa; Vincentius, eben daher gebürtig, der aber zu Saguntum hingerichtet worden; Fructuosus, Bischof zu Tarraco, nebst den beyden dortigen Kirchendienern, Augurius und Eulogius; Quirinus, Bischof zu Siscia in Pannonien, jetzt vermuthlich Sissek in Croatien; zween Märtyrer zu Calagurris; Cassianus, ein Schullehrer zu Forum Cornelii, (jetzt Imola im Kirchenstaate,) der von seinen kleinen Schülern, auf Befehl der heydnischen Obrigkeit, mit ihren Griffeln so lange zerstochen worden, bis er darüber den Geist aufgegeben hat; Romanus, der berühmte Märtyrer zu Antiochien, dessen Geschichte in zwölftehalbhundert Versen besungen wird; der nicht weniger bekannte Märtyrer Hippolytus, oder vielmehr zween, wo nicht drey dieses Nahmens, welche Prudentius mit einander vermengt hat; die Apostel Petrus und Paulus; der Bischof Cyprianus zu Carthago, der aber ebenfalls mit einem morgenländischen Märtyrer gleiches Nahmens vermischt wird; und Agnes zu Rom. Daß die meisten dieser Märtyrer unter der Regierung des Diocletianus und seiner heydnischen Mitregenten oder Nachfolger, andere aber um die Mitte des dritten Jahrhunderts, den Todt erlitten haben, fällt von selbst in die Augen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

n. C. G. 363 bis 430.

Es giebt in allen diesen Gedichten viele glückliche und angenehme Verse, manche rührende Beschreibungen, lebhafte Angriffe auf das Heydenthum, und Ausdrücke christlicher Gesinnungen von nicht geringer Stärke. Einige Versarten, und darunter die elegische, sind dem Verfasser besonders fließend gerathen, wovon man in dem Lobgedichte auf den Hippolytus ein Beyspiel sehen kann. Man kann auch, außer der eigentlichen Märtyrergeschichte, von andern Nachrichten, welche der Dichter einstreuet, einen nützlichen Gebrauch machen. Hieher gehört die Meldung eines Bildes in der über dem Grabe des Märtyrers Cassianus gebaueten Kirche, das die Leiden desselben vorstellte. (Hymn. IX. v. 9. sq.) Eben dergleichen findet man in dem Lobgedichte auf den Hippolytus, (Hymn. XI. v. 122. sq.) Aber nicht allein die gewöhnlichen Fehler des Prudentius, als Dichter betrachtet; sondern noch vorzüglich zween andere, herrschen in diesen Lobgedichten: Leichtgläubigkeit und Aberglauben. Der erstere könnte einigermaaßen verzeihlich heißen, da es einem Dichter so natürlich ist, das Wunderbare zu suchen, und sogar selbst hervorzubringen; wenn es nicht dem christlichen Dichter untersagt wäre, davon einen Gebrauch zu machen, der die reinen Begriffe seiner Religion verfälschen kann. Und dieses ist auch der Fall beym Prudentius, der so viele übernatürliche Begebenheiten der Märtyrer nur darum glaubt und bewundert, um ihre tiefste Verehrung desto mehr zu begünstigen.

Die abergläubischen Gesinnungen aber, welche er bey dieser Gelegenheit an den Tag legt, sind eine Erscheinung von der größten Wichtigkeit. Bisher hatte man wohl sehr häufige Merkmale einer außerordentlichen Ehrerbietung gegen die Märtyrer unter den Chri-

Christen erblickt. Allein Prudentius ruft gerade zu die Märtyrer um ihren Schutz und Beystand an; er spricht davon, als von einer herrschenden Denkungsart seiner Zeit, und in den anstößigsten Ausdrücken für einen Christen der seine Religion würklich kennt. So sagt er gleich im ersten Gedichte, von zween Spanischen Märtyrern: (v. 10. sq.) „Die Fremden kommen häufig hieher, weil das verrathende Gerücht alle „Länder durchlaufen hat, daß hier die Patronen der „Welt sind, deren Gnade man durch Gebet erwerben könne. Niemand hat hier reines Gebet vergebens angebracht; der Betende ist freudig mit getrockneten Tyränen von hier zurückgekehrt, indem er fühlte, daß alles sein gerechtes Bitten erhört worden sey. „Die Märtyrer bitten so eifrig für unsre Gefahren, „daß sie niemanden ein leises Gebet umsonst vollbringen lassen: sie hören es, und tragen es sogleich zu den „Ohren des ewigen Königs. Daher fließen nun so „reichliche Geschenke von der Quelle selbst auf die „Erde, welche der Bittenden Ungemach mit den gewünschten Heilungsmitteln durchwässern. Der gute „Christus hat niemals seinen Zeugen etwas versagt.“ An einem andern Orte versichert er, daß zu Rom die beyden Fürsten der Apostel regieren, wovon der eine die Heyden zum Christenthum berufen habe; der andere, Besitzer des ersten Lehrstuhls, (prima cathedra) die im Glauben erwartete Thür der Ewigkeit aufschließe. (Hymn. II. v. 459. sq.) Am Ende dieses Gesangs (v. 573. sq.) bittet er den Märtyrer Laurentius, ihn anzuhören, indem er die Verbrechen seines Herzens und Lebens bekenne. „Ich bekenne es, „sagt er, und weiß es, daß ich unwürdig bin, von „Christo erhört zu werden; aber durch den „Schutz der Märtyrer kann ich Hülfe erlangen. „Höre daher gnädig den demüthigflehenden Pruden-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

„tius, der gegen Christum ein Sünder ist, und be„freye ihn von den Banden der Welt, in der er noch „lebt!“ Aehnliche Stellen giebt es mehrere in diesen Gedichten. (Hymn. III. v. 211. sq. V. v. 545. sq. IX. v. 97. XI. v. 175. sq. XIV. v. 124. &c.) Eine der sonderbarsten (Hymn. X. v. 1136. sq.) verdient hier noch zu stehen. „Möchte ich doch einst, schreibt „der Dichter, auf der linken Seite, unter den Heer„den der Böcke, wo ich gewiß seyn werde, von weitem „erkannt werden. Möchte alsdenn der beste König, „auf Fürbitte dieses Märtyrers, sagen: **Romanus** „bittet mich, bringt mir diesen Bock hieher! er werde „ein Lamm zur rechten Seite, und mit Wolle be„deckt!“ — **Prudentius** war freylich nicht der Erfinder dieser neuen Frömmigkeit. Er fand sie bereits ziemlich herrschend, nachdem verschiedene Gewohnheiten, Erzählungen und Meinungen, auch selbst einige der vornehmsten Lehrer, so viel zur Aufrichtung derselben beygetragen hatten. Sie wurde sogar noch zu seiner Zeit bestritten; aber durch das unglückliche Ansehen des **Hieronymus** gegen diesen heilsamen Widerspruch gleichsam in ihrem Besitze befestigt. Unterdessen merkt man doch leicht, wie viel die Anrufung der Heiligen dadurch müsse gewonnen haben, daß sie in Liedern für die gemeine Andacht der Christen so eifrig empfohlen und ausgeübt wurde. Schon **Chemnitius** hat sehr richtig gezeigt, (Exam. Concil. Trident. p. 646. Genev. 1641. fol.) daß diese Art des christlichen Aberglaubens, welche durch die Canzelberedsamkeit eines **Basilius**, der beyden **Gregorius**, und anderer mehr, zuerst recht eingeführt worden war, eine neue Stärke bekommen habe, als die Dichter sich ihrer Freyheit bedienten, die heydnischen Anrufungen der Musen und der Helden, auf die Märtyrer anzuwenden. Was nur eine Uebung ihrer Kunst, ein

Spiel

Spiel des Witzes und der Einbildungskraft heißen konnte, hatte die ernstlichsten Folgen auf den Glauben und die Gottseeligkeit der Christen, weil es schon für sie zu spät war, zu begreifen, wie weit sie sich dadurch von den Lehren Christi entferneten. Die schlechtesten Verse oder Reime, die der große Haufen auswendig weiß, können gewisse Religionsvorstellungen, viele Jahrhunderte lang, unerschüttert erhalten; wenn ihnen gleich die scharfsinnigsten Männer entgegen arbeiten. J. n. C. G. 363 bis 430.

Ein anderes Gedicht des **Prudentius**, im heroischen Sylbenmaaß abgefaßt, ist, unter der Aufschrift, **die Vergötterung**, (Ἀποθέωσις) wider verschiedene irrgläubige Religionspartheyen gerichtet, gegen welche er die **Gottheit Christi** behauptet; oder deren **falsche Begriffe von Gott** überhaupt er widerlegt. Die besondern Ueberschriften dieses Gedichts, durch welche es einige Abtheilungen erhält, (contra haeresin, quae Patrem passum adfirmat; contra Vnionitas, worunter besonders die **Sabellianer** verstanden werden; adversus Judaeos, contra Homuncionitas, **die Christum mit dem Paulus von Samosata** bloß vor einen heiligen Menschen hielten; de natura animae; adversus Phantasmaticos, qui Christum negant, verum corpus habuisse; de resurrectione carnis humanae.) scheinen zwar nicht von dem Dichter selbst herzurühren; erleichtern aber doch das Lesen seiner Arbeit. Sie hat nicht wenig angenehme, gründliche und treffende Stellen; doch auch schwache, schief ausgedrückte, oder ganz verunglückte. So sucht er (v. 303. sq.) zu beweisen, daß Gott nicht ohne Beystand **Christi** den ersten Menschen gebildet habe; und so wie **Christus** das Bild des Vaters sey, so wären **wir das Bild Christi. Zur Ueberzeugung der Juden**

von

J. n. C. G. 363 bis 430.

von der Göttlichkeit des Christenthums, erzählt er weitläufig, (v. 460. sq.) wie die unbemerkte Gegenwart eines Christen das Opfer welches der Kaiser Julianus einst darbringen wollte, und die Macht der heydnischen Gottheit selbst, unterbrochen habe. Unterdessen zeigt er auch anständige Bescheidenheit, und gesteht, (v. 265. sq.) kein Mensch könne es erklären, wie Gott das ewige Wort aus sich gezeugt habe?

Sein Gedicht **vom Ursprunge der Sünde**, (Ἁμαρτιγένεια) das ebenfals, so wie die andern rückständigen, in Hexametern geschrieben ist, bestreitet, als eine Fortsetzung des vorhergehenden, die Lehre der **Marcioniten** und **Manichäer**, daß das Böse in der Welt von einem bösen Grundwesen herkomme. **Prudentius** thut dagegen dar, wie unmöglich es sey, daß es mehr als Einen Gott geben könne; er schließt aus der Natur und den Würkungen des vermeinten bösen Gottes, oder vielmehr ausgearteten Engels, daß ihm der Nahme eines Gottes schlechterdings nicht zukomme, und macht daher eine lange Abbildung von so mancherley Uebeln und Ausschweifungen, die derselbe in der Welt stifte. Aber, setzt er hinzu, (v. 553 sq.) obgleich dieser Feind unsers Geschlechts die erste Ursache von allem Bösen ist; so kann er uns doch nur so viel beunruhigen oder betrügen, als wir wollen. Wir geben dem abgelebten Löwen die Waffen, und erzeugen alles Böse von unserm eignen Körper; die bösen Gedanken, welche wir hervorbringen, verursachen uns eben so den Untergang, wie die jungen Ottern ihrer Mutter gleich durch ihre Geburt. Die Gegner machten den Einwurf: Wenn Gott das Böse nicht will, warum verhindert er es nicht, wie er so leicht thun könnte? Es ist ja eben so viel, als wenn er Urheber davon wäre, da er dasselbe immerfort geschehen läßt. (v. 640.

(v. 640. sq.) Der Dichter antwortet darauf: Wenn das Böse von Gott käme: so würde er gewiß kein Gegenmittel dawider ertheilt haben. So aber ist Fallen unsre Schuld, und die Rettung kommt von Gott her. Aber, fuhren die Manichäer fort, man kann doch nicht sündigen, wenn es Gott nicht zugiebt. Es ist ja der Schöpfer selbst, versetzt Prudentius, der uns die Freyheit gegeben hat; er konnte sie uns nicht versagen, da er uns die Herrschaft über die Welt schenkte: und was vor ein Lob oder Verdienst könnte sich wohl der Mensch durch seine Handlungen erwerben, wenn er sie nicht freywillig verrichtete? Gott verlangte daher gleich anfänglich, daß sich ihm die Menschen aus freyem Triebe unterwerfen sollten. Er versäumte nichts, um ihnen den guten Weg zu empfehlen; daß sie aber den schlimmen gewählt haben, war bloß ihre eigene unverzeihliche Schuld. Und so ist es stets unter den Menschen gegangen, daß einige ihre Freyheit wohl, andere übel gebraucht haben; ob sie gleich einerley Natur besitzen. — Dieses Gedicht ist bis auf etliche seichte oder weitschweifige Stellen, wohl werth, gelesen zu werden. Man entdeckt darinne eine ziemliche Geschicklichkeit, die Deutlichkeit des Lehrvortrags auch unter dem poetischen Kleide beyzubehalten. Allein der Ausgang des Gedichts ist so hart und unchristlich, daß einige Neuere nicht haben glauben können, er rühre vom Prudentius her. In der Schreibart findet man wenigstens keine Ursache zu einem solchen Zweifel, und zu der Denkungsart dieser Zeiten möchte sich diese Stelle vielleicht auch schicken. Es ist ein Gebet des Dichters an Gott, daß er ihm seine Sünden vergeben, und wenn er dereinst sterben würde, seine Seele nur nicht einen von den grausamen und fürchterlichen Räubern sehen lassen möchte, der sie in die schwarzen Höhlen schleppe, wo sie alles bis auf den letzten Heller bezah-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

bezahlen müßte. „Es giebt viele Wohnungen, setzt er hinzu, o Christe! in dem reichen Gebiete deines Vaters, die von einander abgesondert sind. Ich verlange kein Haus in dem Sitze der Seligen; da mögen sich die keuschen Hauffen von Männern und unbefleckten Jungfrauen aufhalten! Mir ist es genug, wenn ich nur keinen Diener der Hölle sehe; wenn nur ihre Flamme diese Seele nicht im tiefen Ofen verschlingt. Es mag seyn, daß sie wegen ihrer Vergehungen im Körper, das Feuer des Avernus leiden müsse, wenn die Hitze desselben nur noch erträglich ist. Andere mögen durch ein unermeßliches Licht, und Kronen um ihre Schläfen verherrlicht werden; mich mag nur eine gelinde Strafe leicht versengen!“ Man könnte auf die Gedanken fallen, daß Prudentius hier von dem reinigenden Feuer nach dem Tode habe reden wollen, welches unter dem Nahmen des Fegefeuers bekannt ist, und eben um den Anfang des fünften Jahrhunderts sich in der lateinischen Kirche zu entzünden anfieng, wie man an einem andern Orte sehen wird. Allein, da es der Dichter eine milde Strafe nennt, und sie in die Wohnungen des Vaters setzt: so hat es das Ansehen, daß er darunter würklich einen abwechselnden Zustand von freudigen und traurigen Empfindungen in der zukünftigen Welt verstanden habe. Man muß ohnedieß einen Theil dieser Ausdrücke auf die Rechnung seiner poetischen Freyheit setzen.

In dem folgenden Gedichte (Ψυχομαχία) besingt er den Streit der Tugenden und Laster in der menschlichen Seele mit einander. Dieser Einfall, die christliche Sittenlehre durch eine angenehme Erdichtung reizender zu machen, ist vom Prudentius erträglich genug ausgeführet worden. Er hat zwar nicht vollkommen ein zusammenhängendes Ganzes daraus

daraus zu machen gewußt, auch lange nicht allen Vortheil aus seiner reichhaltigen Materie gezogen; anderer Mängel nicht zu gedenken. Doch giebt es darinne einige artige Beschreibungen, und darunter auch glückliche Nachahmungen der Alten. Zuerst treten der Glaube und die Abgötterey auf den Kampfplatz; darauf die Keuschheit und die Wollust; ferner die Geduld und der Zorn; der Stolz und die Demuth; die Schwelgerey und die Nüchternheit; der Geitz und die Mildthätigkeit; endlich die Eintracht und die Zwietracht. Die Tugenden siegen zwar immer; aber die Eintracht bekömmt doch eine leichte Wunde: und zuletzt wird ein herrlicher Tempel gebauet, worinne die Weisheit ihren Sitz nimmt. J. n. C. G. 363 bis 430.

Von einem beträchtlichern Werthe ist das Werk des Prudentius wider den Symmachus, (adversus Symmachum Libri duo.) Die Veranlassung dazu hat man bereits in dem oben (S. 56. fg.) beschriebenen Versuche des Symmachus, den Altar der Siegsgöttinn zu Rom wieder herzustellen, gelesen. Prudentius trat in die Fußtapfen des Ambrosius, der lange vorher wider die Bittschrift des berühmten Heyden geschrieben hatte. Dieser Bischof hatte in zwey Schreiben an den Kaiser Valentinianus den Zweyten, sich jener Bitte mit aller seiner Beredsamkeit widersetzt, und die Gründe des Symmachus ohne viele Mühe zernichtet. Der Dichter nimmt einen etwas andern Weg. Im ersten Buche entwickelt er den schändlichen Ursprung und die schimpfliche Geschichte der heydnischen Götter; sodann aber zeigt er, mit wie vielem Rechte sich Rom zum Christenthume gewandt habe. Das zweyte Buch enthält eine sehr vollständige, und nach der Art dieses Dichters, mehrmals

J. n. C. G. 363 bis 430.

mals zu gedähnte Beantwortung von allem, was Symmachus für die Beybehaltung der heydnischen Religion gesagt hatte. Er hatte sehr auf das Alterthum derselben gedrungen; wenn aber dieses entscheiden soll, bemerkt Prudentius, so muß man auch überhaupt allen spätern Erfindungen und Bequemlichkeiten des Lebens entsagen, um zu den wilden und rohen Sitten der alten Zeit zurück zu kehren. Selbst die Religion der heydnischen Römer ist nach so vielen Veränderungen, welche sie ausgestanden hat, gar nicht mehr die alte; jedes überwundene Volk, jeder triumphirende Feldherr hat sie mit neuen Göttern vermehrt. Der Dichter spottet ferner über den Genius oder Schutzgeist, den Rom von seinem Ursprunge an haben soll, und über das Schicksal, dessen Regierung man diese Stadt unterworfen zu seyn glaubte. Er zeigt, daß ihr ungemeines Glück in Eroberungen und in der Ausbreitung ihrer Macht, nicht von dem Beystande der Götter herrühre; sondern daß Gott deswegen so viele Völker unter die Herrschaft eines einzigen vereinigt habe, damit Christo der Weg gebahnt, und ihm alle diese verbundene, auch gesitteter gewordene Völker desto leichter unterthänig werden möchten. Weit gefehlt, daß Rom durch die Verehrung seiner Götter immer glücklich gewesen wäre, hätte es vielmehr ehemals die härtesten Unfälle, bis zu seinem nahen Untergange erduldet; da es hingegen vor kurzem, mit Christi Hülfe, durch den Stilico, aus seiner Drohenden Gefahr, bey Pollentia gerissen worden sey. Auf den Beweisgrund des Symmachus, daß die Menschen bey aller Verschiedenheit der Religion, doch an einem Ziele zusammentreffen, so wie sie alle einerley Himmel, Luft, und andere Naturgaben, gemeinschaftlich genießen, antwortet Prudentius, der Palast werde dadurch nicht zum Kerker, weil beyde von einerley

ley Sonne beschienen würden; zwar führe der Irrthum, ohngeachtet aller seiner Mannichfaltigkeit, im Grunde auf einerley Wege zum Verderben; aber die wahre Religion leite die Menschen auf einer weit davon entfernten Straße. Am Ende widerlegt er auch die vermeinte Ursache der Unfruchtbarkeit, die der heydnische Redner angegeben hatte, und seine Vertheidigung der Vestalinnen. Der Dichter erinnert unter andern gegen ihn, daß diese geheiligten Jungfrauen nichts weniger als ehrwürdig wären. Sie würden in ihrer Kindheit zu diesem Stande gewählt, nährten bey erwachsenen Jahren, unter dem Schein einer äußerlichen Keuschheit, doch unkeusche Gedanken, die sie beunruhigten, und wohnten unschicklich genug den blutigen Fechterspielen mit Zeichen des Vergnügens bey. — Man kann dieses Gedicht eines der besten des Prudentius nennen; es ist nicht allein viel Gelehrsamkeit, sondern auch oft etwas von dem Geiste der alten Dichter darinne; wiewohl derselbe zuweilen auch ganz verschwindet, oder durch prosodische Fehler beschimpft wird. n. C. G. 363 bis 439.

Noch pflegt man diesen Schriften des Prudentius einen poetischen Inbegriff des beträchtlichern Theils der biblischen Geschichte, in neun und vierzig Absätzen, jeden von vier Versen, (Diptychon, sive Enchiridium utriusque Testamenti,) beyzufügen. Gennadius (de Scriptt. Eccles. c. 13.) gedenkt desselben, indem man bey ihm ohne Zweifel Statt Διττοχαΐον, Δίπτυχον lesen muß. Da sich jedoch zwischen diesem Gedichte und andern von demselben Verfasser, einige Unähnlichkeit der Schreibart findet: so ist dieses manchen Neuern hinlänglich gewesen, ihm solches abzusprechen: und es ist ohnedieß sehr unerheblich. Nach dem Gennadius hatte er auch eine Er-

J. n. C. G. 363 bis 430.

klärung der ersten Menschengeschichte bis auf den Fall, und eine Aufmunterung zum Märtyrertode, geschrieben, die wir nicht mehr lesen können. Von seinen vorhandenen Schriften giebt es verschiedene wohlgerathene Ausgaben. Georg. Fabricius hat in seiner Sammlung christlicher Dichter (Poetarum veterum ecclesiasticorum opera christiana, Basil. 1562. 4. p. 17. sq.) eine Handschrift Casp. Borners dabey gebraucht, und sie in dem gemeinschaftlich nach der Ordnung eines Registers eingerichteten Commentarius erläutert. Johann Weiß wandte in seiner Ausgabe (zu Hanau, 1613. 8.) neuen Fleiß auf die Berichtigung des Textes, sammlete dazu in einem besondern Bande alles, was zur Aufklärung dieses Dichters, seit dem Iso Magister, beygetragen worden war, und setzte seine eigene gelehrte Anmerkungen hinzu. Es ist darunter sehr viel Gutes, wie zum Beyspiel, (S. 504. fg.) das Verzeichniß von Wörtern aus der kirchlichen Latinität, deren sich Prudentius bedienet hat. Allein man trift auch dabey viel Ueberflüßiges oder Wiederholendes an, und vermißt zuweilen Beobachtungen an wichtigen Stellen; auch wird diese sonst nützliche Ausgabe durch ihr Aeußerliches wenig empfohlen. Die vom Nicol. Heinsius (zu Amsterdam, 1667. 12.) besorgte, ist ihr, in einem weit kleinern Umfange, an Schönheit und vollkommnerer Genauigkeit des Textes merklich überlegen; und die kleine Anzahl ihrer Anmerkungen ist doch bündig und auserlesen. In der Ausgabe des P. Stephan Chamillard, (Paris, 1687. 4.) die eine von denen zum Gebrauche des damaligen Dauphin veranstalteten Sammlungen alter Schriftsteller ist, hat zwar der Text des Prudentius eben nichts gewonnen; allein der richtige und zierliche Abdruck desselben, die hinzugekommene Paraphrase, und viele gute Erläuterungen,

gen, geben ihr doch einigen Vorzug. Manche Erklärungen dieses Herausgebers sind unterdessen mit Recht getadelt worden. Die Ausgabe des Christoph Cellarius, (Halle, 1703. 8.) der darinne hauptsächlich dem Heinsius gefolgt ist, hat für Anfänger ziemliche Brauchbarkeit; obgleich seine Absicht, die Jugend mit diesem Schriftsteller bekannt zu machen, wegen der so sehr vermischten Schreibart desselben, einige Schwierigkeit hat. Theodor. Ruinart hat nur einige Lobgesänge des Dichters auf Märtyrer, wie auf den Laurentius, den Hippolytus, die Eulalia, einen Theil des dem Romanus gewiedmeten, und etliche andere, in seine Sammlung von Märtyrergeschichten (Acta Martyrum, p. 143. 162. 317. 397. 403. 411. 440. 468. ed. Veron. 1731. fol.) eingerückt; er hat aber dabey eine neue Vergleichung von Handschriften angestellt. Außer diesen Herausgebern der Gedichte des Prudentius, und dem Fabricius, (Biblioth. Lat. L. IV. c. 2.) haben besonders Tillemont (Mémoires T. X. p. 238. sq. ed. fol.) und Clericus, (Lebensbeschreib. einiger Kirchenväter und Ketzer, aus dessen Biblioth. univers. übersetzt, S. 338-414. Halle, 1721. 8.) lesenswürdige Nachrichten von ihm gegeben: nur mit dem Unterschiede, daß der erstere, so wie Baillet, bey dem Dichter ein Feuer findet, welches der heilige Geist selbst in seinem Herzen angezündet habe; der letztere hingegen, ohne solche Entdeckungen zu machen, zu denen in der That mehr als menschliche Scharfsichtigkeit gehört, seine Fehler und den lehrreichen Gebrauch seiner Schriften unpartheyisch anzeigt, und darüber auch einige Ausschweifungen macht. J. n. T. G. 363 bis 430.

Ein anderer christlicher Dichter dieser Zeit, Meropius Pontius Anicius Paulinus, hat einen

noch größern Ruhm hinterlassen, als **Prudentius**; dem er doch als Schriftsteller betrachtet, nicht gleich kömmt. Er stammte aus einem der ansehnlichsten Geschlechter in Gallien her, dem unter andern auch das Städtchen Ebromagus zugehörte, und war im Jahr 353 oder 354. gebohren. Sein vornehmster Lehrer war der Dichter **Ausonius** zu Burdegalis, den er, unter andern Merkmalen der Dankbarkeit, seinen Vater zu nennen pflegte. Doch erlangte er durch denselben eigentlich nur in der lateinischen Beredsamkeit und Dichtkunst einige Stärke; seine übrige Gelehrsamkeit war so gering, daß er nicht viel über die Anfangsgründe der griechischen Sprache verstand, auch mit der Geschichte und Erdbeschreibung ziemlich unbekannt blieb. Nachdem er sich eine kurze Zeit in der Führung gerichtlicher Händel geübt hatte, wurde ihm auf Empfehlung seines Lehrers, noch vor dem Jahr 379. die Stelle eines verstorbenen Consul ertheilt. Er scheint auch noch andere Ehrenstellen bekleidet zu haben. Aber um das Jahr 390. entschloß er sich, nach vielen beschwerlichen Reisen und Arbeiten, die er überstanden hatte, bey einem schwächlichen Körper, und vorzüglich auch durch seine fromme Gemahlinn **Therasia**, aufgemuntert, den weltlichen Geschäften gänzlich zu entsagen. Vermuthlich war er bis dahin nur ein **Catechumenus** gewesen; nun aber ließ er sich von dem Bischof **Delphinus** zu Burdegalis taufen, und reiste darauf nach Spanien, um desto unbekannter in der Einsamkeit leben zu können. Nach und nach verkaufte er seine großen Güter, davon er den Betrag unter die Armen vertheilte. Er vergleicht sich in dieser Rücksicht mit einem Kämpfer, der sich seiner Kleider entledigen muß, um besser fechten zu können; (Epist. 24. p. 155. ed. Brun.) ingleichen mit einem Wanderer, der frey von aller Bürde, durch

n. C. G. 363 bis 430.

das

das Meer der Sünden zu schwimmen versuche, das Gott und die Menschen von einander trenne. (Epist. 4. p. 14.) Auch verführte ihn offenbar, wie so viele andere Christen seiner Zeit, die übel verstandene Aufforderung des Erlösers, alles zu verlassen, und ihm nachzufolgen. (Epist. 24. p. 154.) Seine Gemahlinn leistete ihm stets Gesellschaft: sie hörte zwar auf, es zu seyn, nachdem er völlig die Lebensart eines Mönches angenommen hatte; übte aber eben dieselbe aus. Im Jahr 393. mußte er sich, wider seine Neigung, auf dringendes Anhalten der Gemeine zu Barcino, (jetzt Barcellona,) zum Presbyter ordnen lassen. Endlich bewog ihn seine alte Ehrerbietung gegen den ehemaligen Presbyter zu Nola in Campanien, Felix, sich auf ein kleines Landgut, das er in der Nähe dieser Stadt besaß, im Jahr 394. zu begeben. J. n. C. G. 363 bis 430.

Eben daselbst waren die Gebeine des Felix begraben, und darüber eine Kirche erbauet worden. Er hatte unter der Regierung des Decius von den Heyden nicht wenig gelitten; nachher zwar das Bisthum zu Nola ausgeschlagen; aber doch an Statt des auf seine Empfehlung gewählten Bischofs, öffentlich gelehrt. Schon bey seinem Leben stand er in dem Ruf der Wunderthätigkeit; so wie man auch glaubte, daß Gott zu seinem Besten verschiedene Wunder verrichtet habe: worunter besonders das Gewebe gehört, das eine Spinne vor den Ort, wo er sich verborgen hatte, als ihn die heydnischen Verfolger aufsuchten, ziehen mußte. Nach seinem Tode wurden ihm noch mehr wunderbare Heilungen, Vertreibungen der Teufel aus den Besessenen, und ähnliche Thaten, zugeschrieben. Paulinus, der alles dieses glaubte und bewunderte, hielt sich vor glücklich, daß er aus seinem Garten unmittelbar in die Kirche des heiligen Felix gehen, daselbst

J. n. C. G. 363 bis 430.

selbst seine Andacht verrichten, und in der Nachbarschaft von seinem Grabe, mit etlichen andern gleichgesinnten Christen, in aller Strenge eines Mönchs leben konnte. Es waren noch mehrere Kirchen zur Ehre des gedachten Heiligen daselbst errichtet worden; aber sie reichten alle nicht für die Menge des Volks zu, das dahin wallfahrtete. Daher ließ Paulinus um das Jahr 402. eine neue bauen, die in der Gegend des Altars, mit Marmor bekleidet, und mit musivischer Arbeit geziert wurde. An diesem Orte sah man die göttliche Dreyeinigkeit in Bildern vorgestellt, nemlich unter einer aus den Wolken donnernden Stimme, einem Lamme, und einer Taube; die Apostel unter einem Hauffen Tauben in einer Krone, die ein Kreuz umgab; und die Evangelisten unter vier Bächen, die aus einem Felsen flossen: welches alles durch beygefügte Verse erklärt wurde. Im Altar waren Ueberbleibsale von Körpern der Apostel und Märtyrer, nebst einem Stückchen von dem vermeinten Kreutzesholze Christi, aufbewahrt, das dem Paulinus kurz vorher Melania, eine gottselige Frauensperson, die von Jerusalem gekommen war, geschenkt hatte. Außerdem ließ er auf beyden Seiten bedeckte Gänge, ingleichen einige Zimmer, theils für Christen, welche darinne beten und in der heiligen Schrift lesen wollten, theils für den Schmuck und die Gefäße der Kirche, anbauen. In der Kirche selbst ließ er die in den Büchern Moses Josua und Ruth enthaltenen Geschichten abmahlen, und eine Anzeige ihres Inhalts dazu setzen. Denn weil die meisten, welche an dem Feste des Felix dahin kamen, Landleute, und so einfältig waren, daß sie über dem Grabe des Heiligen selbst, um ihn zu ehren, Tische anlegten, an welchen sie die ganze Nacht mit Essen und Trinken zubrachten; — eine Gewohnheit, die auch an andern Orten eingerissen war: — so suchte Paulinus durch diese

diese Gemählde ihre Aufmerksamkeit auf etwas Nützlicheres zu lenken. Er ließ auch diese Kirche nicht, wie es damals gewöhnlich war, gegen Morgen, sondern gegen die Kirche des heiligen Felix zu gerichtet, bauen; welche letztere er ebenfals erweiterte, mit Gemählden aus der Geschichte des Neuen Testaments zierte, und den Altar derselben mit Gebeinen der Apostel Andreas und Thomas, des Evangelisten Lucas, Johannes des Täufers, und einiger spätern Märtyrer, bereicherte. (Paulin. Epist. 32. p. 205. sq. Carm. 24. v. 362. sq. v. 552. sq.) n. C. 363 bis 430.

Solche Sitten und Beschäftigungen erwarben dem Paulinus eine ausnehmend große Hochachtung: er wurde daher im Jahr 409. wie man am wahrscheinlichsten glaubt, zum Bischof von Nola gewählt. Im folgenden Jahre traf zwar diese Stadt, wie so viele andere in Italien, die Plünderung durch den Gothischen König Alarich, und Paulinus stand dabey persönliches Ungemach aus; allein diese allgemeine Noth feuerte nur seine Mildthätigkeit noch mehr an, die schon vorher so außerordentlich gewesen war, daß er beynahe seine eigene Bedürfnisse darüber versäumt hatte. Er lebte noch bis ins Jahr 431. Die ungemeine Verehrung seiner Zeitgenossen gegen ihn, stieg nach seinem Tode, und man hielt nichts, was von ihm erzählt wurde, vor unwahrscheinlich. So versicherte bald darauf Gennadius, (de Scriptt. eccles. c. 48.) daß er Gewalt über die Teufel gehabt habe. Ein Schüler des Paulinus, Uranius, der eine Nachricht von seinem Absterben hinterlassen hat, welche vom Peter Franz Chiflet (in S. Paulino illustrato, Divione, 1662. 4.) am besten herausgegeben worden ist, meldete, daß zween verstorbene Heilige, Januarius, Bischof von Beneventum, (der während der

J. n. C. G. 363 bis 430.

Verfolgung des Diocletianus den Märtyrertodt erlitten hatte, und dessen vorgegebener Kopf noch zu Neapel das bekannte Wunder in den Händen der Geistlichkeit verrichtet,) ingleichen Martinus, Bischof zu Turonum, dessen in dieser Geschichte schon gedacht worden, seinem Lehrer erschienen wären, und ihn aus der Welt abgerufen hätten; daß er aber selbst auch ein gleiches, nicht lange nach seinem Tode, in Ansehung eines Bischofs von Neapolis, gethan hätte. Der Leichnam des Paulinus soll nachmals in eine Kirche zu Rom gebracht worden seyn: und er selbst hat eben sowohl den Rang eines Heiligen der lateinischen Kirche erhalten, als er andere in dieser Ehre zu befestigen suchte. Die angesehensten Lehrer, wie unter andern Hieronymus und Augustinus, schätzten ihn sehr hoch. Augustinus verlangte sogar seine Meinung über die Frage zu wissen: **Worinne die Handlungen der Seeligen in dem zukünftigen Leben bestehen werden?**

Gleichwohl ist der hohe Ruf dieses Mannes weit über sein Verdienst hinausgegangen. Er hatte freylich einen brennenden Eifer für die Gottseeligkeit, und lebte unter unaufhörlichen Uebungen derselben. Man fand ihn auch desto bewundernswürdiger, da er von einem so erhabenen Stande zu einer so tiefen Enthaltsamkeit herabgestiegen war. Er schrieb fließend, mit artigen Wendungen, und mit einem Reichthum frommer Gedanken; seine Gedichte empfolen sich insonderheit durch die Leichtigkeit und Anmuth, mit welcher sie sich über andächtige Materien ergossen. Aber schon seine vorhergehende Geschichte bezeichnet ihn als einen schädlichen Beförderer des Aberglaubens; besonders der neu eingeführten Verehrung der Heiligen, der Sammlungssucht ihrer Gebeine, erzwungenen Einsamkeit

und

und Härte des Mönchslebens. Er bedauerte es, der eigentlichen Gelehrsamkeit sich jemals ergeben, oder, wie er es nennt, (Epist. 4. p. 13. edit. Brun. die Weisheit der Welt bewundert zu haben, und durch eine unnütze Wissenschaft, durch eine verworfene Klugheit, vor Gott thöricht und stumm gewesen zu seyn. Doch seine Schriften verrathen diese geänderte Denkungsart ohnedieß zu seinem Nachtheil. So unterhaltend viele Stellen derselben, und so wohlklingend insonderheit die meisten poetischen sind: so leer findet man sie an wichtigen Materien. Wenn auch bisweilen einige derselben vorkommen: so werden sie nur flüchtig und obenhin behandelt; mitten unter dem Ueberfluß von Ausdrücken und Redensarten einer meistentheils nur kirchlichen Sprache, trift man selten etwas Durchgedachtes an. So ist die Antwort, die er dem Augustinus auf die obengedachte Frage überschreibt, (Epist. 45. p. 272. ed. Brun.) weiter nichts als ein Geschwäß, das am Ende darauf hinausläuft, die Auserwählten würden Gott im ewigen Leben mit englischen und himmlischen Zungen preisen. Paulinus erklärte sich zwar aus Demuth vor unwürdig, die heilige Schrift auszulegen. (Epist. 43. p. 260.) Er konnte aber auch dieses aus Selbstgefühl sagen, weil er mit den biblischen Sprachen gänzlich unbekannt war. Es ist wahr, daß nicht leicht ein Schriftsteller der alten Kirche die Stellen der heiligen Schrift in so großer Menge nach einander anführt, und gleichsam so sehr mit denselben redet, als Paulinus in seinen Briefen. Allein er gleicht hierinne ohngefähr solchen Lehrern der neuern Zeiten, die, indem sie beym öffentlichen Vortrage der Religion, nur biblische Sprüche auf Sprüche häuffen, eben dadurch zu erkennen geben, daß sie die Bibel zu erklären nicht verstehen. In der That sind auch die Erläuterungen dieser Art, welche

T. n. E. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Paulinus mittheilt, entweder mittelmäßige erbauliche Einfälle; oder gekünstelte Allegorien und Anspielungen. Unterdessen gefiel damals diese leichte Methode sehr, weil sie so vielen Schein der Frömmigkeit an sich hatte: und der Mann, der aus der lateinischen Uebersetzung des Joel, die Raupe, die Heuschrecke, den Käfer, und den Meelthau, deren dieser Prophet gleich im Anfange seiner Weissagungen gedenkt, von den vier Hauptreitzungen der Laster im Körper, von Hoffnung, Furcht, Freude und Schmerz, zu deuten wußte, (Paulin. Epist. 39. p. 241.) wurde als ein scharfsichtiger Kopf angestaunt, der in den geheimen Verstand der Bibel glücklich eingedrungen wäre.

Mehrere Schriften des Paulinus, die ihm Gennadius beylegt, sind untergegangen; wie seine Lobrede auf den ältern Theodosius, den er darum besonders pries, weil er seine Feinde mehr durch Glauben und Gebet, als durch die Waffen, besiegt hätte; seine Anweisung zur Verwaltung der Sacramente; (Sacramentarium) seine Sammlung geistlicher Gesänge: (Hymnarium) verschiedene Abhandlungen, und darunter seine vornehmste Schrift von der Buße, und vom allgemeinen Lobe aller Märtyrer. Etwas über funfzig Briefe, und zwey und dreyßig Gedichte von seiner Arbeit, haben sich allein noch erhalten. In den Briefen erzählt er Begebenheiten und Beschäftigungen seines Lebens; nimmt auch an andern Vorfällen, besonders seiner Freunde, einen lebhaften Antheil, und breitet sich zuweilen über Kleinigkeiten aus; zu einer andern Zeit erörtert er Materien aus der christlichen Glaubens- und Sittenlehre, ermahnt zur Nachahmung seiner Mönchsfrömmigkeit, und streuet auch wohl eine Reihe von seinen Versen ein, wie im achten Briefe. Der zwölfte, der ordentlich so sehr gerühmt

rühmt wird, ist eine zwar überhaupt nicht unrichtige, aber doch mehr wortreiche und weitschweifige, als genaulehrende Vorstellung von demjenigen, was Gott zum Besten der Menschen durch Christum gethan hat, und was sie dafür zu thun schuldig sind. Im zwey und dreyßigsten Briefe bedauert er es zwar, daß er dem Sulpicius Severus nicht, wie derselbe verlangt hatte, zur Einweihung einer Kirche, irgend etwas von Ueberbleibsalen der Heiligen schicken könne. Statt derselben aber sendet er ihm in einer goldenen Röhre, ein kleines Stückchen (segmentum pene atomum) von dem Holze des göttlichen Kreuzes, davon ihm ein Theil geschenkt worden war. Daran, sagt er, möchte sein Freund eine Befestigung der gegenwärtigen, und ein Unterpfand der ewigen Glückseligkeit, nehmen. Bey dieser Gelegenheit beschreibt er die Entdeckung des hölzernen Kreuzes Christi, so wie man sie bereits in dieser Geschichte (Th. V. S. 137. fg.) gelesen hat, und setzt hinzu, daß dieses Kreuz seitdem zwar unzählichen Menschen fast täglich, nach ihrem Wunsche sein Holz darreiche; aber doch keinen Abbruch fühle, und durch seine lebendige Kraft gleichsam unberührt bleibe. Dieser für die unersättliche Begierde des Aberglaubens so glückliche Einfall, von einer fortdauernden wunderbaren Vervielfältigung heiliger Ueberbleibsale, ohngeachtet aller Zerstückelung und Vertheilung derselben, war nicht erst zu den Zeiten des Paulinus aufgekommen. Schon Cyrillus, Bischof zu Jerusalem, hatte geglaubt, (Cateches. IV. p. 52. X. p. 133. sq. XIII. p. 168. ed. Oxon.) daß die ganze Welt mit diesem Kreuzesholze Stückweise angefüllt worden sey. — Noch steht unter den Briefen des Paulinus eine Abhandlung oder kleine Rede, welche ziemlich gut gerathene Ermahnungen zum fleißigen Almosengeben in

f. n. C. G. 363 bis 430.

sich

J. n. T. G. 363 bis 430.

sich faßt. — Von seinen Gedichten sind funfzehn zur Ehre des heiligen Felix von Nola geschrieben, dessen Todestag er jährlich auf eine feyerliche Art zu begehen pflegte. Man muß, indem man sie lieset, wünschen, daß ihr Verfasser seine Fertigkeit im Versbau, und in der Zusammensetzung artiger Bilder, anständiger für einen Christen genützt haben möchte. Seine Ergebenheit gegen diesen Heiligen schüttet sich in solche Lobeserhebungen, Gesinnungen und Gebete an denselben aus, daß ein einziges solches Beyspiel von einem so hochgeschätzten Manne, als Paulinus war, viele tausend Christen von dem wahren Gegenstande ihrer gottesdienstlichen Verehrung gewiß entfernte. Unter seinen übrigen Gedichten sind die Paraphrasen einiger Psalmen nicht schlecht zu nennen: und diejenigen, worinne er sich gegen seinen Lehrer Ausonius über die Vorwürfe desselben, wegen der völligen Veränderung seiner Lebensart, verantwortet, machen, zumal, wenn man die Schreiben des Ausonius damit vergleicht, auch einiges Vergnügen. —

Die ersten brauchbaren Ausgaben seiner Schriften sind in einer nützlichen Sammlung (Monum. orthodoxogr. veter. Patrum, T. II. p. 76. sq. Basil. 1769. fol.) und durch Besorgung des Jesuiten Heribert Rosweyd (zu Antwerpen, 1622. 8.) erschienen. Sie sind aber durch die Pariser vom Jahr 1685. in zwey Quartbänden ganz verdunkelt worden. Johann Baptista le Brün hat dieselbe besorgt, ohne sich zu nennen; er hat sehr viel zur Verbesserung des Textes gethan; die Anzahl der Schriften des Paulinus, zum Theil freylich durch ungewisse, oder untergeschobene, vermehrt; eine Menge wohlgetroffener Anmerkungen beygefügt; das Leben des Verfassers ausführlich, und,

wie

wie es sehr wahrscheinlich ist, mit Hülfe der damals noch ungedruckten Nachrichten des Tillemont, beschrieben, und nächstdem verschiedene Abhandlungen über die Werke und Freunde des Paulinus hinzugesetzt. Daß er ein eifriger Bewunderer desselben sey, erwartet man schon vorläufig. Dennoch giebt er zu, (Vita S. Paulini, p. 91.) daß man aus einigen Stellen dieses Heiligen vermuthen könnte, er sey nicht frey genug von dem Irrthum der Semipelagianer gewesen; da ohnedieß zu seiner Zeit die dahin gehörige Frage von den Aeltesten zu Maßilia noch nicht in Bewegung gebracht, und vom Augustinus noch nicht entschieden worden war. Ludwig Anton Muratori hat zwar noch eine neuere Ausgabe der Schriften des Paulinus (zu Verona, 1736. Fol.) veranstaltet, in welcher auch vier Gedichte desselben zum erstenmale ans Licht traten; sonst aber ist sie wenig mehr als ein Abdruck der Pariser. In beyden findet man den oben gedachten Aufsatz des Uranius, und die Nachrichten der Alten vom Paulinus, auch ihre Briefe an denselben, beysammen. Außer der gleichfals schon genannten Schrift des Chiflet, können noch einige andere Werke der Neuern, (Tillemont Mémoires, T. XIV. p. 1. sq. ed. in 4. Du Pin Nouv. Biblioth. des Aut. Eccles. T. III. p. 146. sq. Histoire litter. de la France, T. II. p. 179.) über diesen Dichter mit Nutzen zu Rathe gezogen werden.

F. n. E. G. 363 bis 430.

Zween andere christliche Dichter, die zu seiner Zeit lebten, aber später als er, vielleicht erst nach dem Jahr 440. aus der Welt giengen, Claudius Marius Victor, und Dracontius, haben zwar nur einen geringen Ruhm hinterlassen; verdienen aber doch ebenfals einen kleinen Platz in dieser Geschichte; sollte es auch nur um der Vollständigkeit der Nachrichten

Willen

J. n. C. G. 363 bis 430.

Willen seyn, aus denen man die Wendung sehen kann, welche die Neigung der Christen zur Dichtkunst damals genommen hat. **Victor** lehrte nach dem **Gennadius**, (de Scriptt. ecclesiast. c. 60.) in dessen Handschriften er fälschlich **Victorinus** heißt, die Beredsamkeit zu Maßilia, und starb unter der Regierung des jüngern **Theodosius**, und **Valentinians des dritten**. Er schrieb eine **poetische Erklärung des ersten Buchs Moses**, in Hexametern, (Commentarior. in Genesin, Libri III) von der Schöpfung an, **bis auf den Untergang von Sodom**. **Gennadius** urtheilt von diesem Werke, es sey zwar in einer christlichen und frommen Denkungsart aufgesetzt; da aber der Verfasser sich mit der weltlichen Gelehrsamkeit beschäftigt, und unter keines Lehrers Anführung in der heiligen Schrift geübt habe: so hätte er nur eine Arbeit von leichtem Gewichte zu Stande gebracht. Unterdessen sieht man doch eben nicht, wodurch dieses Gedicht, als christliches Gedicht vom Anfange des fünften Jahrhunderts her, betrachtet, viel wichtiger hätte werden können, wenn nicht etwan **Gennadius** manche geheime Deutungen vermißte, welche vermeinte Schriftausleger damals in der ersten Menschengeschichte anzubringen pflegten. Es ist wahr, daß **Victor** keine großen dichterischen Gaben besitzt; daß er auch wohl an Stellen, wo einiger Witz und rührende Bilder, selbst ohne Neuigkeit in der Erfindung, große Würkung gethan hätten, die Erwartung des Lesers zu wenig erfüllt; daß er seine Flecken in der Erklärungsart, im Ausdrucke, und im Sylbenmaaße hat: wiewohl es sehr wahrscheinlich ist, daß die richtige Leseart seines Gedichts in vielen Stellen noch nicht erforscht worden sey. Im übrigen ist er in der That kein schlechterer Versmacher, als einer der bisher beschriebenen. Seine Sprache wird hin und wieder

würk-

würklich poetisch, bereichert sich mit dem Schmuck der alten Dichter, und fließt meistentheils mit einem anmuthigen Geräusche fort. Etliche Beschreibungen und Reden können auch vorzüglich gefallen. An kleinen Erdichtungen hat es der Verfasser nicht ganz mangeln lassen. Eine solche ist das Gebet Adams zu Gott, nach dem Falle, um Anweisung, wie er die Erde bauen solle. (Libr. II. p. 324. edit. Fabric.) Eine andere folgt gleich darauf, die zwar im Anfange ein beynahe poßierliches Ansehen hat; aber durch ihren Ausgang zeigt, daß Victor mit den höhern Dichterkünsten nicht ganz unbekannt gewesen sey. Kaum hatten die gefallenen Menschen ihr Gebet beschlossen, als ihnen ihre Furcht die vorbeyschleichende Schlange zeigte, und ihr Zorn dadurch sogleich entflammt wurde. Eva munterte ihren Mann auf, dieselbe mit Steinen umzubringen. Wir können, sagte sie, die Urheberinn unsers Todes tödten; sie mag nun selbst empfinden, wie traurig es sey, zu sterben. Sie laufen ihr darauf beyde nach, und werfen sie mit Steinen. Aber indem sie sich unter die Felsen rettet, trifft einer von den geworfenen Steinen auf einen Feuerstein; es springen Funken aus diesem heraus, und ergreifen die brennbare Materie rund umher; bald steht ein ganzer Wald in Flammen. Bestürzt über diesen Anblick, wollen sich die Menschen flüchten; aber selbst ihr Erstaunen über eine so ungewöhnliche Erscheinung hält sie zurück. Sie bewundern das neue Licht unter der Sonne, von dem die Erde glänzt, und der Tag verfinstert wird. Feuerklumpen wallen gen Himmel hinauf: und die Flamme dringt bis zu den tiefsten Wurzeln. Da öffnet die von der Hitze überwältigte Erde ihre freygebige Adern; und die flüßig gewordenen edeln Metalle brechen in einem Strom hervor. Vom verbrannten Walde fliegt die glimmende schwefelvolle

J. n. C. G. 363 bis 430.

Asche

J. n. C. G. 363 bis 430.

Asche herum: und nun fieng die Erde an, durch ihre ausgekochten Schollen sich fruchtbar zu zeigen; ihr Ehemann, der Regen, brachte ihre Geburten zur Reife; die Felder wurden mit Aehren bedeckt, und der neue Bewohner lernte solchergestalt den Ackerbau. Alle diese und andere Kenntniße sind wir Gott schuldig; wenn gleich Kunst und Uebung uns viel geholfen haben; aber wäre die menschliche Seele in ihrer ersten Unschuld geblieben, so würde keine langsame Erlernung derselben nöthig gewesen seyn. — Ein weit kürzeres Gedicht von eben diesem Schriftsteller, (de perversis suae aetatis moribus) beklagt die Ausschweifungen seiner Zeit unter beyderley Geschlechtern, und giebt unter andern es dem männlichen Schuld, daß die Frauensperſonen so sehr ausgeartet wären, auch schon die Schriften des **Paulus** und **Salomo** auf die Seite legten; dagegen aber bloß heydnische Dichter läsen. — Die erstere dieser Schriften hat unter andern **Wilh. Morel**, aber ziemlich fehlerhaft, (zu Paris, 1560. 8.) herausgegeben; beyde aber sind vom **Georg Fabricius** in seine bekannte Sammlung, (Poetae vett. Ecclesiast. p. 307. sq.) aufgenommen worden. — **Sidonius Apollinaris** (L. V. epist. ult.) hat diesem Dichter mehr Gerechtigkeit wiederfahren lassen, als **Gennadius**. In neuern Zeiten haben **Launoi**, (de quinque Victorinis, Opp. T. II. P. I. p. 649.) **Fabricius**, (Biblioth. Lat. Vol. III. p. 301.) und die Verfasser der Gelehrtengeschichte von Frankreich, (Hist. litter. de la France, T. II. p. 244.) brauchbare Anmerkungen über ihn und seine Schriften gemacht.

Dracontius, sein Zeitgenoße, den einige Neuere durch eine bloße Vermuthung zu einem Spanier machen; von dessen Lebensumständen aber **Isidorus von Hispalis** (de Scriptt. ecclesiast. c. 24.) gar keine

Nach-

Nachricht giebt, hat einiges mit dem Victor gemein. Er schrieb ebenfals ein Gedicht in Hexametern über die Schöpfungsgeschichte, (Hexaëmeron, seu de opere sex dierum,) eine Materie, die durch Nachahmung der griechischen Lehrer, auch in der lateinischen Kirche beliebt worden war. Diese poetische Ausschmückung der Erzählung Mosis endigt sich mit dem Falle der Menschen, und mit einer Vorstellung mancherley Gründe, die ihnen die Hoffnung eines unsterblichen Lebens versichern können. Einzele Stellen sind darinne ziemlich lebhaft; allein das Ganze ist an Bildern und Versen schwächer, als das Gedicht des Victor. Doch man weiß nicht einmal mehr genau, was und wie viel dem Dracontius von dieser Arbeit zugehöre. Denn um die Mitte des siebenten Jahrhunderts wurde sie vom Eugenius, Bischof zu Toledo, sehr verändert. „Weil dieses Gedicht, sagt Ildefonsus von Toledo, (de Scriptt. eccles. c. 14.) durch sein Alterthum nach und nach verfälscht worden war: so warf er die unschicklichen Stellen aus demselben weg, und verbesserte es dergestalt, daß es durch ihn schöner geworden zu seyn scheint, als es aus der Hand seines Verfassers gekommen war. Da auch Dracontius des siebenten Tags in der Schöpfungsgeschichte gar nicht gedacht, und also sein Werk unvollständig gelassen hatte: so ergänzte dieses Eugenius auf eine zierliche Art, und brachte die sechs ersten Tage in eine Verbindung mit dem siebenten.“ In dieser Gestalt ist es vom Morel zugleich mit dem Gedichte des Victor, darauf vom Fabricius (l. c. p. 351. sq.) und noch brauchbarer mit Anmerkungen und einem Register, vom Johann Weitz, (zu Frankfurt am Main, 1610. 8.) herausgegeben worden. In allen diesen Ausgaben fehlte eine Anzahl Verse, welche Sirmond zuerst in der seinigen, (Paris, 1619. 8.) hinzugefügt,

S. u. T. G. 363 bis 430.

auch überdieß eine Elegie des Dracontius bekannt
n. gemacht hat, durch welche er Gott um Verzeihung
363 bittet, wenn er in dem vorhergehenden Gedichte auf
bis Irrthümer gerathen seyn sollte, und sich bey dem jün-
430. gern Theodosius entschuldigt, daß er die Siege desselben nicht besungen habe. Andreas Rivinus hat nach dieser Ausgabe die seinige (zu Leipzig, 1651. 8.) veranstaltet, und zu den Anmerkungen anderer Gelehrten auch seine gesetzt. Vom Dracontius kann außer diesen Herausgebern seiner Schriften, besonders noch Fabricius (Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. II. p. 63. ed. Patav.) gelesen werden.

In eben dieses Zeitalter gehört endlich auch der Dichter Coelius Sedulius, der an sich keineswegs die letzte Stelle unter den Schriftstellern dieser Art verdient. Isidorus von Hispalis ist der einzige unter den Alten, der den Umstand von ihm meldet, (de Scriptt. eccles. c. 7.) daß er ein Aeltester gewesen sey. Gegen den Anfang des zwölften Jahrhunderts, nennt ihn zwar Siegbert von Gemblours (de Scriptt. eccles. c. 6) einen Bischof; allein diese Nachricht aus so späten Zeiten ist desto weniger glaubwürdig, da ihr Urheber mehr als einen Irrthum in demjenigen begeht, was er vom Sedulius hinzusetzt. Vier hundert Jahre später wußte Johann von Trittenheim (oder Trithemius) noch weit mehr von demselben zu erzählen. (de Scriptt. eccles. c. 142.) Er macht ihn zu einem aus Schottland gebürtigen Aeltesten, der von Jugend auf ein Schüler des Hildebertus, Erzbischofs der Schottländer, gewesen sey, in der heiligen Schrift sich wohl geübt, und in der weltlichen Gelehrsamkeit große Kenntniße erlangt habe; der aus Lernbegierde nach Frankreich, darauf nach Italien und Asien gereiset sey, und nachdem er auch Achaja besucht, die

Bewun-

Bewunderung von Rom wegen seiner Wissenschaft auf sich gezogen habe. Indem er aber die Schriften des Sedulius nennt, wird es noch merklicher, daß er diesen christlichen Dichter mit einem, oder nach einiger Meinung, mit zween Schriftstellern gleiches Nahmens aus weit spätern Jahrhunderten vermengt. Unterdessen hat man doch wenigstens der alten Sage von dem Vaterlande des Sedulius geglaubt, (die doch selbst aus jener Vermischung entsprungen seyn kann;) nur mit der genauern Bestimmung, an welche Usserius (de Britannic. eccles. primordiis, c. 16.) die Gelehrten erinnerte, daß man unter Scotus einen Irländer verstehen müsse, weil Irland früher als das jetzige Schottland, und eben zu diesen Zeiten, den Nahmen Scotia geführt habe. So herrschend diese Meinung nach und nach geworden ist; so schwach bleibt sie noch immer wegen der schon angezeigten Ursachen: und man hat dabey die Einwendungen des Philipp Labbee (Dissertatt. philologg. de Scriptt. eccl. T. II. p. 330. Paris. 1660. 8.) nicht genugsam erwogen, der überhaupt zuerst in die Geschichte des Sedulius mehr Licht gebracht hat.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Was man diesem Dichter mit Gewißheit zuschreiben kann, sind bloß ein weitläuftigeres Gedicht in fünf Büchern, (Mirabilium divinorum, sive Carminis paschalis Libri V. mit einer vorangehenden prosaischen Zuschrift an den Abt Macedonius; und zween geistliche Gesänge, (Hymni duo.) In der Zuschrift giebt er die Ursachen an, warum er das größere Gedicht verfertigt habe. Gott habe ihn, sagt er, die Thorheit der weltlichen Weisheit einsehen lassen, der er sich bisher ergeben hätte, und habe den Entschluß in ihm erzeugt, sich Statt der Eitelkeit, der Wahrheit zu wiedmen. Auch habe er zeigen wollen,

J. n. C. G. 363 bis 430. daß ihm der Unterricht des Macedonius und anderer nützlich gewesen sey. Endlich habe er nicht allein andern, durch das den meisten gefälligste Mittel der Dichtkunst rührende Ermahnungen einflößen, sondern auch gleichsam ein Zeugniß wider sich selbst dadurch ablegen wollen, wenn er jemals auf Ausschweifungen fallen sollte. Er rühmt darauf noch einige gottselige Lehrer seiner Zeit, ingleichen eine heilige Jungfrau und Dienerinn Gottes, Synkletice, von vornehmen Stande; die aber in einer selbstgewählten Armuth, unter Fasten, Almosengeben und andern Andachtsübungen lebe, und mit den Schriften der christlichen Glaubenslehre so bekannt sey, daß sie im Stande wäre, dieselbe zu lehren. Sein Gedicht, setzt er noch hinzu, habe er das Ostergedicht genannt, weil die Christen auch ein für sie geschlachtetes Osterlamm, nemlich Christum, hätten. Die Schreibart dieser Zuschrift ist der poetischen des Sedulius weit nachzusetzen. Man hat aber auch bereits oben (S. 59.) die allgemeine wahrscheinliche Ursache von diesem Unterscheide bey den lateinischen Schriftstellern dieser Zeit gelesen.

In dem Gedichte selbst, das im heroischen Sylbenmaaße aufgesetzt ist, werden zuerst einige merkwürdige Begebenheiten der biblischen Geschichte, vom Henoch an bis auf den Daniel; sodann aber im zweyten und in den folgenden Büchern desto ausführlicher, die Lebensgeschichte Jesu, seine vornehmsten Handlungen und Reden, bis zu seiner Himmelfahrt besungen. Der Eingang schildert die hohen, der Dichtkunst allein würdigen Vorzüge der christlichen Religion vor der heydnischen, und ruft Gott auf dem Wege zu der heilbringenden Stadt, um Beystand an. Unter den Geschichten des Alten Testaments wählt der Dichter nur solche, welche Denkmäler der wunderthätigen

tigen Kraft Gottes waren, wie die Versetzung des lebenden Henoch in den Himmel, die Schwangerschaft der alten Sara, der brennende Busch, das Manna, die stillestehende Sonne, Daniel unter den Löwen, und dergleichen mehr. Sie sind in den ersten zwey hundert Versen kurz beschrieben, und ohne Verbindung neben einander gestellt. Die übrigen hundert und funfzig Verse des ersten Buchs wendet der Verfasser dazu an, aus der Betrachtung dieser Wunder, die Heyden zur Erkenntniß des wahren Gottes zu führen; sodann die Reise zur Stadt Gottes, das heißt, zur Kirche, unter einem Bekenntnisse der Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit, und einer nahmentlichen Bestreitung des Arius und Sabellius, fortzusetzen. Er erblickt endlich die erwünschte Stadt, und begrüßt sie mit Gebet und Lobsprüchen auf die Evangelisten und Apostel. Das zweyte Buch fängt mit einer Vergleichung zwischen der Eva und Maria an; geht darauf zur Geburt Jesu, und zu den nächsten Begebenheiten nach derselben über, bis es sich mit der Wahl der Apostel, und einer nicht übel gerathenen Umschreibung des Vater Unser, endigt. Das Wunder zu Cana eröffnet das dritte Buch, und verschiedene andere Wunder Christi folgen darauf; zuletzt aber wird der Streit seiner Jünger über ihren Rang im Himmelreich erzählt. Im vierten Buche kommt zuerst der Ausspruch des Erlösers von den Schwierigkeiten, die ein Reicher findet, selig zu werden, vor; alsdenn wird die Geschichte seiner Wunder bis zu seinem Einzuge in Jerusalem fortgesetzt; im fünften aber die Beschreibung seines Leidens und Sterbens, seiner Auferstehung, und alles dessen, was er nach derselben auf der Welt gethan hat, hinzugesetzt. — Eben dieses Werk brachte Sedulius, auf Verlangen des oben genannten Macedonius, auch in eine prosaische Ueber-

J. n. C. G. 363 bis 430.

n. C. G. 363 bis 430. setzung unter einer verwandten Ueberschrift, (Opus paschale) Diese Einkleidung ist aber von geringer Erheblichkeit. Das Gedicht hat übrigens mit einem andern vom Ausonius, das bereits oben (S. 89.) angeführt ist, und auch den Nahmen Versus paschales führt, (Ausonii Idyll. I.) nur die Aufschrift gemein. Denn das kleine und ziemlich artige Gedicht des Ausonius faßt bey Gelegenheit des Auferstehungsfestes Christi, ein Gebet an Gott in sich, das sich mit dem Gedanken schließt, der Erlöser möchte es bey seinem ewigen Vater dahin bringen, daß er die drey Fürsten, welche damals ein Bild der göttlichen Dreyeinigkeit auf der Erde wären, (den Kaiser Valentinianus, seinen Bruder Valens, und seinen Sohn Gratianus,) noch länger erhalten möchte.

Unter den beyden Gesängen des Sedulius, ist der erstere eine Elegie, mit der künstlichen Einrichtung, (welche man ἐπανάληψις nannte,) daß die Anfangsworte des Hexameter jedesmal auch den Schluß des Pentameter ausmachen. Er enthält nicht bloß, wie die Aufschrift sagt, (Collatio Veteris et Novi Testamenti,) eine Vergleichung von Begebenheiten des Alten und Neuen Bundes; sondern auch andere witzige Gegensätze, oder Wiederholungen von einerley Wörtern in verschiedenem Zusammenhange, aus der Lehre und Geschichte Christi. So singt der Dichter: „Einst überschwemmte das Wasser (des rothen Meeres) die Sünde, als das Volk durch das Meer gieng; jetzt wird die Sünde aller Völker durch das Wasser (der Taufe) überschwemmet;“ und wiederum: „Bey deiner Ankunft, o Gott! fiel der Irrthum der Welt; hingegen wird auch die Welt einst untergehen, bey deiner Ankunft, o Gott!“ Ein anderes Kunststück herrscht in dem zweyten Gesange, darinne drey und zwan-

zwanzig Strophen mit eben so vielen Buchstaben, nach der Reihe des Alphabets anfangen. Es ist ein Lobgedicht auf Christum, dessen Geburt, Kindheit, einige Wunder, Leiden, Sterben und Auferstehung kürzlich gepriesen, und alle Christen aufgemuntert werden, ein gleiches zu thun. Die sieben ersten Strophen hat Luther in dem Liede: Christum wir sollen loben schon, und in einigen der folgenden in einem andern Liede: Was fürchtst du Feind Herodes sehr? übersetzt. J. n. C. G. 363 bis 430.

Schon die spielenden Künsteleyen, welche Sedulius in seinen Gedichten angebracht hat, beweisen es, daß er nicht unter die Dichter von großen Gaben gehöre: denn diese suchen nicht durch so kleine Mittel zu gefallen, und ihren Geist zugleich dadurch einzuschränken. Seine Erfindung bedeutet überhaupt wenig, und manche von ihm gebrauchte Bilder wären füglicher weggeblieben. Auch verstand er die so angenehme und nothwendige Kunst nicht, die einzelen Theile eines Gedichts in ein Ganzes zu vereinigen: er stellt sie meistentheils nur mit einigen Verbindungswörtern neben einander. Aber auf der andern Seite hat er einen leichten, sanften und anmuthigen Ausdruck in seiner Gewalt; oft ahmt er dem Virgilius, oder einem andern alten Dichter nach, und übertrift an Reinigkeit der Schreibart den Prudentius, dem er sonst an dichterischer Anlage nachzusetzen ist. Das schließt jedoch einige Spuren der Kirchenlatinität und Fehler wider die Prosodie nicht aus, die sich auch beym Sedulius finden. Wiederum ist es hingegen ein Vorzug von ihm, daß er, wenigstens in diesen Gedichten, frey vom Aberglauben seiner Zeiten erscheint. Er hatte Veranlassungen, ihn zu zeigen; aber selbst die Stellen, in welchen er sich zum Lobe der Jungfrau

J. n. C. G. 363 bis 430.

Maria ausbreitet, (Carm. Pasch. L. II. v. 30. sq. 65. sq.) enthalten nichts, was einen christlichen Dichter entehrte.

Außer der Sammlung des Fabricius, (Poet. vett. ecclesiast. p. 522. sq.) und einigen ältern Ausgaben, sind die Gedichte des Sedulius zweymal in den neuern Zeiten auf eine brauchbare Art ans Licht gestellt worden. Zuerst vom Christoph Cellarius, (zu Halle, 1704. 8.) Er berichtigte den Text durch Hülfe von fünf Handschriften, setzte die verschiedenen Lesarten derselben, und einige Erläuterungen in die Anmerkungen, und fügte auch zwey Register hinzu, davon das zweyte, über die merkwürdigsten Wörter des Dichters, besonders nützlich ist. Johann Friedrich Gruner verdunkelte zum Theil diese Ausgabe durch die seinige, (zu Leipzig, 1747. 8.) worinne er noch mehr Handschriften nützte, die Anmerkungen der holländischen Gelehrten Wopkens und Vonk, mit seinen eigenen verband, auch sowohl durch die in der Vorrede angestellten Untersuchungen, als durch die fleißig gearbeiteten Register, dem Leser mancherley gute Hülfsmittel verschaffte. Mit den bereits genannten ältern Schriftstellern vom Sedulius, können noch Tillemont, (Mémoires, T. XII. p. 611. sq. edit. in 4.) und Fabricius (Biblioth. Lat. L. IV. c. 2. Biblioth. Lat. med. et inf. aet. T. VI. p. 157. ed. Patav.) verbunden werden.

Berechnet man nun die Vortheile genauer, welche die christliche Kirche dieser Zeiten von ihren geistlichen Dichtern gezogen hat, so weit wir diese noch jetzt kennen: so wird man sie nur mittelmäßig finden. Ihre Arbeiten verschafften zwar eine angenehme Unterhaltung; manches darunter konnte auch die christliche Andacht nähren und stärken, so lange der Dichter es zu seiner

Pflicht

Pflicht machte, den Lehren der heiligen Schrift zu folgen. Man wird auch noch in der Folge unter den rückständigen Schriften von dieser Gattung einige antreffen, in denen wohl ausgedrückte moralische und andere lehrreiche oder rührende Stellen vorkommen. Aber gleichwohl giebt es keinen solchen Reichthum an würklich erbaulichen Gedichten und Liedern, als man von so vielen beredten und sinnreichen Schriftstellern der Christen in diesem Zeitalter erwarten sollte. In den vorhandenen ist so viel Gedähntes, Frostiges und Abergläubisches, überhaupt eine solche Mischung des Guten und Schlechten, daß man mit den meisten zufrieden seyn muß, wenn sie erträglich im Ganzen, in etlichen Stellen auch schön heißen können; auf das Vortreffliche aber nicht leicht hoffen darf. Wahre, lebhafte, ungekünstelte Ausdrücke ächt christlicher Gesinnungen und Empfindungen, gelingen diesen Dichtern am wenigsten; und das ist es doch eigentlich, was Lieder der christlichen Andacht empfehlen soll, wenn man wünscht, daß sie vom Herzen kommen, und wieder zum Herzen gehen mögen. Die Beschaffenheit der Frömmigkeit unter den Christen zu dieser Zeit, trug ohne Zweifel dazu nicht wenig bey. Doch auch sonst hat es die Erfahrung gelehrt, daß Lieder zum Dienste der Religion und Gottseligkeit zu verfertigen, eine der schwersten Arbeiten sey. Der große Dichter wird sie fast nur für Dichter oder Kenner seiner Kunst schreiben. Der zierliche Versmacher wird sich seiner Fertigkeit überlassen, um einige Gedanken in so vielen Worten und Versen auszuspinnen, bis er wässericht und ermüdend wird. Der bloße Gelehrte wird nur darauf bedacht seyn, das Lehrgebäude seiner Glaubens- und Sittenlehre darinne vorzutragen. Der Mann von Einbildungskraft und Witz wird in Bildern und Einfällen sprechen, ohne für die strenge Richtigkeit der Begriffe

J. H. E. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

besorgt zu seyn. Nur der Schriftsteller, welcher eben so viel feinen Geschmack und Menschenkenntniß, als inniges Gefühl der Religion besitzt; oder der zum wenigsten bey den ersten Eigenschaften, das Christenthum in seiner Einfalt kennt, und in seinen Würkungen zu beobachten weiß, wird die edle bündige Sprache treffen, die für keine Fassung zu hoch, und für den erhabensten Geist eines Christen nicht zu niedrig heißen kann, weil die lebendige Religion aus jedem Herzen ohngefähr auf gleiche Weise spricht. Es scheint sonderbar zu seyn; ist aber nach dem was eben bemerkt worden ist, nicht unerwartet, daß gerade beym Ausonius, ein zwar nicht ganz Fehlerfreyes, doch eines der schönsten poetischen Gebete steht, das von den alten Christen hinterlassen worden ist, (in Ephemeride, Oratio: Omnipotens, solo mentis mihi cognite cultu!)

An dieser Anwendung, welche die Christen von mehrern Künsten und Wissenschaften, zum Besten ihrer Religion machten, hatte auch die Philosophie ihren Antheil. In Ansehung derselben war eigentlich die Denkungsart der christlichen Lehrer noch nicht sehr merklich verändert worden. Sie hatten niemals eine ihnen ganz eigene Art zu philosophiren gehabt: und wenn gleich manche unter ihnen scharfsinnig genug gewesen waren, über ihre Religionslehren freyere Untersuchungen und Gründe aus der Natur und dem Zusammenhange der Dinge, aus dem Wesen und den Eigenschaften Gottes, oder der menschlichen Seele, und aus andern solchen Quellen, welche die Vernunft gebrauchen kann, zu schöpfen; so blieb doch überhaupt die Gesinnung der christlichen Gelehrten gegen die griechische Philosophie, wie solche seit Justinus, dem Philosophen und Märtyrer, eingeführt worden war. Im Ganzen genommen, verachtete, haßte und bestritt man

diese

Diese Philosophie; die meisten christlichen Lehrer hielten sich von derselben weit entfernet. Diejenigen unterdessen, welche es nützlich fanden, sich derselben zu bedienen, entweder um ihrem Vortrage des christlichen Glaubens mehr Stärke und Festigkeit zu geben, oder um theologische Streitigkeiten glücklicher zu führen, zogen die Philosophie des Plato jeder andern vor. Doch erinnerten sie zugleich, daß sie dieselbe keineswegs ganz billigten, und daß man das Vorzügliche derselben aus der Nachahmung des Moses und anderer jüdischen Lehrer, herleiten müsse. Daraus entstanden zwar einige Vorwürfe und Händel, weil die übrigen christlichen Gelehrten glaubten, die Platonische Philosophie werde zur Verfälschung des Christenthums gemißbraucht; allein sie konnten ihr doch den längstens eingeräumten Werth nicht entziehen. So gieng es auch seit den Zeiten der christlichen Kaiser. Wenn gleich eigentliche philosophische Köpfe, wie immer, unter den Christen selten waren; auch Mönche und Aberglauben, die gleichsam durch ein gemeinschaftliches Band vereinigt, überhand nahmen, die edlere Art zu philosophiren nicht begünstigten; so fanden sich doch von Zeit zu Zeit christliche Gelehrten, deren Nachdenken tiefer in Wahrheiten und blendende Irrthümer einzudringen wußte. Der herrschende Platonismus hinderte diese Bemühungen eben nicht, da er innerhalb der eklektischen oder wählenden Philosophie eingeschlossen war. Der vornehmste Philosoph unter den christlichen Lehrern dieser Zeit war Augustinus: und als solcher hat er auf die Entwickelung und Bestimmung des christlichen Lehrbegriffs einen überaus großen Einfluß gehabt. Neue Religionsstreitigkeiten, deren Stifter philosophische Waffen gebrauchten, machten auch diese für die catholischen Lehrer desto nothwendiger. Es geschah sogar, daß einige der letztern, zu

J. n. C. G. 363 bis 439

deren

J. n. J. G. 363 bis 430.

deren Vorzügen philosophischer Scharfsinn nicht gehörte, davon Gelegenheit nahmen, die Platonische und Aristotelische Philosophie desto mehr verdächtig zu machen, weil sie, ihrer Meinung nach, den Ursprung und die Ausbreitung mancher der gröbsten Glaubensirrthümer, besonders der Arianischen, befördert hätten. So klagt Gregorius Nazianzenus, (Orat. XXVI. p. 458. T. I. Opp. ed. Paris.) daß die schlimmen Künste des Aristoteles, und die Gaukeleyen der Beredsamkeit des Plato, gleich aegyptischen Plagen, in die Kirche eingeschlichen wären. Hieronymus versichert mit einer ihm gewöhnlichen Spötterey, (Dial. adverf. Luciferian. p. 96. T. II. Opp. ed. Francof.) die Arianer würden aus dem Schooße des Plato und Aristophanes zu Bischöfen gewählt, und die Arianische Ketzerey stimme überhaupt mit der Weisheit der Welt mehr überein; daher sie auch ihre Beweise vom Aristoteles entlehne. Diese Beschuldigungen gründete sich freylich auf den Gebrauch, den einer der vornehmsten Arianer, Aetius, von der Streitmethode des Aristoteles machte; wie man in dieser Geschichte (Th. VI. S. 20.) bereits gelesen hat; auf das Beyspiel eines andern berühmten Arianers, Georgius, Bischofs von Alexandrien, der, nach dem Socrates, (Hist. Eccl. L. VII. c. 6.) den Plato und Aristoteles selten aus den Händen legte; und auf andere ähnliche Merkmale. Allein Socrates bemerkte dabey richtig, daß die Lehrsätze des Plato mit den Arianischen nicht verwandt wären. Noch weniger kann daraus, weil die Arianer die Dialektik des Aristoteles nützten, bewiesen werden, daß sie ihm auch ihre Religionsmeinungen schuldig gewesen sind. Gleichwohl haben diese gehäßigen Folgerungen, (wie wenn auch Epiphanius (Haeref. 69.) die Arianer neue Aristoteliker nannte,) den Ruf der Aristotelischen

schen Philosophie bey den Catholischen noch mehr herunter gesetzt. Viele von den letztern erklärten sich ohnedem gegen dieselbe nachdrücklicher, als fast gegen irgend eine andere, worüber man eine Anzahl Stellen beym Launoi (de varia Aristotelis fortuna, c. 2. p. 142. sq. ed. Viteberg.) gesammelt antrifft. Weniger litt die Platonische Philosophie durch solche Anschwärzungen; und ihr vortheilhafteres Verhältniß gegen das Christenthum konnte sie allein schon beschützen. Daher hatte sie noch am Augustinus einen der eifrigsten Lobredner. (de Civit. Dei L. VIII. c. 9.) Aber dieses waren auch die letzten Zeiten des ausnehmenden Ansehens dieser Philosophie in der alten Kirche, das eben damals von ihr auf die Peripatetische überzugehen anfieng. J. n. C. G. 363 bis 430.

In ihrem eigenen, von der Religionswissenschaft abgesonderten Gange, konnte die Philosophie zu diesen Zeiten, um der schon angezeigten Ursachen Willen, wenig gewinnen. Es ist also auch nicht zu verwundern, daß die Christen eine so kleine Anzahl eigentlicher Philosophen, die ihre Wissenschaft nicht bloß zum Dienste einer andern bearbeiteten, gehabt haben. Ein solcher Mann war Nemesius, der Bischof zu Emisa in Phoenizien gewesen seyn soll. Die Alten geben von ihm gar keine Nachricht; man schließt nur aus einigen Stellen seines Buchs, welche wider die Eunomianer und andere Partheyen dieser Zeit gerichtet sind, daß er um das Jahr 400. gelebt habe. Zwar findet es Tillemont (Mémoires pour servir à l'Hist. Ecclesiast. T. IX. p. 242. ed. fol.) wahrscheinlich, es sey eben derselbe Nemesius, Statthalter von Cappadocien, an welchen verschiedene Briefe und ein Gedicht des Gregorius von Nazianzus (Epist. 79. 183. sq. Carm. 61.) gerichtet sind, und den er als seinen Freund

J. n. C. G. 363 bis 430. ermahnt, der Abgötterey zu entsagen; der also auch vermuthlich dieser dringenden Aufforderung gehorcht haben werde. Aber diese letztere Ergänzung ist ganz und gar willkührlich. Das Buch des Nemesius, welches von der Natur des Menschen (περὶ Φύσεως ἀνθρώπε) handelt, ist ehemals dem Gregorius von Nyßa beygelegt worden, weil dieser eine Schrift gleiches Inhalts aufgesetzt hatte.

Es ist eine der zierlichsten und merkwürdigsten philosophischen Schriften des christlichen Alterthums. Der Verfasser zeigt darinne viele, und zum Theil seltene Einsichten für seine Zeiten, aus der Naturkunde; eine feine Bekanntschaft mit der griechischen Philosophie, Geschicklichkeit, ihre Lehrsätze zu prüfen, glückliches Nachforschen durch eigene Kräfte, und eine nützliche Anwendung philosophischer Begriffe zur Erläuterung von theologischen; gesetzt auch, daß nicht alle seiner Meinungen und Erörterungen von gleicher Richtigkeit oder Fruchtbarkeit wären. Das erste ziemlich lange Hauptstück erklärt die Natur des Menschen überhaupt, und setzt besonders den Unterscheid desselben von andern Geschöpfen fest. Ueber die Stufenweise von Gott veredelte Natur der Geschöpfe, kommen einige Anmerkungen vor. Mit den Hebräern gesteht der Verfasser zu glauben, daß der Mensch sich anfänglich nur in einem Mittelstande zwischen Sterblichkeit und Unsterblichkeit, beyder fähig, befunden habe. Gott wollte daher auch nicht, sagt er, daß der Mensch, ehe er vollkommen würde, seine Natur kennen sollte, damit er nicht, indem er merkte, wie viel ihm mangele, zu sehr auf die Bedürfnisse des Leibes bedacht seyn, und darüber die Sorge für die Seele versäumen möchte; deswegen habe er ihm den Genuß des Baums der Erkenntniß verboten. Der Mensch

ist

ist ein vernünftiges, sterbliches, des Verstandes und der Wissenschaft fähiges Thier. Die ganze Welt ist um seinetwillen erschaffen worden. Auch die giftigen Thiere geben ihm sogar Heilungsmittel. Daß der Mensch allein unter allen vernünftigen Geschöpfen, nach Bereuung seiner Sünden, Vergebung erlangt, kömmt daher, weil in dem Menschen allein durch thierische Triebe und Bewegungen die Vernunft unterdrückt werden kann. Im zweyten Hauptstücke widerlegt Nemesius die vielfachen Erklärungen, welche die alten Philosophen, auch die Manichäer, von der Natur der Seele gegeben hatten, und behauptet zuletzt, sie sey eine unkörperliche und unsterbliche Substanz. Beym Plato und bey den andern Philosophen, stünden viele gewisse Beweise für die Unsterblichkeit der Seele; weil sie aber schwer zu verstehen wären, so läßt sie der Verfasser vorbey, und hält es für diejenigen, welche die heilige Schrift nicht annehmen, hinreichend, daß er bewiesen habe, die Seele gehöre nicht unter die zu Grunde gehenden Dinge. Von der Verbindung des Leibes und der Seele mit einander, handelt er im dritten Hauptstücke. Sie sind, nach seiner Meinung, ohne alle Vermischung vereinigt; die Seele besonders wird in keinen gewissen Ort im Körper eingeschränkt; sie ist darinne, wie Gott in uns ist, durch Zuneigung gegen den Körper: denn da sie keine Theile hat, kann sie auch nicht durch einen bestimmten Ort begränzt werden. Uebrigens erklärt sich auch der Verfasser nicht undeutlich für die Lehre des Origenes vom Vorherdaseyn der Seelen. Auch setzt er eine Stelle des Porphyrius, (worinne dieser heydnische Gelehrte zugiebt, daß eine Substanz, ἕξις, gar wohl die andere zur Vollendung ihrer Substanz, und zur innigsten Vereinigung in Ein Ganzes, ohne alle Veränderung ihrer Natur, ohne Verlust ihrer

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ein

n. C. 363 bis 430.

Einheit, aber mit steter Würksamkeit in dieselbe, aufnehmen könne,) den Eunomianern entgegen, daß sich Gott, das Wort, nicht nach seiner Substanz (ὁ κατ' οὐσίαν) mit dem Körper vereinigt habe; sondern bloß nach ihren heyderseitigen Kräften. In den folgenden Hauptstücken zeigt der Verfasser die Beschaffenheit des Körpers überhaupt, und der Elemente, erörtert die Kräfte der Seele, nach der Eintheilung der Griechen, (τὸ φανταστικόν, διανοητικόν, μνημονευτικόν,) nemlich Einbildungskraft, Denkungsfähigkeit und Gedächtniß. Mit der ersten verbindet er die Lehre von den Sinnen. Nach einer andern Eintheilung jener Kräfte, betrachtet er die Vernunft und die Rede. Da er aber auch die Eintheilung der Seele in den natürlichen, oder nährenden und leidenden Theil, in den empfindenden, und in den vernünftigen Theil, zu Hülfe nimmt: so giebt ihm dieses Gelegenheit, von den Trieben, Begierden und Leidenschaften, und von den thierischen Handlungen, ingleichen vom Gebrauche der Theile im menschlichen Körper, zu reden. Hier hat unter andern die Stelle des 24sten Hauptstücks Aufmerksamkeit erregt, wo er von den Schlag- und Blutadern auf eine solche Art spricht, daß einige darinne die völlige Lehre vom Umlauf des Geblüts gesucht haben; wiewohl der Verfasser in der That nur einen Theil derselben erkannt hat. In dem übrigen Theil seines Buchs, vom 29sten Hauptstücke bis zum 44sten, untersucht er die Freyheit des menschlichen Willens, und was sie hindert oder einschränkt; widerlegt besonders die Lehre der heydnischen Philosophen vom Schicksal, und zeigt zuletzt, worinne die göttliche Vorsehung bestehe; daß sie sich nicht bloß auf das Ganze, sondern auch auf einzele Dinge erstrecke; daß aber eigentlich durch dieselbe dasjenige bestimmt werde, was nicht in unserer Gewalt steht. Dem

freyen

freyen Willen (αὐτεξούσιον) giebt Nemesius einen sehr weiten Umfang, und leitet die ganze sittliche Beschaffenheit der Menschen bloß von ihren freyen Entschließungen her. „Wir werden durch unsere eigene Wahl und Willen böse, sagt er, (c. 41.) und sind es nicht von Natur.“ J. n. C. G. 363 bis 430.

Man hat, außer den größern Sammlungen von Werken der Kirchenväter, (wie in Ducaei Auctario Biblioth. PP. T. II. p. 466. Paris. 1624. und in der Biblioth. PP. Paris. 1654. T. XII. p. 748.) nur zwo Ausgaben von dem griechischen Texte dieser Schrift. Nicasius Ellebodius, ein niederländischer Arzt, und in der Folge Canonicus zu Preßburg in Ungarn, zog diesen Text zuerst ans Licht, und begleitete ihn mit einer bessern lateinischen Uebersetzung, als sonst vorhanden gewesen war, (zu Antwerpen, 1565. 8.) Ein Ungenannter, den Fabricius vor den nachmaligen Bischof von Oxfort, Johann Fell, hält, ließ eben dieses Buch zu Oxfort im Jahr 1671. 8. nach zwo Handschriften berichtigt, mit der erstgenannten Uebersetzung, und seinen Anmerkungen, sauber abdrucken, fügte auch einiges, wiewohl etwas gezwungen, zur Vertheidigung des Verfassers, wegen einiger Meinungen desselben, hinzu. Die Seltenheit dieser Ausgaben hat gemacht, daß Nemesius immer nur eine kleinere Anzahl Leser findet, als er verdient. Was Fabricius von ihm geschrieben hat, (Bibl. Graec. Vol. VII. p. 549.) ist bey aller Kürze, doch brauchbar genug; und Brucker (Hist. Crit. Philos. T. III. p. 520.) sagt von demselben weniger, als man in seinem Werke erwartet.

Ueber einen andern christlichen Philosophen dieser Zeit, den Synesius, breitet er sich desto reichlicher aus, (l. c. p. 507-521.) Von diesem haben unter

J. n. C. G. 363 bis 430.

den Alten, Evagrius, (Hist. Eccles. L. I. c. 15.) Photius, (Cod. 26.) Suidas, (Lex. h. voc.) und Nicephorus, (Hist. Eccles. L. XIV. c. 15.) unter den Neuern aber vorzüglich Lucas Holstenius, (Dissert. de Synesio, et de fuga Episcopatus, p. 573. sq. post Theodorum Lectorem, ed. Taurinens.) Tillemont, (T. XII. p. 499. sq. ed. 4.) und Fabricius, (Biblioth. Graec. Vol. VIII. p. 221. sq.) die besten Nachrichten, viele Untersuchungen und Beurtheilungen, mitgetheilt. Er war der sonderbarste christliche Philosoph dieses Zeitalters, und auch einer der merkwürdigsten Schriftsteller.

Synesius hatte Cyrene in der africanischen Landschaft Pentapolis oder Cyrenaica, zur Vaterstadt. Er gelangte sehr frühzeitig, unter der Anführung der alexandrinischen Lehrer, zu einer ausnehmenden Stärke in der Beredsamkeit, Dichtkunst, Mathematik und neuern platonischen Philosophie. Die letztere erlernte er besonders von der berühmten Hypatia, deren Geschichte bereits oben (S. 45. fg.) erzählt worden ist, und die er deswegen in den an sie geschriebenen Briefen, mit den ehrerbietigsten Lobsprüchen belegt. Seine Landsleute schickten ihn daher im Jahr 397. da er erst neunzehn Jahre alt war, als ihren Abgeordneten an den Kaiser Arcadius. Die Rede, welche er bey dieser Gelegenheit hielt, wurde wegen der Klugheit und Freymüthigkeit, die darinne herrschte, weit mehr bewundert, als die goldene Krone, welche er überreichte. Nach seiner Zurückkunft blieb er noch eine Zeitlang ein Heyde, und genoß einer allgemeinen Hochachtung, bis ihn Theophilus, Bischof von Alexandrien, bewog, sich taufen zu lassen. Aber auch alsdenn noch zog er die Muße zu seinen gelehrten Beschäftigungen, allen Aemtern vor.

Desto

Desto mehr weigerte er sich, das Bißthum zu Ptolemais in seinem Vaterlande anzunehmen, das die Einwohner dieser Stadt ihm aufgetragen wissen wollten. Er hatte aber noch besondere Gründe, es abzulehnen, die er in einem Briefe an seinen Bruder, (Epist. 105. p. 246. sq. in Opp. Paris. 1640. fol.) ausführlich anzeigt. Zuerst, sagt er, habe er seine Zeit zwischen spielenden und ernsthaften einsamen Verrichtungen, wovon die letztern hauptsächlich auf göttliche Dinge gerichtet wären, getheilt. Die erstern fielen jedermann in die Augen; und überhaupt sey er von allen bürgerlichen Geschäften ganz abgeneigt. Ein Bischof aber müsse ein göttlicher Mann, entfernt von allem Spielenden, wie Gott selbst, seyn; tausend Augen bewachten ihn, damit er seine Bestimmung gehörig erfülle; daher dürfe er sich durch keine Vergnügungen erweichen lassen; er dürfe nicht für sich selbst, sondern als der öffentliche Lehrer von allen leben; müsse so viel Sorge und Geschäftigkeit, als sie insgesammt zusammen, übernehmen, ohne alle auffallende Flecken seyn, und eine vorzügliche Festigkeit des Geistes besitzen. Alle diese Eigenschaften fehlten ihm: und er gestünde solches darum, damit er, die Sache möchte ausfallen, wie sie wollte, vor Gott und Menschen außer Schuld wäre. Außerdem hätten ihm Gott, das Gesetz, und die heilige Hand des Theophilus eine Ehefrau gegeben. Von dieser würde er sich nicht trennen, noch weniger, gleich einem Ehebrecher, in heimlicher Vertraulichkeit mit ihr leben. J. n. C. G. 363 bis 430.

Man sieht aus dieser Erklärung des Synesius, daß auch in den ägyptischen und benachbarten Gemeinen die neuere kirchliche Vorschrift beobachtet worden sey, nach welcher sich ein verheyratheter Bischof, oder auch wohl ein Geistlicher überhaupt, des ehelichen Umgangs mit seiner Frau enthalten mußte, so bald er sein Amt angetreten

J. n. C. G. 363 bis 430.

hatte. Es sind anderwärts bereits die ältesten Spuren von dieser Einrichtung seit dem Anfange des vierten Jahrhunderts, die in der frühzeitig eingerissenen Verehrung des eheloſen Standes ihren Grund hatte, aus den Verordnungen von Illiberis und Neucäsarea, angegeben worden. (Christl. Kircheng. Th. V. S. 63. 317.) Allein es ist auch aus dieser Geschichte bekannt, daß hierüber weder ein allgemeines Kirchengesetz für die Geistlichkeit vorhanden gewesen sey; noch ein überall einförmiges Verhalten geherrscht habe. Die oekumenische Synode zu Nicäa erlaubte die Ehe des Clerus, wenn sie nur nicht im geistlichen Stande selbst eingegangen wurde. (Christl. Kircheng. Th. V. S. 385.) Die Versammlung von Ancyra vergönnte sogar dieses den Kirchendienern, wenn sie ihre Erklärung darüber zeitig gethan hatten. (Ebendas. S. 314. fg.). Und die Synode zu Gangra vertheidigte die Ehe der Geistlichen wider die Eustathianer. (Th. VI. S. 248. fg.) Daher gab es bis in die ersten Zeiten des fünften Jahrhunderts, in vielen Gemeinen Bischöfe, die nicht nur verheyrathet waren; sondern auch fortfuhren, Kinder zu zeugen. So erzählt Socrates, (Hist. Eccl. L. V. c. 22.) daß die Bischöfe in den Morgenländern hierinne zu seiner Zeit alle Freyheit gehabt, und sich derselben verschiedentlich bedient hätten; aber in Thessalien, Macedonien und Griechenland, wäre die Enthaltsamkeit vom Antritte des geistlichen Amtes an, bereits eingeführt gewesen. Vergebens hat ihm Petavius (Notae in Synesium, p. 83.) widersprochen, und behauptet, eine solche Freyheit müßte wenigstens aus einer Uebertretung der Kirchenzucht entstanden seyn. Diese Ausflucht, die er zum Vortheil der Gesetze seiner Kirche ergreift, stimmt schlecht mit den angeführten kirchlichen Verordnungen überein: und die von ihm zum Beweise beygebrachten

Stellen

Stellen des Epiphanius, und anderer, sagen im Grunde nichts anders als Socrates. Man kann über den Zustand dieses Theils der kirchlichen Verfassung im vierten Jahrhunderte, dasjenige noch immer sehr wohl gebrauchen, was Georg. Calixtus (de conjugio Clericorum, p. 167. sq. Francof. 1653. 4.) gesammlet und angemerkt hat. Er hat dabey auch das Beyspiel des Synesius nicht vergessen, (p. 235.) F. n. C. G. 363 bis 430.

Dieser Gelehrte aber gedenkt außer den schon genannten Ursachen, dem angebotenen Bißthum auszuweichen, noch anderer eben so dringender. Er bekennt, daß es ihm unmöglich falle, Lehrsätze fahren zu lassen, von denen er sich fest überzeugt habe; und gleichwohl streite die Philosophie mit den bekanntesten Lehren des Christenthums. So werde er niemals glauben können, daß die Seele eines spätern Ursprungs sey, als der Körper. Nie werde er sagen, daß die Welt und ihre Theile untergehen. Die gewöhnliche Lehre von der Auferstehung halte er vor etwas Heiliges und Unnennbares, (oder Verborgenes,) und werde die Meinungen des gemeinen Hauffens nicht billigen. Sollte es ihm erlaubt seyn, diese Denkungsart vor dem Volke zu verbergen, indem doch Kurzsichtigen die Lüge nützlicher sey, als die Wahrheit: so wolle er die bischöfliche Würde annehmen. Wenn aber ein Bischof in seinen Meinungen mit dem Volke übereinstimmen müsse: so sey er bereit, sich gegen jedermann zu offenbaren. Mit der Philosophie habe zwar der große Hauffen nichts zu thun, und die wahre Beschaffenheit göttlicher Dinge müsse vor demselben verborgen bleiben. Auch dürfe ein weiser Mann, wenn keine Nothwendigkeit vorhanden sey, weder andern seine Meinungen eifrig beybringen, noch sich ihre beybringen lassen. Sollte er aber, sagt Synesius, die bischöfliche Würde

J. n. C. G. 363 bis 430.

erhalten: so bezeuge er vor Gott und Menschen, daß er seinen Lehrbegriff ohne Verstellung vortragen werde. Es werde ihm zwar etwas beschwerlich fallen, seinen jetzigen Vergnügungen, wie unter andern der Jagd, zu entsagen; allein er werde sich alles gefallen lassen, wenn ihm Theophilus, der diese Gewalt von Gott bekommen habe, das bischöfliche Amt ertheilen sollte. Und eben deswegen mache er jetzt seine Gesinnungen bekannt, damit sich jener oberste Aufseher der christlichen Gemeine in Aegypten und den angränzenden Ländern, darnach richten könne. — Man hat den Synesius aus dieser Stelle beschuldigt, daß er die Auferstehung der Todten gänzlich geleugnet habe. Aber eine genauere Betrachtung seiner Worte lehrt, wie Valesius bereits (Annotatt. ad Evagrium l. c.) angemerkt hat, daß die Auferstehung von ihm nach den Grundsätzen des Plato und Origenes, das heißt, nach einer geheimen Deutung, verstanden worden sey. Seine Denkungsart hierüber hängt mit den übrigen philosophischen Lehrsätzen zusammen, die er neben dem Christenthum beybehielt. Da er mit jenen berühmten Männern glaubte, die Seelen wären wegen ihres frühern Verhaltens, in die Körper, als in Gefängniße, eingeschlossen worden: so konnte er die eigentliche Auferstehung der Todten nicht wohl behaupten.

Genug, Theophilus trug ihm das Bißthum zu Ptolemais, ohngeachtet seiner beträchtlichen Abweichungen vom christlichen Glauben, im Jahr 410. auf, weil er nach dem Berichte des Evagrius und Photius, auf seine unsträflichen Sitten sah, und hoffte, daß ein Mann, der so gelebt hätte, unmöglich stets an der Wahrheit der Auferstehung zweifeln könnte. Der Erfolg bestätigte dieses auch: denn Synesius hatte sein Amt kaum übernommen, als er bereits über die genannte

nannte Lehre mit den übrigen Christen einstimmig dachte. Unterdessen bleibt doch immer die Ernennung eines Mannes, der in so erheblichen Lehrsätzen von der christlichen Kirche sich entfernte, zu einem Bischof in derselben, ein sehr ungewöhnlicher, mit den Kirchengesetzen streitender Schritt; man begreift auch kaum, wie Synesius habe getauft werden können, wenn er nicht im Stande war, das Glaubensbekenntniß abzulegen, das ihm vorher abgefordert wurde. Doch außerdem, daß gegen so vornehme, gelehrte und berühmte Heyden, als er war, einige Nachsicht scheint beobachtet worden zu seyn, dient auch hier dasjenige zur Erläuterung, was Holstenius (l. c. p. 574. sq.) angemerkt hat. Die damaligen Zeiten waren so beschaffen, daß die Christen der africanischen Länder froh seyn mußten, Männer von dem Verstande und Ansehen des Synesius zu Bischöfen zu bekommen. Denn von der ungemein schwachen und verächtlichen Regierung zu Constantinopel, konnten sie sich überhaupt wenig Schutz versprechen. Die Statthalter der Provinzen richteten sie durch ihren Geiz zu Grunde; so wie sie auf der andern Seite, den Plünderungen der Barbaren ausgesetzt waren. In diesen Umständen, da die weiten und kostbaren Gesandschaften, die man an den Hof schickte, auch keine Würkung thaten, waren beredte und kluge Bischöfe, denen ihr Amt schon eine gewisse Freymüthigkeit, und Recht gab, über die öffentlichen Angelegenheiten zu sprechen, oft eine Zuflucht für die Unterthanen. Setzt man noch hinzu, daß eben dieselben Lehren, durch welche sich Synesius von den gemeinen Christen unterschied, schon seit den Zeiten des Origenes unter den christlichen Gelehrten zu Alexandrien eingeführt worden; daß seine vielen Schüler, das Aufkommen der neuern Platonischen Parthey, und die Menge heydnischer Gelehrten in jener

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Stadt, die Fortpflanzung der gedachten Lehrsätze befördert haben; und daß Theophilus selbst, der heftige Gegner des Origenes, gleichwohl die Schriften desselben fleißig gelesen habe, wie Socrates (Hist. Eccl. L. VI. c. 15.) meldet: so ist es desto leichter zu erklären, warum er bey dem Synesius gar keine Schwierigkeiten gemacht hat.

Der neue Bischof war darauf bedacht, Proben seines Eifers für das Christenthum zu geben. Er hatte, nach der Erzählung des Johannes Moschus, (in Prato spirituali, c. 195.) einen heydnischen Philosophen zu Cyrene, Evagrius, zum Freunde, den er ebenfals zu bekehren suchte; der aber in der Lehre von der Auferstehung der Todten durchaus nicht zur Ueberzeugung gelangen konnte. Endlich ließ er sich dennoch taufen, und gab bald darauf dem Synesius einiges Geld, um es unter die Armen auszutheilen; begehrte aber von demselben eine schriftliche Versicherung, daß ihm dieses Geld im zukünftigen Leben wieder bezahlt werden sollte. Sie wurde ihm auch würklich ausgestellt. Als er einige Zeit darauf dem Tode nahe war, befohl er, daß diese Verschreibung mit seinem Leichnam ins Grab gelegt werden sollte. Drey Tage nach seinem Begräbniße, erschien er dem Synesius, und verlangte, daß derselbe seine Verschreibung zurück nehmen sollte, weil er nunmehr bezahlt worden wäre. Synesius, der nun erst erfuhr, wo seine Schrift hingekommen wäre, gieng in Begleitung der Geistlichkeit und der angesehensten Einwohner, zu dem Grabe des Evagrius, wo er, nachdem es eröffnet worden, nicht allein die Verschreibung, sondern auch darunter mit der Hand des Philosophen bescheinigt fand, daß dieser das Geld erhalten habe. Man zeigte diese seltsame Urkunde noch lange Zeit darnach zu Cyrene;

rene; aber dieser Umstand allein hätte einen Schriftsteller, wie Du Pin, (Nouv. Biblioth. des Aut. Eccl. T. III. p. 262.) nicht verleiten sollen, der ganzen Erzählung einige Glaubwürdigkeit beyzulegen. Sie hat in der That nicht die geringste Glaubwürdigkeit; man mag auf die späte Nachricht davon, und auf die niemals untersuchte Urkunde, die zum Beweise derselben angeführt wird; oder auf das Unglaubliche der Begebenheit selbst sehen, die vermuthlich in der Absicht erdichtet wurde, um in dem Ruf des Synesius dasjenige vollkommen zu ersetzen, was darinne durch seine standhafte Abneigung gegen einige christliche Lehren, zweydeutig geworden war. J. n. C. G. 363 bis 430.

Gewissere Handlungen und Gesinnungen des Synesius, zum Theil der Aufmerksamkeit sehr würdige, findet man in seinen Schriften aufbehalten. Es gefällt mit Recht, wenn man lieset, (Epist. 66.) mit welcher sanften Mäßigung und Freymüthigkeit er an den Bischof von Alexandrien Theophilus schreibt, dem er so viel zu danken hatte; den er aber an Güte des Herzens weit übertraf. Theophilus war einer von den hitzigsten Verfolgern des damals schon verstorbenen Bischofs von Constantinopel, Johannes Chrysostomus, gewesen, und hatte seinen Haß gegen denselben, auch auf dessen Anhänger erstreckt. Synesius mißbilligt dieses nicht undeutlich, indem er den Theophilus fragt, ob er den Alexander, der vom Chrysostomus zum Bischof in Bithynien geweiht worden war, davor erkennen sollte, da derselbe sich nach Cyrene, seiner Vaterstadt, begeben hatte? Er gesteht, daß er demselben auf die freundschaftlichste Art in seinem Hause begegne, ob er ihn gleich noch nicht öffentlich in die Kirchengemeinschaft aufnehmen dürfe; und setzt hinzu, daß er das Andenken des seli-

gen Chrysostomus ehre, weil mit dem Leben auch alle
n. Feindschaft abgelegt werden müsse.
363 bis 430. In andern Fällen richtete Synesius die Aufträge des Theophilus zur Beylegung mancher Streitigkeiten unter den Bischöfen in Pentapolis, ehrerbietig aus, und bat um seine Unterstützung, damit er gewisse Ausschweifungen leichter tilgen könnte. So hatte ein Bischof die Trümmern eines alten Schlosses bloß in der Absicht zu einer Capelle geweiht, um sich dadurch dieses weitläufigen Platzes, der einem andern Bischof zugehörte, bemächtigen zu können. Synesius erklärte sich wider diesen Unfug, (Epist. 67.) und bemerkte zugleich, daß man den Aberglauben, dieses mit der Larve der Tugend bedeckte Laster, von der Gottseeligkeit wohl unterscheiden müsse. Alles unrechtmäßig geheiligte gehöre dazu; auch lasse sich das höchste Wesen nicht durch allerhand fromme Cärimonien an einen Ort ziehen; sondern suche vielmehr ein ruhiges und Gott ähnliches Gemüth. In eben diesem Briefe beschwert er sich über die Geistlichen, die einander bloß deswegen verklagten, damit die Kriegsbefehlshaber einigen Gewinn davon ziehen möchten; ingleichen über andere von ihnen, und, wie es scheint, hauptsächlich Bischöfe, die er mit einem damals gewöhnlichen Worte, (Vacantivi, Βαχαντίβοι, herumziehende Müßiggänger,) nennt, weil sie mit Versäumung ihres Amtes herumreiseten, und gleichwohl überall die Ehre ihres Standes genößen. Zuletzt bittet er den Theophilus, für ihn, als einen von allen Verlassenen, zu Gott zu beten, weil er es selbst nicht wage, Gott für sich anzurufen; er verdiene es aber, daß ihm nichts von Statten gehe, indem er die Verwegenheit begangen hätte, als ein sündiger, außerhalb der Kirche, zu einer ganz andern Lebensart erzogener Mensch, sich zum Altare Gottes zu nähern.

Sein

Sein Betragen gegen den Statthalter von Pentapolis, Andronikus, wovon die Nachrichten ebenfals in seinen Briefen (Epist. 57. 58. 72. 89.) enthalten sind, darf hier noch weniger vergessen werden. Dieser Statthalter übte an allen Ständen von Einwohnern die grausamsten Gewaltthätigkeiten aus. Viele derselben wandten sich deswegen an den Bischof; aber die Vorstellungen, welcher dieser zu ihrem Besten that, erbitterten ihren Verfolger noch mehr. Er untersagte ihnen durch einen an die Kirchthüre angeschlagenen Befehl, ihre Zuflucht zum Altar, als zu einer Freystätte, zu nehmen. Er fuhr auch fort, diejenigen welche er haßte, mit bisher ungewöhnlichen Martern zu belegen. Als dieses unter andern einen ansehnlichen Mann betraf, eilte Synesius sogleich zu demselben hin, um sein Elend einigermaaßen zu mildern. Das erfuhr Andronikus, und stieß darauf dreymal die Worte aus: „Vergebens setze dieser Mann seine Hoffnung auf die „Kirche: kein Mensch sollte ihn aus des Statthalters „Händen reißen, und wenn er auch den Fuß Christi „selbst ergreifen würde.“ Nun hielt sich der Bischof nach so vielen vergeblichen Ermahnungen berechtigt, den Andronikus, nebst den Gehülfen seiner Wuth, von der Kirchengemeinschaft auszuschließen. Er machte dieses Urtheil im Nahmen der Gemeine von Ptolemais, allen Bischöfen bekannt, und verlangte von ihnen, diesen Leuten alle Kirchen zu verschließen, weil doch der Teufel keinen Antheil am Paradiese habe; ingleichen von den Obrigkeiten und andern Christen, mit denselben weder zu wohnen, noch zu essen; endlich von den Geistlichen, weder Umgang mit ihnen zu pflegen, noch ihren Körper zum Grabe zu begleiten. Sollte jemand, setzt Synesius hinzu, aus Verachtung gegen die kleine Gemeine von Ptolemais, anders verfahren: so möge er wissen, daß er eine Trennung

J. n. C. 363 bis 430

J. n. C. G. 363 bis 430.

nung in der Kirche stifte, die doch nach Christi Willen nur Eine seyn sollte; und daß Synesius nebst seiner Gemeine auch mit ihm alle kirchliche Gemeinschaft aufhebe. — Die Reizung zu dieser Heftigkeit des Bischofs scheint freylich unwiderstehlich groß gewesen zu seyn; aber auch mitten in derselben merkt man doch, daß sie mit seiner herrschenden Neigung zur Ruhe und zum Frieden streite. Er beklagt seinen und seines Vaterlandes Zustand; zeigt, daß es eigentlich nicht für den Lehrer gehöre, sich in dergleichen weltliche Angelegenheiten zu mengen; daß zwar die Hebräer und die Aegyptier eine Zeitlang unter der Regierung von Priestern gestanden hätten; daß Gott aber selbst diese beyden Stände, die im Grunde nicht verbunden seyn dürften, von einander getrennt habe; und er wünscht sogar, daß ihm sein zu schweres Amt abgenommen werden möchte. — Andronikus bereuete seine Vergehungen, als der Bischof das gedachte Schreiben aufgesetzt hatte, und erbot sich, die kirchliche Büßung zu übernehmen. Alle Bischöfe der Provinz hielten dafür, daß man ihm diese zugestehen müsse; nur Synesius nicht, der ihn am besten kannte. Doch gab er endlich, wie er sagt, als ein Mann, der kaum ein Jahr lang Bischof war, den ältern Lehrern nach, und hielt das gedachte Schreiben zurück. Aber seine Vermuthung traf gar bald ein: Andronikus fiel wieder auf seine alten Ausschweifungen, die er zu unterlassen versprochen hatte; und der Kirchenbann konnte also nicht länger gegen ihn zurückgehalten werden. Endlich wurde dieser schändliche Statthalter selbst unglücklich; er mußte sogar Unrecht ausstehen, wie er ehemals gethan hatte. (Synes. epist. 89.) Das machte das Mitleiden des Synesius gegen ihn rege; er suchte das Schicksal desselben auf mancherley Art zu erleichtern, und bat auch den Bischof Theophilus, ein gleiches zu thun.

Synesius

Synesius ist allem Ansehen nach vor dem Jahr 431. gestorben, weil man in diesem Jahre seinen Bruder Evoptius, als seinen Nachfolger im Bißthum von Ptolemais, auf der Kirchenversammlung zu Ephesus genannt findet. Außer demjenigen, was bereits aus seinen Schriften angeführt worden ist, sind sie noch in mancherley anderer Betrachtung merkwürdig. Eine zierliche und angenehme Schreibart herrscht darinne durchgehends; sie steigt aber nach der Beschaffenheit seiner Gegenstände, auch bis zum Erhabenen und Poetischen hinauf. Er weiß selbst wichtige philosophische Lehren auf die leichteste und gefälligste Art vorzutragen. Es sind Erzählungen aus der Fabellehre und Geschichte, in welche er sie einkleidet, Stellen der Dichter und artige Ausschweifungen, mit denen er sie begleitet: und so gut er den Plato kannte, so eifrig suchte er auch denselben zu nützen. Die vollständigste und beste Ausgabe seiner Werke hat Dionysius Petavius (zu Paris, im Jahr 1612. Fol.) veranstaltet. Sie enthält zugleich die lateinische Uebersetzung dieses Jesuiten, und von einigen kleinen Schriften, des Feder. Morellus; des erstern Anmerkungen, darunter auch Abhandlungen über die älteste Kirchenzucht befindlich sind, und die Scholien des Nicephorus Gregoras, eines Geistlichen zu Constantinopel im vierzehnten Jahrhunderte, über das Buch des Synesius von den Träumen. Diese Ausgabe ist in der gedachten Stadt, in den Jahren 1631, 1633, und in Verbindung mit den Werken des Cyrillus von Jerusalem, noch im Jahr 1640. nachgedruckt worden. Aber nur die erste und letzte dieser Auflagen hat Petavius vor die seinigen erkannt; auch die letzte verbessert und vermehrt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Einige Schriften des Synesius erfordern in einer Geschichte, wie die gegenwärtige ist, keine weitläufige

J. n. C. G. 363 bis 430.

läufige Beschreibung; aber eine Anzeige verdienen sie doch alle. Seine schon genannte Rede an den Arkadius von der Regierung, entwickelt die Klugheit und die andern Eigenschaften eines Ruhmwürdigen Fürsten mit vieler Geschicklichkeit, und giebt dem Kaiser manche kühne Erinnerungen, indem der Redner seine Weichlichkeit und Trägheit, die schlechten Rathschläge der nur zu mächtigen Hofleute, und den schädlichen Einfluß der Gothen, die er Scythen nennt, in die Staatsverwaltung, auch in die ganze Verfassung des Reichs, dessen sichtbaren Verfall er beklagt, abschildert. Der Zustand des morgenländischen Reichs der Römer bekömmt aus dieser Rede ein gutes Licht. — In der Abhandlung Dion, oder von seiner eigenen gelehrten Methode, zeigt Synesius, wie er sich den berühmten Dio Chrysostomus zum Muster vorgesetzt habe, um gleich wie dieser, aus einem bloßen Sophisten, ein wahrer Philosoph zu werden, indem er durch mannichfaltige Wissenschaft, besonders auch durch vielerley Uebungen in der Beredsamkeit und Dichtkunst, sich den Weg zu jener Ehre gebahnt habe. — Die Lobschrift auf einen kahlen Kopf, ist ein sinnreicher und gelehrter Aufsatz; in welchem aber auch lehrreiche Gedanken vorkommen. — Noch lesenswürdiger sind seine zween Bücher mit der Ueberschrift: Der Aegyptier, oder von der Vorsehung. Unter dem Bilde der zween aus der Aegyptischen Fabelgeschichte bekannten fürstlichen Brüder, des Osiris und Typhon, davon jener so weise und gütig gewesen seyn; dieser hingegen mit Unglückstiftender Bosheit jenem stets entgegen gearbeitet haben soll, scheint Synesius die damalige elende Gestalt des Römischen Reichs vorzustellen. Alles aber läuft auf die große Lehre hinaus, daß man wegen solcher öffentlicher Unfälle von den traurigsten Würkungen,

kungen, gleichwohl über die göttliche Vorsehung nicht klagen dürfe. — Das Buch von den Träumen, theilt über den Ursprung, den Werth und die Bedeutung derselben, manche artige Anmerkungen, wiewohl auch nicht wenige unbedeutende Einfälle mit, die man selbst Träumereyen nennen kann. — Zwo abgerissene Stücke von Predigten, — eine bey Gelegenheit des verwüstenden Einfalls barbarischer Völker in die Nachbarschaft von Pentapolis, im Jahr 412. gehaltene Rede; — eine andere zum Lobe des Anysius, Statthalters von Libyen; — und eine Abhandlung an den Paönius, dem er ein Astrolabium von seiner Erfindung schenkte, zugleich auch demselben die Sternkunde empfol; gehören gleichfals in dieses Verzeichniß. J. n. C. G. 363 bis 430.

Aus den anmuthigen Briefen des Synesius, deren hundert und fünf und funfzig sind, ist bereits verschiedenes angeführt worden. Die übrigen kirchlichen Angelegenheiten, von welchen darinne gedacht wird, begreifen weniger Erhebliches in sich. Doch sind sie alle, auch die kürzesten, an Geist und Ausdruck, ihres Verfassers würdig. Seine zehn geistlichen Lieder hingegen müssen als die sonderbarste Gattung seiner Schriften angesehen werden. Sie zeigen am deutlichsten, wie er die Platonisch-eklektische Philosophie mit dem Christenthum zu vereinigen gesucht habe. Man hat sich darüber nicht völlig verglichen, ob sie alle von ihm geschrieben worden, nachdem er bereits zur christlichen Religion getreten war; wenigstens hatte er einige seiner frühern Schriften noch im Heydenthum aufgesetzt. Fabricius vermuthete, (l. c. p. 228.) Synesius habe die vier ersten dieser Lieder zu der Zeit gedichtet, als er zwar die christlichen Glaubenslehren schon kannte, und

J. n. C. G. 363 bis 430. von ihrer Wahrheit überzeugt war; jedoch die Taufe noch nicht empfangen hatte. Dieser Gelehrte beruft sich zum Beweise seiner Meinung auf eine Stelle (Hymn. I. v. 427. sq.) worinne der Verfasser selbst melde, daß er das erste dieser Gedichte nach seiner Zurückkunft vom Hofe verfertigt habe. Allein wenn man gleich dieses zugeben kann; so ist es doch genug, daß Synesius auch in diesen erstern Liedern Kenntniß des Christenthums und ehrerbietige Neigung für dasselbe geoffenbart hat; und daß die spätern, die von dem würklichen Christen herrühren sollen, im Grunde kein anderes Lehrgebäude in sich fassen, als das neuere Platonische, wie es zur Verfälschung christlicher Lehrsätze angewandt wurde. Es giebt zwar auch einige schöne Stellen in diesen Liedern; aber das Ganze ist eine Mischung, die nur dem heydnischen Philosophen von der schwärmerischen Gattung der Alexandriner oder Morgenländer, gefallen konnte.

So macht Synesius im ersten Liede, (v. 52-70.) von der göttlichen Dreyeinigkeit, eine in der That unübersetzbare, aber eben so wenig verständliche Beschreibung, worinne unter andern der ungebohrne Vater aller Dinge, die heilige Einheit der Einheiten, die erste Monas der Monaden, vorkömmt, welche die Einfachheiten der höchsten Dinge, (ἁπλότητας ἀκροτήτων) vereinigt, und mit überwesentlichen, (oder überselbstständigen,) Geburten, (ὑπερουσίοις λοχείαις) gebohren habe. Daraus, sagt er, habe sich die Monas auf eine unaussprechliche Art ergossen, und eine dreyfache Kraft erhalten; die überselbstständige Quelle aber werde durch die Schönheit des Kindes gekrönt, das aus dem Mittelpunkte hervorkomme, und um den Mittelpunkt fließe. Auf ohngefähr gleiche Art singt er

im

im zweyten Liede, (v. 60. sq.) von Gott: „Du bist die Wurzel des Gegenwärtigen, Vergangenen, und Zukünftigen; du bist Vater und Mutter, Mann und Frau, Stimme und Stillschweigen, die zeugende Natur der Natur — der große Mittelpunkt der Dinge," u. s. w. Und im dritten Liede, (v. 191. sq.) „Du bist das Gebährende und das Gebohrne, das Erleuchtende, und das Erleuchtete, das Scheinende und das Verborgene, durch eigenen Glanz;" ingleichen vorher, (v. 146. sq.) „Du bist der Vater von dir selbst, vorher Vater, ohne Vater, Sohn von dir selbst, die Einheit welche vor der Einheit war" u. s. w. In andern Stellen nennt er bald den heiligen Geist, den Mittelpunkt des Vaters und des Sohnes, der selbst Mutter, Schwester und Tochter sey, (Hymn. IV. v. 97. sq.) — bald sagt er von dem Sohne Gottes, (Hymn. VI. v. 12. sq.) er sey gebohren, und gebähre auch mit Bewilligung des Vaters, er sey der verborgene Saamen des Vaters, der ihn den Welten zum Ursprunge gegeben habe, durch den auch alles wieder mit seiner Quelle vereinigt werde: das alte Lehrgebäude vom Ausflusse aller Dinge aus Gott, und Zurückfließen in denselben; — bald stellt er die Seele als die Tochter Christi vor, die in menschlichen Gliedmaaßen eingeschlossen, wünsche, von der Materie gereinigt, mit dem Quell der Seele wieder verbunden zu werden. (Hymn. V. v. 30. sq.) So viele Platonische Begriffe, die Synesius auch als Christ beybehielt, machen es allerdings wahrscheinlich, daß die vorgegebene Ueberzeugung, welche er nach erhaltenem Bißthum, von der Lehre der Auferstehung bekommen haben sollte, nur auf einer solchen philosophischen Deutung derselben beruht haben möge.

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Noch eine Classe christlicher Gelehrten, welche zu dieser Zeit zahlreicher zu werden anfängt, die Geschichtschreiber, ist zur Vollendung des allgemeinen Abrisses von dem Zustande der Wissenschaften bey dieser Religionsparthey, unentbehrlich. Es ist oben bereits angemerkt worden, (S. 33) daß sich diese Schriftsteller fast allein auf die Seite der kirchlichen und Religionsgeschichte gewandt haben. Diese Gattung der Geschichte war freylich für die Christen beydes die wichtigste, und auch die rühmlichste. Da sie besonders ihren Sieg über das Heydenthum nach so langen Drangsalen, die fürstlichen Wohlthäter und ehrwürdigen Lehrer der Kirche, überhaupt aber so viele außerordentliche Begebenheiten beschrieb, die sich zur Ehre ihre Glaubens ereignet haben sollten: so war die Aufmunterung, sie zu lesen und zu studiren, nicht weniger groß, als sie auf die Nachwelt fortzupflanzen. Man müßte sich sogar wundern, daß nicht unmittelbar nach dem **Eusebius**, mehrere und beträchtlichere Schriftsteller der christlichen Kirchengeschichte aufgestanden sind, wenn man nicht wahrnähme, mit welchem verdoppelten Eifer seit seiner Zeit, die beredtesten und geschicktesten Lehrer der Christen sich in die theologischen Streitigkeiten gestürzt haben. Wenigstens wurde doch **Eusebius** das allgemeine Muster der Nachahmung. Hierbey schien es zwar verzeihlich zu seyn, daß man nicht neben, oder vielmehr über demselben, die Bilder der alten großen Geschichtschreiber aufstellte. Denn nicht sowohl ihre Religion, als die ungemeine Verschiedenheit der Gegenstände, rückte sie den christlichen Geschichtschreibern aus den Augen, weil diese die Schicksale ihres Glaubens und ihrer kirchlichen Gesellschaft, nicht auf gleiche Art beschreiben konnten, wie Griechen und Römer in Ansehung der Nationen und Reiche, und der Staatsveränderungen

gen aller Art, besonders der für sie so fruchtbaren Materie von Kriegen, gethan hatten. Allein man hat doch Ursache, es zu bedauern, daß die christlichen Schriftsteller, aus übel verstandener Ehrerbietung gegen ihre Religion, eine ganz neue Bahn für die christliche Kirchengeschichte nöthig erachtet haben. Sie konnte als die Geschichte einer großen demokratischen, nach und nach aber in die aristokratische Verfassung übergehenden Gesellschaft bearbeitet werden, die, so lange sie ihren Grundsätzen treu verblieb, ihre Hauptbestimmung ohngefähr eben so erfüllte, als ein Staat die seinige, wenn er von seinen klügsten Einrichtungen wenig oder gar nicht abweicht. So konnte und mußte also in der Geschichte gezeigt werden, ob die Christen würklich weisere und bessere, und also glückseligere Menschen als alle übrigen, aber auch, wie und wodurch sie es geworden und gewesen sind; warum sie diesen Zustand nie in seiner möglichsten Vollkommenheit erreicht, noch weniger sich, soweit sie in denselben gelangten, darinne lange erhalten haben? Oder die Geschichte der christlichen Religion betrachtete dieselbe als das edelste und heilsamste Lehrgebäude, das jemals unter den Menschen aufgekommen war, um Forschungsgeist und gemeinnützige Kenntniße zu erhöhen, jede menschliche Verfassung, Gesetze und Sitten wohlthätig zu bessern, und nicht nur diese Welt mit sich selbst, sondern auch mit einer künftigen noch unbekannten, auf immer zu vereinigen. Was ein so bewundernswürdiger Lehrbegriff — denn so konnte ihn auch ein christlicher Schriftsteller nennen und vorstellen, ohne sich grober Partheylichkeit schuldig zu machen — vor Würkungen gethan, vor Veränderungen erlitten habe; wenn und wie er durch seine eigenen, ihn ausübenden Anhänger zu einer unnatürlichen Richtung gezwungen worden? diese und andere sehr erhebliche Fragen zu beantworten, konnte

J. n. C. G. 363 bis 430.

der Geschichtbeschreibung im Anfange des fünften
n. C. G. Jahrhunderts nicht schwer werden.

363 bis 430.

Es läßt sich nicht behaupten, daß die damaligen christlichen Geschichtschreiber eine dieser beyden Absichten, oder beyde gemeinschaftlich, welches noch wünschenswerther war, vorzüglich zu erfüllen gesucht, und sich wenigstens recht merklich zu ihrem Ziele vorgesteckt hätten. Selbst Eusebius, und noch mehr seine würdigsten Nachfolger, sind nur hauptsächlich darauf bedacht gewesen, allerhand Merkwürdigkeiten vom Ursprunge und Fortgange der christlichen Religion unter den Menschen, von ihren Lehrern und Irrlehrern, auch den Schriften und Meinungen von beyden, von Verfolgungen und Märtyrern, mit einem Worte von demjenigen zu sammlen, was die Ausbreitung, die Angriffe und die Erhaltung dieser Religion bis auf ihre Zeiten, deutlich machen konnte. Sie setzen dabey stets voraus, daß die Religion unter allen innern und äussern Erschütterungen der Kirche nicht nur unversehrt geblieben sey; sondern auch, nachdem sie von christlichen Kaisern in ihren Schutz genommen worden, noch mehr Glanz, Ansehen und Fruchtbarkeit erhalten habe; insonderheit aber, daß man es einzig der herrschenden oder catholischen Parthey verdanken müsse, wenn die gedachte Religion ihre ursprüngliche Gestalt, Ehre und Nutzbarkeit beybehalten habe. Bey allem Fleiße also, den diese Schriftsteller angewandt haben, um eine glaubwürdige und vollständige Erzählung zu hinterlassen, melden sie doch der Nachwelt bald zu wenig, bald zu einseitig. Meistentheils kann man zwar genug aus ihrem Berichte schließen; aber sie hätten in vielen Fällen wohl gethan, es selbst zu sagen. Hierzu kommt noch dieses, daß, so sehr auch die Freyheit der öffentlichen Religionsübung und der Erfindungsreichen

Andacht

Andacht unter der christlichen Regierung zunahm, gleichwohl die weit schätzbarere Freyheit zu denken, lehren und schreiben, von dieser Zeit an sichtbarlich verringert worden ist. Der Eifer der Fürsten, die wachsende Macht der Bischöfe, die furchtbaren Schlüße der Kirchenversammlungen, und der üble gehäßige Ruf, in welchen der bloße Nahme eines Irrgläubigen versetzt, der Strafen nicht zu gedenken, die auf ihn warteten; dieses alles warnte einen jeden christlichen Gelehrten dieser Zeit, entweder von den Angelegenheiten der Religion und Kirche gar nicht, oder nach den eingeführten Vorstellungsarten und Urtheilen, zu schreiben. Endlich schadete der Aberglaube, und die von demselben allemal unzertrennliche Leichtgläubigkeit, der Geschichtbeschreibung unter den Christen vielleicht mehr als alles übrige. Denn da es bereits ein Kennzeichen eines Mitglieds von der Gewalthabenden Kirche war, mit diesen Geisteskrankheiten mehr oder weniger angesteckt zu seyn: so konnten die Zufälle derselben in den Geschichtbüchern nicht versteckt bleiben. Es war nun genug, daß eine Erzählung die Hochachtung gegen die Religion vermehren half, ihre vornehmsten Lehrer bewundernswürdig machte, und überhaupt von einer außerordentlichen Gattung war, um mit der größten Bereitwilligkeit angenommen zu werden. Zweifel an derselben zu äussern, oder sie scharf zu untersuchen, wurde bald vor einen Beweis übler Gesinnungen gegen die Religion und Kirche angesehen; wenn gleich das Seltsame oder Wundervolle derselben in jedem andern Zusammenhange, schwer geglaubt worden wäre. Auch räumte man jedem ausschweifenden Einfalle, der unter dem Vorwande der Frömmigkeit ins Werk gesetzt wurde, jedem geistlichen Abentheurer, der Aufsehen zu machen entschlossen war, ohne nützen zu können, einen weiten

F. n. F. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ehrenvollen Platz in der Geschichte ein. Unterdessen, obgleich diese Fehler der Zeiten auch die Schriftsteller allgemein ergriffen; würde man dennoch zufrieden seyn können, wenn die Kirche keine schlechtern Geschichtschreiber bekommen hätte, als Socrates war.

Von ihm, und den übrigen, welche in diesem Zeitalter, zumal in der griechischen Kirche, der Anleitung des Eusebius nachgiengen, ist bereits im Eingange dieser gesammten Geschichte, (Christl. Kirchengesch. Th. I. S. 147. fg.) Nachricht gegeben worden. Aber im Verhältniß der Zeit, zu welcher sie lebten, und des damaligen Zustandes der historischen Wissenschaften betrachtet, verdienen sie auch hier ihre Stelle; nur mit Uebergehung desjenigen, was an dem angeführten Orte bereits gesagt worden ist. In der lateinischen Kirche zeigte sich die Nacheiferung gegen den Kirchengeschichtschreiber Eusebius früher als in der griechischen: und wenn sie daselbst nicht so wichtige Früchte getragen hat, wie in dieser; so war doch darunter ein artiger Auszug der ganzen jüdischen und christlichen Kirchengeschichte, dergleichen die griechischen Christen noch nicht hatten. Der Verfasser desselben, Sulpicius Severus, oder, wie er eigentlich geheissen haben mag, Severus Sulpicius, war aus Aquitanien in Gallien gebürtig, und lebte in verschiedenen Städten dieses Landes als ein Presbyter. Vorher hatte er sich durch seine Beredsamkeit vor Gerichte nicht geringen Ruhm erworben; aber weder sein vornehmer Stand, noch Jugend und Reichthum, konnten ihn abhalten, sich nach dem Verluste seiner Frau, ganz dem Dienste der Religion zu widmen: er nahm vielmehr in diesem Stande, eine freywillige Armuth und eine strenge demüthige Lebensart an. Sein vertrauter Freund, Paulinus von Nola, giebt

giebt ihm deswegen in einem der an ihn geschriebenen Briefe, viele Lobsprüche. Gennadius (de viris illustr. c. 19) setzt hinzu, Sulpicius sey in seinem Alter von den Pelagianern betrogen worden; er habe jedoch den Fehler, den er durch seine Geschwätzigkeit begangen, erkannt, und, um denselben zu verbessern, sich bis an seinen Todt das Stillschweigen auferlegt. Manche Neuere erklären diesen Umstand vor ungewiß oder unwahrscheinlich: vermuthlich nur, um seine Ehre unbefleckt zu erhalten. Man weiß nicht, ob er gerade bis zum Jahr 410. oder noch länger gelebt habe. Gegen das Jahr 403. schrieb er einen Abriß der gesammten Religions- und Kirchengeschichte, vom Anfange der Welt, bis fast zum Jahr vierhundert nach Christi Geburt, (Historia Sacra, oder, wie er es genannt hatte, Chronica Sacra, Libri II.) Seine Schreibart ist so rein, angenehm, und, so weit es nöthig war, auch zierlich, er ahmt die bündige Kürze des Sallustius so glücklich nach, daß man diese Geschichte nicht ohne Vergnügen lesen kann. Weiter hat sie freylich eben nicht viel Empfelendes an sich. Er hat zwar einige Religionsstreitigkeiten und Kirchenversammlungen, die seinem Zeitalter am nächsten kommen, umständlicher beschrieben. Aber eben dadurch fällt der Mangel an gleichförmigem Verhältniße in seinem Werke, nur desto heller in die Augen. Die jüdische Geschichte, die doch größtentheils in der heiligen Schrift enthalten ist, füllt nicht allein das erste Buch, sondern auch noch sechs und zwanzig Hauptstücke des zweyten. Und hier geht der Verfasser von einer bloßen Meldung der Geburt Christi, sogleich zu der Verfolgung des Nero über, von dem er die Meinung vieler Christen anführt, daß dieser Kaiser dereinst gegen das Ende der Welt, als Antichrist, wieder kommen würde. Das war auch, wie er an einem andern Orte

J. n. C. G. 363 bis 430.

berichtet, (Dial. II. c. 14.) die Antwort, welche ihm der Bischof Martinus von Turonum auf sein Befragen über das Ende der Welt gab. Nero, sagte er, würde alsdenn in den Abendländern regieren, und jedermann zwingen, die Götter zu verehren; der eigentliche Antichrist aber würde von Jerusalem aus die Morgenländer beherrschen, Stadt und Tempel daselbst wieder herstellen, die Menschen nöthigen, Christum zu verleugnen, und sich selbst vor diesen ausgeben, auch alle seine Unterthanen beschneiden lassen; zuletzt aber würde er den Nero selbst umbringen, und sich die ganze Welt unterwerfen, bis ihn die Ankunft Christi zu Grunde richten würde. — Vom Nero kömmt Sulpicius bald auf den Constantinus, und faßt in den übrigen neunzehn Hauptstücken doch nicht alle wichtige Schicksale des Christenthums zusammen. Hingegen hält er sich bey wunderbaren Begebenheiten und Sagen länger auf, als es die Gränzen seiner Arbeit erforderten. Von dieser Art ist die Entdeckung des Kreuzes Christi, ingleichen die Beschaffenheit des Platzes, von welchem der Erlöser gen Himmel gefahren ist, wo es niemals möglich gewesen seyn soll, die Erde zu pflastern. Man könnte auch sonst dem Verfasser einige Unrichtigkeiten, besonders in der Zeitrechnung, vorwerfen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Dennoch macht ihm dieser historische Auszug weit mehr Ehre, als seine übrigen Schriften, worinne man nicht mehr den Geschichtschreiber, sondern einen leichtgläubigen Sammler vermeinter Wunderwerke, und eifrigen Lobredner der Mönchsfrömmigkeit, antrifft. Er beschreibt das Leben des ersigenannten Bischofs Martinus, dessen Schüler er war, in einem besondern Buche, (de vita B. Martini Liber.) Der Hauptinhalt davon ist schon anderwärts, (Christl. Kirchenh. Th. V.

Th. V. S. 175. 176.) wo dieser Bischof als einer der vornehmsten Beförderer des Mönchslebens aufgestellt wurde, angegeben worden. Aber nur das Lesen dieser Schrift kann es glaublich machen, daß ein gelehrter und verständiger Mann solcher Erzählungen fähig gewesen sey. Bald läßt er den Martinus einen Hauffen Heyden, die eine Leiche forttrugen, durch das Zeichen des Kreuzes unbeweglich machen; so, daß sie keinen Schritt thun können, bis sie die Leiche nach seinem Befehl niedergelegt haben. Bald giebt er ihm zween mit Spießen und Schildern bewaffnete Engel zum Beystande gegen die Heyden. Ein Brief des Martinus, der auf die Brust eines Mägdchens gelegt wurde, heilte sie vom Fieber. Ihm selbst wusch ein Engel seine Wunden aus, und bestrich sie mit Oele. Der böse Geist suchte ihn unzählichemal zu berücken: er nahm, indem er in seine Zelle kam, die Gestalt des Jupiter oder Mercurius, der Venus oder Minerva an; einmal erschien er ihm auch mit aller Pracht eines Königs, und gab sich vor den Heyland der Welt aus, der wieder auf die Welt herabkäme. Allein Martinus war immer durch Gebet und Kreuzeszeichen, auch durch besondere göttliche Offenbarungen, wider diese Versuche hinlänglich gerüstet. In dem letztgedachten Falle insonderheit, erklärte er sich, daß Christus nicht versprochen habe, im königlichen Schmucke wieder zu kommen, und daß er ihn nur an seinen Kreuzesmahlen erkennen würde. Hierauf verschwand der Teufel sogleich wie ein Rauch; ließ aber einen garstigen Gestank in der Zelle zurück. Sulpicius gesteht, daß man dieses vor fabelhaft halten könnte, wenn er es nicht aus dem Munde des Bischofs selbst gehört hätte: gleichsam als wenn das eigene Zeugniß des schwermüthigen, durch Einsamkeit und Einbildungskraft zu Erscheinungen aufgelegten Mag-

F. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430

nes, der auch wohl sogenannte fromme Erdichtungen zur Beförderung der Gottseligkeit ausbreiten konnte, unglaublichen Vorfällen sogleich alle Zuverläßigkeit ertheilte. An einem andern Orte dieser Lebensbeschreibung, (c. 25.) ruft der Verfasser sogar Jesum zum Zeugen, daß er nie aus eines Menschen Munde so viel Weises und Gutes gehört habe, als vom Martinus; obgleich derselbe ungelehrt gewesen sey. Allein hier offenbart Sulpicius, wider seinen Willen, daß er es nicht verstehe, wie sich ein Geschichtschreiber Glaubwürdigkeit verschaffen müsse. Andächtige Betheurungen thun, als die Zuflucht schwacher Köpfe, gerade eine entgegengesetzte Würkung bey denen, welche den Grad der Wahrscheinlichkeit und den Werth der Zeugnisse mit kaltem Muthe prüfen wollen. Ueberdieß kann auch die oben angeführte Antwort des Martinus vom Antichriste, schwerlich als eine Probe seiner Weisheit gelten. In andern Stellen, wo der Geschichtschreiber zwar seltsame, aber doch mit der Denkungsart seiner Zeiten und seines Helden selbst wohl übereinstimmende Handlungen erzählt, glaubt man ihm desto leichter. Darunter gehört das stolze und kühne Betragen des Martinus an der Tafel des Maximus, der sich seit dem Jahr 383. in Britannien und Gallien zum Kaiser aufgeworfen hatte. Dieser ließ den Becher, der ihm zuerst gereicht wurde, dem Bischof geben, und erwartete, ihn von dessen Hand wieder zu bekommen. Doch der Bischof reichte ihn seinem Aeltesten, weil er niemand vor würdiger hielt, nach sich zu trinken, als diesen. Der Kaiser selbst, seine Anverwandten und Großen, die zugegen waren, bewunderten diese That; ob sie gleich auf ihre Verachtung hinauslief. Kein Bischof, sagt Sulpicius, würde dieses an der Tafel der geringsten obrigkeitlichen Person zu thun gewagt haben; — freylich

aber

aber war Martinus ein Heiliger, und setzte sich auch durch solche Einfälle in diesem Rufe fest. J. n. C. G.

Auf dieses Leben des Martinus folgen drey Briefe des Geschichtschreibers, die sich auf eben dasselbe beziehen. Viele hatten auch an demjenigen, was er selbst gesehen und gehört haben wollte, gezweifelt: und einer machte, vom bösen Geiste angestiftet, den Einwurf: warum Martinus, der doch Todte erweckt, und die Flammen von brennenden Häusern abgetrieben haben sollte, beynahe selbst einmal im Feuer umgekommen wäre? Gerade wie die Juden, sagt Sulpicius, dem gekreuzigten Erlöser den Vorwurf machten: Er hat andern geholfen, und kann sich selbst nicht helfen. Nach dieser feindseligen Vergleichung, kann man eigentlich keine historische Beantwortung mehr erwarten. Auch löset Sulpicius diesen Knoten wiederum mit der eigenen Nachricht des Martinus auf, er sey vom Teufel hintergangen worden, indem er, als er im brennenden Zimmer aufwachte, eine Zeitlang vergebens gesucht habe, die verschlossene Thür zu öffnen; so bald er aber die wahren Rettungsmittel, das Kreuzeszeichen und das Gebet ergriffen, wären die Flammen gewichen. Im zweyten Briefe beschreibt Sulpicius eine Erscheinung, die ihm den Todt des Martinus ankündigte; beweiset, daß derselbe wegen alles dessen was er ausgestanden, mit Recht ein Märtyrer genannt werde, zumal da er, wie hier abermals mit einem Schwur versichert wird, bereit gewesen sey, jede Marter von Verfolgern zu dulden; beklagt endlich in den stärksten Ausdrücken seinen Verlust, und hofft, er werde dasjenige, was er durch sich selbst nicht erlangen könne, durch die Fürbitte des Martinus erhalten. Die Umstände von dem Tode und Begräbniß desselben, werden im dritten Briefe angezeigt. 363 bis 430.

Endlich

J. n. C. G. 363 bis 430.

Endlich hat auch Sulpicius drey Gespräche hinterlassen, darunter das erste das lesenswürdigste ist. Es handelt von den rühmlichen Eigenschaften der morgenländischen Mönche, und ist mit mehr Kunst und Anmuth als die übrigen geschrieben; ob es gleich wie diese, nach und nach eine Romanhafte Wendung gewinnt. Die ungemein strenge Lebensart der Mönche und Einsiedler in Aegypten, Arabien und Palästina, wird hier an verschiedenen Beyspielen abgebildet. Gelegentlich wird der damaligen Streitigkeiten zwischen den Bischöfen und Mönchen in Aegypten über die Lehrsätze des Origenes gedacht, von denen der Verfasser ein ziemlich billiges Urtheil fällt. Aber bald folgen außerordentliche Thaten und würkliche Wunderwerke aus jenen Gegenden: ein Löwe und eine Wölfinn, welche Einsiedlern aufwarten; eine Löwinn, welche einen andern Anachoreten durch Weinen und Heulen, und verschiedene Zeichen bewegt, daß er ihren blinden Jungen das Gesicht von Gott erbittet; ein Einsiedler auf dem Berge Sinai, der ohne Kleider, bloß von den aus seinem Leibe hervorwachsenden Borsten bedeckt, mit den Engeln umgeht; ein Heiliger, der wegen seiner großen Wunderkräfte, die er auch abwesend, besonders an Besessenen, ausübte, von unzählichen Menschen besucht wurde, von dem sich die heiligsten Bischöfe berühren und segnen ließen, um durch ihn noch mehr geheiligt zu werden, der aber durch diese ausnehmende Bewunderung zu einem solchen unwiderstehlichen Stolze verführt wurde, daß er selbst Gott bitten mußte, ihn zu seiner Demüthigung fünf Monathe lang vom Teufel besitzen zu lassen, welches auch würklich erfolgte; und zuletzt der über alle damalige Heilige erhabene Martinus. Seine Tugenden und Vorzüge machen allein den Inhalt des zweyten und dritten Gesprächs aus. Wiewohl

er

er den Aposteln völlig gleich gewesen seyn soll; ist es doch bemerkenswerth, daß er, nach seinem eigenen Geständniße, mehr Wunderwerke im Mönchsstande verrichtet habe, als nachdem er Bischof geworden war. Im übrigen sind hier die Erzählungen zum Theil noch ungereimter, als die vorhergehenden. Martinus treibt den Teufel aus einer Kuh; Hunde, die einen Haasen beynahe schon eingeholt hatten, bleiben auf sein mitleidsvolles Gebot sogleich stehen; das Stroh, worauf er gelegen hatte, heilt einen Besessenen; die Apostel Petrus und Paulus, auch andere verstorbene Heiligen, besuchen ihn fleißig; anderer Mährchen nicht zu gedenken, die endlich auch in der lebhaftesten Schreibart ermüden. Glaubwürdiger und daher auch von gewisserm Ruhme für den Bischof Martinus ist es, daß er sein unbeschreiblich großes Ansehen bey dem Kaiser Maximus, und andern Männern von hohem Stande, dazu angewandt hat, gewaltthätige und grausame Handlungen, auch insonderheit Lebensstrafen der Irrgläubigen, zu verhüten.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Außer diesen bekannten Schriften des Sulpicius Severus, sind auch noch einige Briefe desselben ans Licht gestellt worden; die sich aber noch in keiner andern Sammlung seiner Werke, als in der Leipziger, befinden. Zwey davon, die er an seine Schwester Claudia geschrieben, hat Baluzius (Miscellan. L. I. p. 329-354. Paris. 1678. 8.) und fünf andere hat Lucas D'Achery (Specileg. vett. Scriptt. T. V. p. 532. sq. Paris. 1661. 4.) ans Licht gezogen. Sie sind insgesammt keines sehr beträchtlichen oder unerwarteten Inhalts. Von den erstern beyden, stellt der eine, rührende Bilder vom jünsten Gerichte vor; der andere preiset das jungfräuliche oder eheloſe Leben mit den vorlängst üblichen Gründen an; erinnert

aber

J. n. C. G. 363 bis 430.

aber zugleich, daß mit der Keuschheit auch jede andere Tugend verbunden werden müsse. Dieser letztere Brief stand sonst unter den Werken des Hieronymus, und war auch unter dem Nahmen des Athanasius in eine berühmte Sammlung (Holstenii Appendix Codicis Regular. Monasticar. p. 9-29. Rom. 1661. 4.) eingerückt worden. Ob überhaupt alle diese Briefe dem Sulpicius würklich zugehören? darüber kann noch gestritten werden; und Hieronymus Prato hat wenigstens gegen zwey derselben Einwendungen gemacht.

Seine Ausgabe von den Werken des Sulpicius, die schönste und gelehrteste von allen, ist bis jetzt noch nicht vollendet worden. Dieser Presbyter und Probst der Congregation des Oratorium zu Verona, hat die beyden ersten Bände derselben zu Verona in den Jahren 1741 und 1754. in Quart drucken lassen; das Leben des Verfassers sorgfältig darinne beschrieben; den Text aus Handschriften, alten Ausgaben, und durch eine Menge, meistentheils zu gewagter Muthmaßungen, zu berichtigen gesucht; sehr viele erläuternde Anmerkungen, und besondere Abhandlungen über die Schriften des Sulpicius, und einzele Stellen derselben beygefügt, (worunter auch die schon an einem andern Orte, Th. V. S. 197. genannte, als ein eigenes Buch gedruckte Abhandlung über die Chronik des Eusebius, gehört,) und den Verfasser durchaus gegen alle Vorwürfe vertheidigt. Selbst Hieronymus wird widerlegt, weil er (Comment. in Ezech. c. 36.) den Sulpicius zu einem Anhänger der Lehre vom tausendjährigen Reiche Christi, gemacht hat: und in der That ist sie doch in der oben beygebrachten Stelle vom Antichriste, nicht undeutlich enthalten. Obgleich dieser Herausgeber die übertriebenste Partheylichkeit für seinen Schriftsteller hegt, seinen Vorgängern, die meistentheils Protestanten

ten waren, mit unanständiger Heftigkeit begegnet, und viel überflüßige Gelehrsamkeit verschwendet; so wäre es doch angenehm gewesen, wenn auch der dritte Band, der den Rest seiner Anmerkungen, und die Briefe des Verfassers in sich fassen sollte, zum Vorschein gekommen wäre. Von dieser in unsern Gegenden seltenen Ausgabe, hat Christian Adolph Klotz einen sehr weitläuftigen und scharf beurtheilenden Auszug (in den Novis Actis Erudit. a. 1759. p. 248-267. 353-376. 529-550.) mitgetheilt. Unter den frühern Ausgaben des Sulpicius, sind die drey vom Georg Horn besorgten, (die dritte zu Amsterdam 1665. 8.) wegen der darinne gesammleten Anmerkungen verschiedener Gelehrten; die Ausgabe des Johann Vorstius, (Berlin, 1668. 8.) welcher brauchbare Erläuterungen hinzugefügt hat, und die von Christ. Schörgen mit den Anmerkungen des Joh. Clericus (zu Leipzig, 1710. 8.) veranstaltete, vor andern schätzbar. Car. Sigonius und Joh. Drusius sind zween der gelehrtesten und besten Ausleger dieses Schriftstellers. Bey einer neuen Ausgabe desselben, die auch wegen der Kostbarkeit und Unvollständigkeit der Veronesischen, willkommen seyn dürfte, könnte so vieles Gute derselben mit verständiger Wahl genützt werden. Zu dem Gennadius unter den Alten, und Prato unter den Neuesten, denen man brauchbare Nachrichten vom Sulpicius schuldig ist, müssen noch Du Pin (Nouv. Bibl. des Aut. Eccles. T. III. p. 145. sq.) Tillemont, (Mémoires, T. XII. p. 186. ed. in 4.) Fabricius, (in Bibl. Lat. L. IV. c. 3. Bibl. Lat. med. et inf. aet. v. Severus Sulpicius, p. 1605. ed. Patav. Tom. VI.) und vor allen andern die Verfasser der Hist. Litt. de la France, (T. II. p. 95. sq.) gesetzt werden.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Rufinus, Presbyter zu Aquileia, war ein Zeitgenosse des Sulpicius, und suchte sich, wie dieser, um

die

n. C. G. 363 bis 430.

die Kirchengeschichte verdient zu machen. Er hat die lateinische Kirche mit den Schriftstellern der griechischen zuerst recht bekannt gemacht; besonders auch mit dem Eusebius. Aber er übersetzte die Geschichte desselben mit so vieler Freyheit im Zusetzen, Abkürzen und Verändern, ins Lateinische, daß er sie von zehn Büchern auf neun verringerte. Die Fortsetzung derselben, welche er in zwey Büchern, vom Ursprunge der Arianischen Ketzerey bis auf den Todt des Großen Theodosius, hinzufügte, hat zwar mehrere Fehler in der Zeitordnung, und in den Begebenheiten selbst, die aus Mangel an sorgfältiger Prüfung, oder aus Leichtgläubigkeit entstanden sind. Da es aber der erste historische Versuch für diesen Zeitraum ist, in welchem ihr Verfasser selbst gelebt hat: so behält sie doch immer einigen Werth. Sie steht in seinen Werken, wie sie zu Paris (im Jahr 1580. Fol.) und anderwärts gesammelt worden sind; auch im ersten Theil der neuen Ausgabe derselben, welchen Dominicus Vallarsi zu Verona (im Jahr 1745. Fol.) ans Licht gestellt hat. Die sogenannte Uebersetzung der Kirchengeschichte des Eusebius, ist unter andern zu Basel (im Jahr 1544. Fol.) gedruckt worden. Doch Rufinus wird in der Folge in nicht weniger merkwürdigen Auftritten erscheinen, wo man ihn erst ganz wird überschauen können. Eben dieses gilt von seinem Gegner, dem Hieronymus, dem die Geschichtskunde allerdings einiges zu verdanken hat. Sein bisher oft angeführtes Verzeichniß der berühmten Kirchenschriftsteller, und seine auch ehemals beschriebene Uebersetzung von der Chronik des Eusebius, (Christl. Kirchengesch. Th. V. S. 196.) zeigen, daß es ihm weder an Gelehrsamkeit noch an richtiger Beurtheilung in der Geschichte gefehlt habe, wenn er sie, ihrer Würde gemäß, behandeln wollte. Aber

seine

seine hitzige Einbildungskraft, sein Hang zum Wunderbaren, in welchem er Nahrung für die christliche Gottseligkeit suchte, und eben so sehr seine brausenden Leidenschaften, verstatteten ihm oft gar nicht, die historische Wahrheit ruhig zu betrachten: und unter seiner zu Ausrufungen, Vergrößerungen und Ausschmückungen geneigten Feder, gewann sie nur zu leicht ein außerordentliches, oder gar ein abentheuerliches Ansehen. Das ist ihr besonders in seinen Lebensbeschreibungen der berühmten Einsiedler oder Mönche, Paulus, Hilarion und Malchus, wiederfahren. Man könnte ihn zwar damit entschuldigen, daß er dadurch nur einen frommen Zeitvertreib für andere Mönche und Einsiedler, oder ihnen gleichgesinnte andächtige Christen, habe verschaffen wollen. Allein selbst den mächtigen Vorschub bey Seite gesetzt, den er solchergestalt dem Aberglauben leistete, wurden auch jene Lebensbeschreibungen, nebst dem Leben des Mönchs Antonius vom Athanasius, unglückliche Muster, nach welchen man die Sitten und Handlungen dieser sogenannten Heiligen beschrieb. Nichts, was von ihren Thaten erzählt wurde, konnte mehr unglaublich heißen, nachdem solche Schriftsteller die Christen angewöhnt hatten, alles zu glauben. Sulpicius Severus scheint bereits einen Nachahmer des Hieronymus hierinne abgegeben zu haben; und die Geschichte verlor unbeschreiblich viel bey den Christen, seitdem sich die allgemeine Begierde zu solchen geistlichen Heldenthaten wandte, die größtentheils eines dichterischen Inhalts waren. Einen andern, eigentlich historischen Weg, gieng zwar am Ende dieses Zeitalters Orosius, in seiner Geschichte von sieben Büchern. Da er sie aber bey einer besondern Veranlassung den Heyden entgegen setzte: so wird auch die Nachricht von derselben in einem andern Zusammenhange bequemer angebracht werden.

F. n. C. G. 363 bis 430.

n. C. G. 363 bis 430.

In der griechischen Kirche blieb zwar die Geschichtbeschreibung von diesem Abwege nicht frey; sie brachte aber doch wichtigere und gemeinnützlichere Werke zum Vorschein, als in der abendländischen. Ueberhaupt war **Socrates** der edelste Geschichtschreiber der Christen seit dem **Eusebius**. Er kam zu Constantinopel um das Jahr 380. auf die Welt, und wurde daselbst von den beyden Sprachlehrern, **Helladius** und **Ammonius**, welche vorher heydnische Priester zu Alexandrien gewesen waren, nach der Zerstörung aber ihrer Tempel, und darauf erfolgten Unruhen in dieser Stadt, sich nach Constantinopel begeben hatten, unterrichtet. Er selbst berichtet dieses, (Hist. Eccl. L. V. c. 16.) und da er in verschiedenen Stellen des Sophisten **Troilus** in der gedachten Hauptstadt sehr rühmlich Meldung thut: so hat man daraus geschlossen, daß dieser sein Lehrer in der Beredsamkeit gewesen sey. Nachher führte er gerichtliche Händel, und hieß ein **Scholasticus**: denn so nannte man die Sachwalter, weil sie aus den Schulen der Redner kamen. Wenigstens ist dieses die gewöhnliche Meinung von der Lebensart des **Socrates**; obgleich die Alten, welche von ihm reden, wie **Cassiodorus**, (de divinis lectionibus, c. 17. et Hist. tripertit. praefat.) **Evagrius**, (Hist. Eccles. L. I. Procem.) und **Photius**, (Biblioth. Cod. 28.) dieses Umstandes nicht erwähnen. Daß **Socrates** ein **Novatianer** gewesen sey, ist schon die Beschuldigung des **Nicephorus Callisti**, (Hist. Eccles. procem. et L. II. c. 14.) und einige Neuere haben dieselbe desto leichter angenommen, weil sie sich durch die Geschichte dieses Schriftstellers selbst zu bestätigen scheint. Er geht die Schicksale dieser Parthey sehr ausführlich durch, nennt ihre Bischöfe nach der Reihe, und belegt sie mit ziemlichen Lobsprüchen. Den **Novatianus** rechnet er sogar unter die Märtyrer, (Hist. Eccl. L. IV. c. 28.)

c. 28.) Er rühmt das gemeinschaftliche Gebet der Novatianer mit den Catholischen in der Kirche, und billigt es insonderheit, (Hist. Eccl. L. VI. c. 21.) daß sich Sisinnius, Bischof der erstern, dem Johannes Chrysostomus in einer eigenen Schrift entgegengesetzt habe, weil dieser behauptet hatte, man könne einen Sünder auch zum tausendstenmale zur Ablegung der kirchlichen Buße zulassen. Alles dieses aber beweiset, wie Valesius (in vita Socratis, praemissa ejusdem Hist. Eccl. p. 13. ed. Taur.) gezeigt hat, doch nicht mehr, als daß Socrates der gedachten Parthey, wegen der Strenge ihrer Kirchenzucht, der Geschicklichkeit ihrer damaligen Lehrer, und vielleicht auch um anderer Ursachen Willen, die ihr zum Theil einen Vorzug über die Catholischen gaben, günstig gewesen sey. Da er aber den letztern allein den feyerlichen Ehrennahmen der Kirche beylegt, (Hist. Eccl. L. II. c. 38.) und die Novatianer offenbar, in Gesellschaft mit den Arianern, Macedonianern und Eunomianern, außerhalb der Kirche setzt: so kann er wohl kein Anhänger jener Parthey gewesen seyn. Es gereicht ihm vielmehr zur Ehre, daß er, ohne es zu seyn, so unpartheyisch von derselben geurtheilt hat. J. n. C. G. 363 bis 439.

Das ist aber nicht die einzige gute Eigenschaft seiner Geschichte, die vom Jahr 306. bis zum 439sten geht. Sie hat ihrem Verfasser vielen mühsamen Fleiß gekostet, um sie glaubwürdig zu machen. Die beyden ersten Bücher derselben hatte er anfänglich nach der Anleitung des Rufinus geschrieben. Nachmals bekam er die Schriften des Athanasius, und die Briefe anderer berühmten Männer in die Hände, erkannte die Fehler seines Führers, und arbeitete jene Bücher von neuem aus. Ueberhaupt findet man so viele Spuren seiner Sorgfalt in den häufig angeführten Zeugnis-

J. n. C. G. 363 bis 430.

sen der Zeitgenossen, auch Urkunden, und langen Auszügen aus denselben, daß man ihm die wenigen, meistentheils geringen Fehltritte, die er begangen hat, desto leichter vergeben kann. Man glaubt insonderheit, daß er mehrmals vom Sabinus, Bischof der Macedonianer zu Heraklea in Thrazien, der eine Sammlung von Handlungen der Kirchenversammlungen verfertigt hatte, sich zu falschen Nachrichten habe verleiten lassen. Allein diese Vermuthung, die immer einer von den Neuern dem andern nachgeschrieben hat, selbst wegen ihrer Genauigkeit berühmte Männer, (wie Fabricius, Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 119.) fällt weg, sobald man den Socrates selbst lieset. Er war gegen den Sabinus sehr auf seiner Hut. Da er ihn bald wegen seines verächtlichen und unüberlegten Urtheils von den Bischöfen der Nicänischen Synode tadelt; (H. E. L. I. c. 8.) bald ihm eine Verleumdung des Athanasius Schuld giebt: (c. 16.) bald ihm überhaupt Partheylichkeit und Untreue in der Beybringung der Urkunden vorwirft; (c. 17) wo er ihn aber nützt, ihm eben auch keine Lobsprüche ertheilt: so begreift man nicht, wie er sich von demselben unvorsichtig habe hinreißen lassen können.

Mit dem nützlichen Untersuchungsgeiste des Socrates ist auch viele richtige und gemäßigte Beurtheilung verbunden: und in seiner Schreibart sucht er bloß Deutlichkeit, ohne allen Schmuck. Photius bemerkt zwar, (l. c.) daß dieser Geschichtschreiber auch in den Lehrsätzen nicht sehr genau sey; allein er erläutert dieses nicht durch Beyspiele, und hat vielleicht nur die Gewogenheit desselben gegen die Novatianer verstanden. Es würde überflüßig seyn, einzele merkwürdige Erzählungen und Urtheile des Socrates hier abzuschreiben, da sie theils bereits an andern Stellen vor-

vorgekommen sind, (Christl. Kirchengesch. Th. III. S. 52. Th. IV. S. 315. Th. V. S. 325. 399. u. f. w.) theils in der Folge ihren Platz erwarten. Vorzüglich aber ist diejenige Stelle lesenswerth, wo er von der Verschiedenheit der gottesdienstlichen Gebräuche unter den Christen seiner Zeit handelt. (L. V. c. 22.) Er hält den Streit, den die Christen über das Pascha geführt haben, vor sehr unnöthig, weil dergleichen äusserliche Beobachtungen, seitdem die jüdische Religion in die christliche übergegangen, unbedeutend wären. Christus und die Apostel hätten hierinne den Christen völlige Freyheit gelassen, indem sie nicht über Feyertage, sondern über Leben und Sitten, Gesetze ertheilt hätten. Daher würden auch das Fasten vor dem Pascha, der Sabbath, und andere mit der Religion verbundene Anstalten, mit so weniger Gleichförmigkeit ausgeübt. Die Römischen Christen fasteten drey Wochen nach einander vor Ostern; nur den Sabbath und Sonntag ausgenommen. Im Illyricum, in Achaja und zu Alexandrien, währe dieses Fasten sechs Wochen, und werde daher das vierzigtägige (τεσσαρακοστὴ) genannt. Andere gäben zwar ihrem Fasten vor Ostern eben diesen Nahmen; fiengen es aber mit der siebenten Woche an, und fasteten doch nur drey Wochen hindurch die fünf gewöhnlichen Tage, indem sie immer eine dazwischen ohne Fasten begiengen. Aber nicht allein über die Zeit der Dauer dieser großen Fasten, sondern auch über die Art des Fastens selbst, wären die Christen nicht mit einander einig. Manche äßen keine Thiere; andere bloß Fische; noch andere mit diesen auch Vögel, weil diese ebenfals aus dem Wasser gebildet wären; einige enthielten sich der Baumfrüchte und Eyer; andere genößen nichts als Brodt, und manche nicht einmal dieses. Es gebe Christen, die bis zur neunten Stunde fasteten; nach-

K. n. C. G. 363 bis 430.

J. C. n. 363 bis 430

her aber alle Speisen ohne Unterscheid äßen. In Ansehung der gottesdienstlichen Versammlungen, (συναξεων) fände sich nicht weniger Verschiedenheit. Alle Gemeinen begiengen am Sonnabend jeder Woche das geheiligte Nachtmahl; (τα μυστηρια) nur die zu Alexandrien und Rom unterließen solches, vermöge eines alten Herkommens. Die Aegyptischen Gemeinen in der Nähe von Alexandrien, und die in Thebais, kämen zwar auch am Sonnabende zusammen; pflegten aber erst gegen Abend, wenn sie ihre Mahlzeit gehalten hätten, das heilige Abendmahl zu empfangen. Zu Alexandrien versammle man sich am vierten und sechsten Tage der Woche, wobey die heilige Schrift vorgelesen, und von den Lehrern erklärt werde, auch sonst alles geschehe, was beym öffentlichen Gottesdienste üblich sey; nur den Genuß des Abendmahls ausgenommen. Diese Einrichtung habe zu Alexandrien von den ältesten Zeiten an geherrscht, indem Origenes eben an den beyden gedachten Tagen am häufigsten in der Kirche gelehrt, und, da er es unmöglich gefunden, das Mosaische Gesetz wörtlich zu erklären, ihm den geheimen Verstand beygelegt habe, daß nur Ein wahres Pascha sey, nemlich dasjenige, welches von dem Erlöser am Kreuze vollzogen worden. Auch würden in der erstgenannten Stadt bald Catechumenen, bald getaufte Christen, zu Vorlesern und Vorsängern in der Gemeine bestellt; da doch in allen andern Gemeinen kein Ungetaufter zu einem solchen kirchlichen Amte gelangen könne. Andere Abweichungen der Christen von einander, nennt Socrates in Absicht auf die Ehe der Geistlichkeit: und dieser Theil seiner Erzählung ist bereits oben (S. 164.) ausgezeichnet worden. Er setzt hinzu, daß man in Thessalien bloß am Osterfeste taufe, und daß daher die meisten daselbst ohne Taufe stürben; daß zu Antiochien

tiochien in Syrien, der Altar nicht, wie in andern Kirchen, gegen Morgen, sondern gegen Abend zugekehrt sey; daß man zu Jerusalem, in Achaja und Thessalien, eben so nach angezündetem Lichte das Gebet verrichte, wie es die Novatianer zu Constantinopel machten; daß zu Cäsarea in Cappadocien, und auf der Insel Cypern, um eben dieselbe Abendzeit, am Sonnabende und Sonntage, die heilige Schrift von den Bischöfen und Aeltesten ausgelegt werde; und daß man überhaupt unter allen christlichen Partheyen kaum zwo Gemeinen antreffe, welche in den Cärimonien des Gebets mit einander übereinstimmen sollten. Zu Alexandrien lehre der Aelteste in der Gemeine nicht: und dieses seit der Zeit, als Arius daselbst die bekannten Unruhen gestiftet habe. Zu Rom werde an jedem Sonnabende gefastet. Diejenigen, welche nach der Taufe in grobe Sünden fielen, würden zu Cäsarea in Cappadocien eben sowohl von der Kirchengemeinschaft ausgeschlossen, als von den Novatianern, ingleichen von den Macedonianern im Hellespontus, und den Quartodecimanern in Asien. Die Novatianer in Phrygien ließen keinen zur Kirchengemeinschaft, der in die zweyte Ehe trete; diejenigen von dieser Parthey, welche zu Constantinopel lebten, verwürfen solche Leute nicht ausdrücklich, und nähmen sie auch nicht deutlich auf; die abendländischen aber verwilligten ihnen die kirchliche Gemeinschaft. Alles dieses komme von den verschiedenen Bischöfen der Gemeine her, deren Veranstaltungen als Gesetze fortgepflanzt worden wären. Zuletzt wirft Socrates denjenigen Christen, welche so ängstlich jüdische Gebräuche, besonders beym Pascha, beobachteten, daß sie, ihrer Denkungsart nach, noch viel zu wenig vom Cärimoniel der Juden, oder auch von dem was Christus als ein Jude verrichtet hat,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

ausübten. — Man hat einiges von diesen Nachrichten, fast immer aus schlechten Gründen, in Zweifel gezogen; es läßt sich in der That nicht mehr darüber sagen, als daß hin und wieder ein Versehen des Socrates dabey möglich sey. Dieser Schriftsteller hatte gewiß alle Anlage zu einem vortrefflichen Geschichtschreiber; nur haben ihn zween seiner Zeit eigene Fehler, denen er selbst nicht völlig entgehen konnte, Mangel an Freyheit im Denken und Schreiben, und Leichtgläubigkeit gegen alle Erzählungen von Wundern, verhindert, es würklich zu werden.

Salamanes Hermias Sozomenus, aus Palästina gebürtig, ebenfals, wie Socrates, ein Scholasticus oder Sachwalter zu Constantinopel, lebte zu gleicher Zeit mit ihm, und beschrieb auch, wie er, die christliche Kirchengeschichte vom Jahr 323. bis 439. in neun Büchern. Er schreibt, nach der Bemerkung des Photius, (Biblioth. Cod. 30.) besser, als jener; wiewohl auch in seinem Ausdrucke eine gewisse Art von Einförmigkeit vorkömmt, wie Valesius (in vita Socratis et Sozomeni, p. 15.) gezeigt hat. Aber in jeder andern Betrachtung ist ihm Socrates überlegen. Man kann freylich darüber streiten, welcher von ihnen beyden sein Werk früher aufgesetzt, und da sie einerley Umfang der Geschichte, auch ohngefähr einerley Begebenheiten, auf eine ziemlich gleiche Weise bearbeiteten, welcher von beyden den andern genützt habe, ohne ihn zu nennen. Allein da Sozomenus etwas jünger war, als Socrates: so ist man desto mehr berechtigt, dem Urtheil des Valesius beyzustimmen, daß der vorzüglichere Geschichtschreiber von dem mittelmäßigen abgeschrieben worden sey. Sozomenus setzt zwar hin und wieder etwas zu der Erzählung seines Vorgängers hinzu; es ist aber nicht viel Beträchtliches.

liches. Hauptsächlich betrift es die Geschichte der Einsiedler und Mönche seiner Zeit, die er ungemein bewunderte, und deren Handlungen er daher desto ausführlicher bekannt machte. Solche Nachrichten kommen bald nach dem Eingange seiner Geschichte, (L. I. c. 11. sq.) und noch häufiger in der Folge, zum Vorschein. Man erkennt seine Denkungsart darüber besonders aus der für einen Geschichtschreiber ganz unschicklichen Lobrede, die er dem Mönchsleben hält. (L. I. c. 12.) Darinne sagt er unter andern, diese Art von Philosophie sey das Nützlichste, was von Gott zu den Menschen gekommen wäre; sie bekümmere sich nicht um viele Wissenschaften, und um die Künste der Dialektik, als etwas Ueberflüssiges, und wodurch die Zeit bessern Beschäftigungen entrissen, auch zur Führung eines guten Lebens kein Hülfsmittel erlangt würde. Sie lehre bloß durch eine natürliche und kunstlose Klugheit, wie das Laster entweder ganz aufgehoben, oder sehr merklich vermindert werde. Was zwischen Laster und Tugend in der Mitte liege, rechne sie gar nicht unter das Gute, und erkläre denjenigen vor einen Nichtswürdigen, der sich zwar des Bösen enthält, aber kein Gutes verrichtet. Sie trage die Tugend nicht zur Schau; sondern übe sie aus, und frage nichts nach dem Ruhm bey Menschen. Indem sie den Leidenschaften der Seele tapfer widerstehe, unterwerfe sie sich den Bedürfnißen der Natur nicht, und unterliege auch nicht unter den Schwachheiten des Körpers. Sie sey über alle äußerliche Zufälle erhaben, und herrsche, so zu sagen, über alles. — Nach diesem Maaßstabe geht die Anpreisung des Mönchslebens noch lange fort; setzt aber immer den falschen Begriff voraus, als wenn die wahre möglichste Vollkommenheit des Christenthums nicht anders als durch jene Lebensart erreicht werden könne. Außer dieser Stelle

J. n. C. G. 363 bis 430.

n. C. G. 363 bis 430.

findet man noch andere überflüßige, und wenig überlegte Ausschweifungen beym Sozomenus; wie denn der größte Theil des neunten Buchs mehr in die bürgerliche Geschichte gehört. Einige Fehler, die er wider die Geschichte und Zeitrechnung begeht, sind grob genug. Seine Urtheile zeugen auch fast immer von einer gewissen Schwäche des Nachdenkens. Alles dieses ohngeachtet, ist es doch dienlich, seine Zusätze mit den Erzählungen des Socrates prüfend zusammen zu stellen.

Beyde Geschichtschreiber hat, nach der gemeinen, dem Valesius abgeborgten Meinung, der Syrische Bischof Theodoretus, oder vielmehr Theodoritus, in seiner Kirchengeschichte, welche in fünf Büchern, vom Jahr 325 bis zum Jahr 429. geht, und also einerley Zeiten mit ihnen umfaßt, ergänzet. Allein Pagi (Critica Annal. Baron. ad a. 429. n. 16.) vermißt mit Recht den Beweis dieser Behauptung. Er glaubt vielmehr, die drey gedachten Schriftsteller hätten um gleiche Zeit ihre Werke aufgesetzt; Socrates und Sozomenus hätten vornemlich die Geschichte der Gemeine von Constantinopel, wo sie wohnten, beschrieben; Theodoretus aber, der weit gelehrter war als sie beyde, hätte ihre Fehler desto leichter vermieden, und die kirchlichen Begebenheiten der Morgenländer, wo er lebte, umständlicher angezeigt; die hingegen von jenen nur berührt worden wären. Der letztere scheint im Jahr 457. oder 458. gestorben zu seyn; er fertigte sein Werk um das Jahr 450. aus, wie Du Pin (Nouv. Biblioth. des Auteurs Eccles. T. IV. p. 94. not. b.) bewiesen hat; und er könnte also wohl etwas später als die beyden andern, geschrieben haben. Gennadius (de Scriptt. Eccles. c. 89.) versichert sogar, daß seine Geschichte aus zehn Büchern

chern bestanden, und sich bis zur Regierung des ältern Kaisers Leo, also bis zum Jahr 457. erstreckt habe. Unterdessen da keiner der Alten von mehr als fünf Büchern dieser Geschichte weiß, darf man wenigstens noch etwas an der Wahrheit dieser Nachricht zweifeln. Nach dem Urtheil des Photius, (Biblioth. Cod. 31.) hat keiner unter den bisher genannten Kirchengeschichtschreibern der Christen, eine der Geschichte so angemessene Schreibart gebraucht, als Theodoretus; ob er gleich bisweilen den figürlichen Ausdruck übertreibe. Er ist zwar auch in einige historische Versehen gefallen; verdient aber sonst wegen seines zuverläßigen Fleißes, wegen verschiedener Erzählungen, die man bey den übrigen Geschichtschreibern nicht findet, und wegen seiner Mäßigung, vieles Lob. J. n. C. G. 363 bis 430.

Noch allgemeiner würde dasselbe seyn, wenn er nicht diesem Werke ein ziemlich schlechtes an die Seite gesetzt hätte. Es heißt die fromme Geschichte, (Φιλόθεος ἱστορία) und beschreibet das Leben von dreyßig berühmten Einsiedlern, davon zehn noch zu seiner Zeit lebten, und darunter er mehrere persönlich kannte. Diese Arbeit war eines Mannes von so vielem Verstande, Gelehrsamkeit und Klugheit, als man in der folgenden Geschichte am Theodoretus erblicken wird, ganz unwürdig. Denn obgleich auch in seiner Kirchengeschichte sehr unglaubliche Erzählungen von Wunderwerken der Heiligen vorkommen, wie bereits an einem andern Orte (Christl. Kirchengesch. Th. VI. S. 49.) an dem Beyspiel des Jacobus, Bischofs von Nisibis, gezeigt worden ist; so ist doch seine Mönchsgeschichte beynahe vom Anfange bis zum Ende unausstehlich, weil sie nichts als Seltsamkeiten und außerordentliche Thaten solcher schwindlichter Köpfe, die ihre Gottseligkeit darinne setzten, ganz anders zu leben,

n. C. leben, als andere rechtschaffene Christen, oder vielmehr, so viel an ihnen war, gar nicht zu leben, mit Wohlgefallen und Bewunderung, auch ohne alle Prüfung berichtet. Einige solcher abentheuerlicher Personen kennen zu lernen, ist unterhaltend, zur Geschichte der Menschen und des Christenthums nützlich; aber ein völliges Buch von ihnen wird eckelhaft. Da giebt es einen Einsiedler, der ein krankes Pferd dadurch heilt, daß er es Wasser saufen läßt, worüber das Zeichen des Kreuzes gemacht worden, und ihm den Bauch mit geweihtem Oele bestreicht; einen andern, der sich mit Ketten beschwert, sehr einfältig ist, aber doch viele Wunder verrichtet; zween andere, die sich in einen so niedrigen Ort einschloßen, daß sie nicht anders als krumm und gebückt sich daselbst halten konnten; zwo Frauenspersonen, die sich zwischen vier Mauern, unter freyem Himmel, auf die bloße Erde, mit Ketten beladen, hinlegten; anderer nicht zu gedenken, deren bedauernswürdige Thorheiten in der Geschichte des ascetischen Lebens dieser Zeit ihren Platz erhalten werden. Zuletzt bittet Theodoretus die Heiligen, deren Leben er beschrieben hat, ihn nicht zu verachten; wenn er gleich ihrer Tugend bey weitem nicht gleich komme, und wünscht sich nur einen Antheil an ihrem Ruhme. Wenn der gelehrteste Theologe der Christen am Ende dieses Zeitalters, sich zu so armseligen Erzählungen herablassen mußte, um einen Beweis seiner Frömmigkeit zu geben, und wenn er, welches noch mehr ist, alles was er hier niederschrieb, glauben und anpreisen konnte: so darf man nichts mehr verlangen, um sich einen Begriff von dem Zustande der Geschichtbeschreibung unter den Christen zu machen.

363 bis 430.

Daß Palladius, der an Geiste und Wissenschaft so wenig mit dem Theodoretus verglichen werden kann,

kann, ein solcher Geschichtschreiber wurde, (wo es anders erlaubt ist, diesen Nahmen einem Sammler von dergleichen Art beyzulegen,) ist weniger zu verwundern. Er war im Jahr 367. in Galatien gebohren, und ergab sich zwanzig Jahre darauf in Aegypten dem Mönchsstande. Zuerst übte er sich darinne unter der Aufsicht eines Mönchs, der in einer Höhle bey Alexandrien lebte; nachher, als ihm die Strenge desselben beschwerlich fiel, in den aegyptischen Wüsteneyen, besonders in dem Kloster Nitria. Nach langen Jahren kehrte er wegen seiner kränklichen Umstände nach Alexandrien zurück, gieng auf den Rath der Aerzte nach Palästina, und wurde im Jahr 400. von seinem Freunde, dem berühmten **Chrysostomus**, zum Bischof zu Helenopolis in Bithynien geweiht. In der Folge bekam er das Bißthum zu Aspona in Galatien; sein Todt aber ist wenigstens gewiß vor die Kirchenversammlung, die im Jahr 431. zu Ephesus gehalten wurde, zu setzen. Unter seinen Lehrern war besonders **Evagrius Ponticus**, (das heißt, aus dem Pontus gebürtig,) gewesen, den **Gregorius Nazianzenus** zu Constantinopel zum Diaconus geweiht hatte, und der in spätern Jahren sich im Kloster Nitria durch die heilige Strenge des Lebens sehr hervorthat: ein Verfasser verschiedener ascetischer Schriften, von denen **Fabricius**, (Biblioth. Graec. Vol. VIII. p. 364. sq.) die Nachrichten aus den Alten gesammelt hat. Da nun derselbe von den Eiferern dieser Zeit unter die **Origenistischen Ketzer** gerechnet wurde: so traf den **Palladius** eben diese Beschuldigung, zumal da er die Lehrsätze des **Origenes** öffentlich vorgetragen haben soll. (Epiphan. epist. ad Jo. Hierosolym. inter Epist. Hieronym. 110. p. 829. T. IV. ed. Bened. et Hieronymi Prooemium Dialog. adv. Pelagianos, p. 176. T. II. edit. Francof.) Daß er als ein Freund

J. n. C. G. 363 bis 430.

des

J. n. C. G. 363 bis 430.

des Chrysostomus, der in eben diese und andere Händel verwickelt wurde, auch an der Verfolgung desselben seinen Antheil empfunden, und sich deswegen eine Zeitlang nach Rom geflüchtet habe, sieht man aus einer seiner Schriften selbst. (Dial. de vita Chrysost. p. 26.) Aber daß er in die gedachte Hauptstadt auch um des Pelagius Willen gereiset sey, und daß ihm Hieronymus in der vorher angeführten Stelle die Irrthümer dieses Mannes beylege; das sind theils gewaltsame Muthmaaßungen, theils offenbar falsche Zusätze, die Baronius (Annal. Eccles. ad a. 417. n. 1.) und andere beym Oudin, (Commentar. de Scriptorib. Eccles. T. I. p. 910.) gemacht haben.

Um das Jahr 420. oder 421. schrieb Palladius in einem niedrigen Ausdrucke, eine Lebensgeschichte der Mönche und Nonnen seiner Zeit, die, weil er sie an den kaiserlichen Kammerherrn Lausus richtete, davon auch den Nahmen (Λαυσαϊκὸν, Historia Lausiaca,) erhalten hat. Man würde darinne, wenn er keine Vorgänger in solchen Schriften gehabt hätte, mit Erstaunen sehen, welche Anstrengung es so vielen Christen gekostet habe, fern von der menschlichen Gesellschaft, ihren Leib durch alle mögliche Härte zu schwächen und zu Grunde zu richten, bloß in der Einbildung, dadurch ihre Mitchristen an hoher Gottseligkeit weit zu übertreffen. Jetzt, da man diese vermeinten Helden der Tugend schon aus einer Menge früherer Beyspiele kennt, wird man es gar nicht unerwartet finden, daß ein Mann, der mitten unter ihnen, und in ihrer Nachahmung, einen beträchtlichen Theil seines Lebens zugebracht hat, kurzsichtig genug geblieben ist, sie als bewundernswerthe Muster aufzustellen. Besondere Proben daraus werden in der Mönchsgeschichte dieser Zeiten angeführt werden. Das Werk hat in

den

den Handschriften und Ausgaben nicht immer eine gleiche Anzahl von Abschnitten, weil nicht nur Palladius selbst manches noch hinzugesetzt zu haben scheinet; sondern weil vermuthlich auch andere spätere Griechen Aenderungen und Vermehrungen darinne mögen getroffen haben. Denn es wurde unter diesen sehr stark, selbst beym öffentlichen Gottesdienste gelesen, und daher auch desto häufiger abgeschrieben. So giebt es auch drey alte lateinische Uebersetzungen des Werks, und eine vierte vom Gentianus Hervetus, die alle weit von einander abgehen, und alle gedruckt worden sind: die letzte ist die vollständigste. Griechisch trat dieses Werk zum erstenmal, in hundert und drey Abschnitten, durch Besorgung des Johann Meursius (zu Leyden, 1616. 4.) ans Licht. Darauf ließ es der Jesuit Fronton le Duc (oder Ducäus,) in hundert und drey funfzig Hauptstücken, mit der Uebersetzung des Hervetus, in seiner ergänzenden Sammlung der Kirchenväter (Auctar. Biblioth. Patrum, T. II. p. 893-1053. Paris. 1624. fol.) abdrucken; aus welcher es in eine andere große Sammlung (Biblioth. Patrum, T. XIII. Paris. 1644. fol.) eingerückt worden ist. Cotelier fand in zwo Handschriften dieser Geschichte einige noch ungedruckte Hauptstücke derselben, und machte sie ebenfals (in Monumentis Ecclesiae Graecae, T. III. p. 117-120. p. 158-170. Paris. 1686. 4.) bekannt. J. n. C. G. 363 bis 430.

Ob aber das historische Gespräch vom Leben und von den Sitten (πολιτεία) des Johannes Chrysostomus, Bischofs zu Constantinopel, das um das Jahr 408. geschrieben zu seyn scheint, eben diesen Bischof Palladius zum Verfasser habe? ist eine ziemlich streitige Frage. Auf der einen Seite geben ihn die Handschriften dieses Gesprächs dafür aus,

n. C. G. 363 bis 430. aus, und besonders die älteste Florentinische, die ein Alter von mehr als siebenhundert Jahren hat. Es ist an sich schon wahrscheinlich, daß ein so eifriger Freund des Chrysostomus, als der Bischof von Helenopolis war, das Leben desselben werde beschrieben haben: und auch in Ansehung der Gesinnungen des Palladius gegen denselben, findet man nichts Widersprechendes in dieser Schrift. Sie kommt nicht weniger in der Schreibart mit seiner Mönchsgeschichte überein; andere Gründe zu übergehen. Hingegen ist es auffallend, daß in diesem Gespräche, der Verfasser desselben von dem Bischof zu Helenopolis unterschieden, weit älter als dieser damals war, gemacht, und selbst die Unterredung in eine Zeit gesetzt wird, da Palladius, von welchem hier die Rede ist, wegen seines Freundes, sich im Gefängniß befunden haben soll. Diese Schwierigkeiten haben mehrere, unter andern auch den Emericus Bigot, der das Gespräch zuerst griechisch, und mit einer bessern lateinischen, von ihm verfertigten Uebersetzung herausgegeben hat, (Paris 1680. und mit einem neuen Titelblat 1738. 4.) auch den Fabricius, (Biblioth. Græc. Vol. IX. p. 8.) bewogen, es einem andern Palladius zuzuschreiben. Unterdessen hat doch bereits du Pin, (Nouv. Biblioth. des Ant. Eccles. T. III. p. 93.) eine schickliche Antwort darauf ertheilt. Man giebt von beyden Seiten zu, daß das Gespräch, in welches diese Lebensbeschreibung eingekleidet ist, wohl eben nicht würklich vorgefallen sey: daher könnte Palladius von Helenopolis, nach der Einrichtung solcher Gespräche, sich gar füglich unter veränderten Umständen verborgen haben, um nicht erkannt zu werden. — Noch wird ihm auch eine kleine Schrift, von den Völkern Indiens, und von den Brachmanen, beygelegt, die Camerarius zuerst (in dem ohne Anzeige des Jahrs zu Leip-

zig

zig herausgegebenen Libro gnomologico) mit seiner lateinischen Uebersetzung ans Licht gestellt; Eduard Bissäus aber, der sie noch vor ungedruckt hielt, mit andern Schriften gleichen Inhalts, doch mit einer schlechtern Uebersetzung, (zu London 1668. 4.) wieder herausgegeben hat. — Verschiedene der Neuern, welche die ältern Nachrichten vom Palladius gesammelt, und seine Schriften untersucht haben, sind bereits genannt worden; aber Tillemont (Mémoires, T. XI. p. 500. sq.) muß denselben noch beygefügt werden. J. n. C. G. 363 bis 430.

Ein Arianischer Geschichtschreiber von der Parthey der Eunomianer, Philostorgius, könnte leicht den meisten von der rechtgläubigen Kirche gleichzuschätzen, oder gar vorzuziehen seyn, wenn wir sein Werk noch völlig übrig hätten. Cappadocien war sein Vaterland, wo er um das Jahr 368. zur Welt kam; und schon seine Eltern gehörten unter die Eunomianer. Er besaß mancherley Gelehrsamkeit, besonders philosophische, geographische, astronomische und poetische; wenn gleich zum Theil, mit den Fehlern seines Zeitalters vermengt, dahin die Sterndeuterey und die Neigung zu wunderbaren Erscheinungen, zu rechnen sind. Die heilige Schrift, auch die vornehmsten jüdischen und christlichen Schriftsteller, hatte er fleißig gelesen. Er hatte überdieß eine gute Geschicklichkeit, fromme und sittliche Betrachtungen anzustellen. Und wenn er gleich ebenfals von der allgemeinen Seuche des Aberglaubens getroffen war; so scheint er doch gegen die gottesdienstliche Verehrung der Bilder eine starke Abneigung empfunden zu haben, (Hist. Eccles. L. II. c. 12. L. VII. c. 3.) Alles dieses sieht man aus den Ueberbleibsalen seiner Geschichte; außerdem aber rühmt auch Photius (Bibl. Cod. 40.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

seine angenehme und zierliche Schreibart, die selbst ins Dichterische, und bisweilen ins Gezwungene oder Dunkle falle. Was vor ein Amt Philostorgius bekleidet habe, und wenn er gestorben sey, ist gänzlich unbekannt.

Auch er fieng, wie die andern christlichen Geschichtschreiber dieses Zeitalters, die Kirchengeschichte, welche er schrieb, von Constantin dem Großen an, und setzte sie bis zum Jahr 425. fort. Der erste Buchstabe eines jeden der zwölf Bücher, woraus sie bestand, machte zusammen, nach einem bey den Alten nicht ungewöhnlichen Kunststücke, seinen Nahmen aus. Da er aber in diesem Werke nicht bloß gegen Juden und Heyden, auch gegen einige irrgläubige Partheyen, selbst gegen die Semi-Arianer, vielen Eifer bezeigte; sondern zugleich sich bey aller Gelegenheit wider die Catholischen erklärte, von ihren Lehrern, (den einzigen Gregorius von Nazianzus ausgenommen,) ihren Grundsätzen und Handlungen durchaus schimpflich urtheilte; hingegen die vortheilhafteste Abschilderung vom Aetius und Eunomius, und ihren Anhängern, machte: so verabscheueten die Catholischen dieses Werk auf das Aeußerste. Es gieng daher nach und nach verloren: und jetzt haben wir nur den Auszug desselben vor uns, den Photius verfertigt hat. Im Grunde hat Philostorgius doch nichts weiter für seine Parthey gethan, als was die catholischen Schriftsteller für die ihrige thaten; es kann auch seyn, daß seine Partheylichkeit und Schmähsucht von dem gedachten Patriarchen vergrößert worden ist. Die Nachwelt ist ihm für seinen Auszug aus dieser Geschichte immer vielen Dank schuldig. Er würde aber noch größern verdient haben, wenn er, an Statt so oft auf den Verfasser zu schimpfen,

pfen, wie schon anderwärts (Th. I. S. 150.) gezeigt worden ist, seinen Auszug hin und wieder reichhaltiger abgefaßt hätte. Denn er ist mehrmals gerade an solchen Stellen zu trocken, wo man den Philostorgius am meisten erwartet; von welchem es gar nicht glaublich ist, daß er in manchen Stellen so unfruchtbar sollte geschrieben haben. Eben so sehr wäre es zu wünschen, daß Photius häufiger und recht sichtbar die eigenen Worte des Verfassers beybehalten hätte. Jetzt, da er die Nachrichten desselben, nur wie ein Bericht erstattender anführt, wird es nicht selten schwer zu urtheilen, welchem von beyden die Ausdrücke zugehören. Uebrigens hat Jac. Gothofredus (Prolegomena in Philostorgium, p. 23 sq.) sehr wohl bemerkt, daß Philostorgius zwar überhaupt seine Geschichte zur Ehre der beyden oben genannten Arianischen Anführer aufgesetzt, aber dabey noch den besondern doppelten Endzweck gehabt habe: theils zu beweisen, daß die Catholischen Neuerungen in der Religion, und Trennungen in der Kirche hervorgebracht hätten; theils die Schuld der Uneinigkeit unter den reinen Arianern, vom Eudoxius herzuleiten. Von den vielen sonderbaren, dem Philostorgius eigenen Nachrichten, von denen freylich nicht wenige, um seiner partheyischen Hitze, und um des Widerspruchs aller catholischen Schriftsteller Willen, wo nicht ganz verwerflich, doch verdächtig sind, hat Gothofredus auch einen guten Begriff gemacht. J. n. C. G. 363 bis 430.

Dieser Gelehrte war es, der den Auszug des Photius von der Kirchengeschichte des Philostorgius, zuerst aus einer Handschrift der öffentlichen Bibliothek zu Bern, zu Genf im Jahr 1643. in Quart ans Licht stellte, mit seiner lateinischen Uebersetzung, einer langen Einleitung, und einem sehr vollständigen Register

n. C. G. 363 bis 430.

begleitete. Hinter diesem setzte er noch Verbesserungen des Textes und der Uebersetzung, und auf beynahe fünfhundert Seiten, ausführliche Erläuterungen des erstern, (Dissertationes in Philostorgium) hinzu; am Ende aber stehen zwo Abhandlungen über eben so viele Gesetze des Justinianischen Codex. Für den ersten Herausgeber, und für einen Rechtsgelehrten, hat Gothofredus sehr viel rühmliches geleistet; seine erläuternden Abhandlungen insonderheit, in welchen große Gelehrsamkeit mit Scharfsinn vereinigt ist, sind wegen der Seltenheit dieser Ausgabe, in den neuern Zeiten zu wenig genützt worden. Freylich gesteht er selbst, (Prolegom. p. 57. sq.) daß gewisse Schwierigkeiten, und auch die Eilfertigkeit des in seiner Abwesenheit vollzogenen Abdrucks, manche Fehler unvermeidlich gemacht haben. Ich besitze von dieser Ausgabe dasjenige Exemplar, welches Claud. Salmasius vom Gothofredus geschenkt bekommen, und am Rande, hauptsächlich über die drey ersten Bücher, mit kurzen Anmerkungen versehen hat. Diese sind zwar, wegen der durchgeschlagenen Dinte, großentheils unleserlich geworden; doch sieht man, daß Salmasius bald nur die ihm auffallenden dunkeln Stellen ausgezeichnet, bald die Uebersetzung, oder den Text selbst berichtiget habe. Unter seinen Verbesserungen von der letztern Gattung, sind einige Lesearten, die nachmals Valesius aus den Handschriften, deren er sich bediente, in seine Ausgabe eingerückt hat; wie, zum Beyspiel, im Anfange des zweyten Buchs (p. 8.) wo Salmasius sehr treffend an Statt εὐσέβειαν, ἀσέβειαν beygeschrieben hat. Die Ausgabe des Valesius, die im Jahr 1673. zu Paris in Folio erschien, hat also überhaupt einen weit genauern Text, eine bessere von ihm verfertigte Uebersetzung, und in den Anmerkungen vieles, wodurch Philostorgius

von

von neuem aufgeklärt, auch die Fehltritte seiner Vorgänger entdeckt werden. Doch hat er einigemal den Gothofredus zu hart behandelt, dessen Arbeit an diesem Geschichtschreiber ihren Werth noch nicht verloren hat. Man kann sonst auch den Fabricius (Biblioth. Graec. Vol. VI. p. 114. sq.) unter diejenigen rechnen, welche in der Kürze vom Philostorgius brauchbar geschrieben haben. J. n. C. G. 363 bis 430.

Fernere Unterdrückung des Heydenthums im Römischen Reiche.

Gelehrte und Schriftsteller hatten also die Christen dieser Zeit in einer beträchtlichen Anzahl. Allein wie sehr sie sich beynahe insgesammt auf die kirchlichtheologische Seite gewandt, fast jede Kunst und Wissenschaft eben dahin gedreht haben, das zeigt nicht nur die bisherige Beschreibung derselben; man wird es auch in der Folge aus der überwiegend großen Menge der eigentlich theologischen Schriftsteller, die vor allen andern Ruhm und Ansehen behaupteten, erkennen. Da nun außerdem noch die Wissenschaften und Künste unter den Christen, durch eine abergläubische und knechtische Denkungsart auszuarten anfiengen: so scheint es nicht, daß der Verfall des Heydenthums im Römischen Reiche, der Gelehrsamkeit im Ganzen genommen, zuträglich gewesen sey. Gleichwohl arbeitete man zu dieser Zeit mehr als jemals daran, diese Religion mit ihren Verehrern gänzlich zu stürzen. Der Eifer für das Christenthum, in dem

J. n. C. G. 363 bis 430.

sich jedermann hervorthun wollte, fand keine leichtern Merkmale, sich zu äußern, als diese gehässige Angriffe auf den Dienst der Götter.

Beym Anfange dieses Zeitalters, befand sich das Heydenthum unter den Römischen Unterthanen, seit der hitzigen Unterstützung des eben getödteten Julianus, in einer Verfassung, welche alles für dasselbe hoffen ließ. Plötzlich aber wurde es durch die Erhebung des Jovianus auf den Thron, in die Gefahr gesetzt, alle kaum erworbene Vortheile wieder zu verlieren. Würklich erzählt Socrates, (Hist. Eccles. L. III. c. 24.) daß gleich darauf alle heydnische Tempel verschlossen worden wären; die Götzenpriester hätten sich an verschiedenen Orten versteckt, und die Philosophen, um nicht kenntlich zu seyn, hätten ihren eigenthümlichen Mantel abgelegt; auch habe damals die öffentliche Befleckung durch das Blut der Schlachtopfer, die unter dem Julianus nur zu häuffig geübt worden wäre, (er meint vielleicht die Opfer Taurobolium und Kriobolium,) aufgehört. Libanius redet noch von härtern Begegnungen, (Orat. parental. in Julianum, in Fabricii Biblioth. Graec. Vol. VII. p. 369. sq.) Einige Tempel, sagt er, wären nach Julians Tode zerstört worden; andere stünden halb ausgebauet den unreinen Christen zur Verspottung da; die heydnischen Priester würden vor ungerechte Gerichte gezogen; was den Christen verbrannt worden wäre, müsse bezahlt werden, und wer dieses nicht thun könne, werde ins Gefängniß geworfen; die Philosophen würden gemartert; man rechne ihnen die Geschenke, welche sie von dem vorigen Kaiser empfangen, als einen Diebstahl an; die Lehrer der Beredsamkeit würden von der Obrigkeit verächtlich abgewiesen, und alles sey voll von gewaltsamen Verkaufungen, und elend gewordenen Leuten.

ten. Allein es scheint, daß dieses entweder in spätern Jahren geschrieben worden sey; oder sich nur auf einige Gegenden schicke, wo die Heyden vorher Ausschweifungen gegen die Christen begangen hatten. Denn Themistius rühmt den Jovianus, (Orat. XII. p. 277. ed. Petav. et apud Socrat. l. c. c. 25.) daß er allen seinen Unterthanen eine vollkommene Religionsfreyheit ertheilt habe. Die Heyden mögen also, ohne seinen Befehl, hin und wieder von den erbitterten Christen etwas gelitten haben, als diese sich, über den Todt ihres Feindes, einer ungestümen Freude überließen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Valentinianus, der bereits im Jahr 364. Kaiser wurde, und sein Bruder Valens, den er zum Regierungsgenossen annahm, bezeigten sich beyde überhaupt sehr glimpflich gegen die Heyden. Es kann seyn, daß die Gewaltthätigkeiten, welche Christen und Heyden bisher wechselsweise gegen einander im Nahmen ihrer Religion begangen hatten, die keiner Parthey zur Ehre, und dem Staate zum Nachtheil gereichten, einigen Eindruck auf das Gemüthe dieser Kaiser gemacht haben; zumal da die Heyden noch so zahlreich und mächtig waren. Sie liebten auch beyde die öffentliche Zierde der Städte, welche ihnen durch die häuffigen Bildsäulen zu Theil wurde, wie man aus einer ihrer Aufschriften beym Reinesius (Syntagm. Inscript. Class. II. num. 16.) sieht. Obgleich also die christliche Religion völlig wieder die Oberhand hatte; so gab doch Valentinianus, bald nach dem Antritte seiner Regierung, Gesetze, durch welche jedermann erlaubt wurde, diejenige Religion zu üben, die er von seiner Jugend an gefaßt hatte, (unicuique quod animo imbibisset, colendi libera facultas, wie seine eigenen Worte lauteten, L. IX. C. Theod. tit. 16.

F. n. C. G. 363 bis 430.

de Malefic. et Mathemat. l. 9.) und wollte niemanden zum christlichen Glauben gezwungen wissen. (Ammian. Marcell. Hist. L. XXX. c. 9.) Er erklärte sich auch besonders im Jahr 371. daß er die Wahrsagerkünste, weil sie nicht unter die Zaubereyen (maleficia) gehörten, nicht verboten haben wollte, wenn sie nur auf eine unschädliche Art getrieben würden; (C. Th. l. c.) ohngefähr wie sie auch ehemals der ältere **Constantinus** erlaubt hatte. (Chr. Kirchengesch. Th. V. S. 104.) Den Altar der Siegsgöttinn in der Römischen Curia, den **Constantius** weggeschafft, und **Julianus** wieder hergestellt hatte, ließ **Valentinianus** gleichfals stehen. (Symmach. L. X. epist. 54.) Er ertheilte außerdem in dem vorhergedachten Jahre, den heydnischen Priestern gewisse Rechte und Vorzüge. (L. XII. C. Th. t. 1. de Decurionib. l. 75.) Wenn sie nemlich Stuffenweise, und nicht durch unerlaubte Mittel, zu ihrem Amte gelangt wären, auch dasselbe mit allgemeinem Beyfall geführt hätten: so sollten sie nicht allein von allen bürgerlichen Bedienungen, und gleich andern angesehenen Personen, von körperlichen Beschimpfungen und Martern frey seyn; sondern auch den Rang eines Ex-Comes genießen. Doch **Constantinus** selbst hatte noch im Jahr 335. den heydnischen Priestern in Africa ihre Freyheiten bestätiget. (C. Th. l. c. l. 21.) Auf der andern Seite erwies auch **Valens** in seinem Gebiete, gegen das Heydenthum viele Nachsicht. Die Christen wurden insonderheit darüber erbittert, daß während der Zeit, wie **Theodoretus** (H. Eccl. L. IV. c. 24. L. V. c. 21.) erzählt, da er die Catholischen verfolgte, überall Weyhrauch auf den Altären brannte, Opferausgießungen und Schlachtopfer selbst, den Göttern dargebracht, und auf öffentlichen Plätzen Opfermahlzeiten von den Heyden angestellt wurden. Die Priester des Bac-

chus

chus unter andern, feyerten das Fest desselben mit aller Freyheit, und liefen, wie es dabey gewöhnlich war, mit Ziegenfellen bedeckt, herum, zerrissen Hunde, und überließen sich ganz der Wuth, mit welcher sie von ihrem Gotte begeistert zu werden glaubten. Eben so ungehindert wurden die Diasia des Jupiters, und die Orgia der Ceres begangen. Auch Libanius rühmt diesen Kaiser, (Orat. pro templis, p. 487. in Gothofredi Operib. Juridicis minorib. Lugd. Bat. 1733. fol.) daß er die heydnischen Tempel nicht nur im feindlichen Lande verschont; sondern auch in seinem Reiche mit eigener Gefahr beschützt habe. S. n. T. G. 363 bis 430.

Beyde Brüder verordneten zwar einiges zur Einschränkung des Heydenthums; sie thaten aber doch demselben keinen entscheidenden Abbruch. So verboten sie im Jahr 365. in einem an den Statthalter von Rom, Symmachus, gerichteten Gesetze, (C. Th. L. XVI. t. 1. de Fide cathol. l. 1.) daß sich keine obrigkeitliche Person, bey Verlust ihrer Güter, und selbst ihres Lebens, unterstehen sollte, zur Bewachung der heydnischen Tempel Christen zu bestellen. Man merkt hieraus, daß die Christen zu dieser Zeit, eben so wie unter den frühern christlichen Regierungen, und nunmehr nach Julians Tode, mit verdoppelter Rachbegierde, die Tempel mögen angefallen haben, um sie, auch ohne ausdrücklichen Befehl, zu zerstören. Die Obrigkeit gab daher, auf Verlangen der Heyden, Wachen her, welche diese Gewalt abtreiben könnten: und dieses untersagten die beyden Kaiser nicht. Nur hielten sie es vor äußerst unanständig, daß diese Soldaten, die gleichsam Diener der heydnischen Religion vorstellten, aus Christen bestünden. Noch wichtiger war es, daß Valentinianus und Valens in einem

n. C. G. 363 bis 430.

Gesetze vom Jahr 364. alle nächtliche Opfer, und andere heydnische Religionsgebräuche, die zu einer solchen Zeit beobachtet wurden, wie das Hervorrufen der Verstorbenen, und dergleichen mehr, bey starker Strafe verboten. (C. Th. L. IX. t. 16. de Malefic. et Mathematt. l. 7.) Sie ließen es geschehen, daß dieselben bey Tage geübt wurden. Aber **Julianus** hatte den geheimen nächtlichen Götzendienst in seinem ganzen Umfange so sehr wieder in Aufnahme gebracht, daß es nothwendig zu seyn schien, ihm Einhalt zu thun, weil solche Zusammenkünfte gefährlicher und übler berüchtigt waren, als andere. Unterdessen wurde doch die Gültigkeit dieses Gesetzes, nach dem **Zosimus**, (Hist. L. IV. c. 3.) in Griechenland gehemmt. Denn der dortige Proconsul oder Statthalter **Prätextatus** stellte dem Kaiser vor, daß man den Griechen ihr Leben ungemein traurig machen würde, wenn ihnen ihre geheiligten Religionsgeheimnisse entrissen werden sollten. **Valentinianus** erlaubte sie ihnen also noch ferner; nur mit der Bedingung, daß sie völlig nach ihrer ersten Einrichtung gefeyert werden sollten. Aus dem angeführten Gesetze ist übrigens auch die Stelle des **Libanius** (Orat. pro templis, p. 474.) zu erklären, wo er überhaupt versichert, die Opfer wären von den beyden Kaisern verboten worden. Sie verordneten überdieß, gleichfals im Jahr 364. (L. X. C. Th. t. 1. de iure fisci, l. 8.) daß gewisse liegende Gründe, die ehemals als ein Eigenthum der heydnischen Tempel, von den christlichen Kaisern verkauft oder verschenkt, vom **Julianus** aber den Tempeln wiedergegeben worden waren, zur kaiserlichen Kammer geschlagen werden sollten. Um das Jahr 370. oder 373. verbot **Valens** alle Ausübung der Sterndeuterey, und anderer Wahrsagerkünste; (Mathematicorum tractatus) so, daß er nicht nur diejenigen welche sie trieben, sondern

dern auch solche die sich bey ihnen befragten, mit der Lebensstrafe drohte. (C. Th. L. IX. t. 16. de Malef. et Mathemat. l. 8.) Die Verfolgung, welche eben dieser Kaiser über die heydnischen Philosophen verhängte, wie man bereits oben (S. 31. fg.) gelesen hat, war beynahe der empfindlichste Streich, den er dem äußerlichen Wohlstande ihre Religon versetzte. Aber es war nicht sowohl diese Religion, als eine Verschwörung von Heyden, welche ihn dazu veranlaßte. J. n. C. G. 363 bis 430.

Viele Jahre also nach dem Tode **Julians**, war der Zustand des Heydenthums im Römischen Reiche, ganz erträglich. Als aber **Valentinianus** im Jahr 375. und **Valens** im Jahr 378. aus der Welt gegangen waren, fielen nach und nach desto größere Veränderungen darinne vor. **Gratianus**, der seinem Vater **Valentinianus** in der Regierung folgte, war der letzte christliche Kaiser, der sich des Ehrennahmens **Pontifex Maximus** bediente, von dessen Gebrauche seit dem ältern **Constantinus** an einem andern Orte (Christl. Kirchengesch. Th. V. S. 145. fg.) gehandelt worden ist. Auch **Valentinianus** und **Valens** hatten denselben geführt, wie **Bose** (Exerc. de Pontific. Max. Imperatt. Romanor. p. 388. sq. in Opusc. Jenae 1723. 8.) aus noch vorhandenen Inschriften bewiesen hat. Eben solche Denkmäler, welche dieser Schriftsteller (p. 390. sq.) beybringt, und die ausdrückliche Benennung beym **Ausonius**, (Gratiar. Act. ad Gratianum, c. 10. 12.) lassen nicht daran zweifeln, daß **Gratianus** den Nahmen der gedachten heydnischen Würde gleichfals angenommen habe. Damit streitet die Nachricht des **Zosimus** (Hist. L. IV. c. 36.) im Grunde nicht. Er erzählt, daß, als die heydnischen Oberpriester, wie es bey dem Antritte der Regierung eines Kaisers gewöhnlich war, dem **Gratianus**

J. n. C. G. 363 bis 430.

nus das Kleid eines Pontifex Maximus gebracht hätten, er dasselbe mit Abscheu zurück gewiesen habe, weil er geglaubt hätte, es schicke sich für einen Christen nicht, dasselbe zu tragen. Darauf hätte der vornehmste der Priester, als es ihnen wieder eingehändigt worden, gesagt: „Wenn der Kaiser nicht Pontifex heissen will, so wird bald Maximus Pontifex werden," (das heißt, Maximus, der sich empörte, und den Tod des Gratianus verursachte, wird Kaiser und auch Pontifex werden.) Es ist glaublich, daß diese vermeinte Vorhersagung erst nach der Zeit, da Maximus die eben genannte Staatsveränderung schon bewürkt hatte, erdichtet worden sey. Aber es hindert zugleich nichts, vorauszusetzen, daß Gratianus zwar den Titel eines Pontifex Maximus, aber nicht die Kleidung desselben, habe annehmen wollen; oder daß überhaupt diese Begebenheit sich in den spätern Jahren seines Lebens zugetragen habe. Ihre Glaubwürdigkeit ist von Bosen (l. c. p. 395. sq.) gegen die Einwendungen des Jac. Gothofredus, (de interdicta christianorum cum gentilibus communione, deque Pontificatu maximo, num Christiani Imperatt. eum aliquando gesserint? in Operib. iuridic. minorib. p. 557. sq.) der auch bey den vorhergehenden Kaisern die Annehmung dieser Würde schlechterdings geleugnet hatte, hinlänglich gerettet worden. Gratianus nahm auch den Vestalinnen, wie Symmachus klagt, (L. X. ep. 61.) ihre bisherigen Vorrechte und Einkünfte; er ließ, welches bereits oben (S. 56.) gemeldet worden ist, den Altar der Victoria zu Rom wieder abtragen; auch verordnete er, wie solches in einem Gesetze des Honorius und des jüngern Theodosius angeführt wird, (C. Th. L. XVI. t. 10. de Paganis, Sacrific. et Templis, l. 20.) daß viele dem Götzendienste geweihte Oerter zu den kaiserlichen Kammer-

mereinkünften gezogen werden sollten. Endlich gab er im Jahr 381. gemeinschaftlich mit seinem Bruder Valentinianus, und mit dem Theodosius, ein Gesetz, (C. Th. l. c. l. 7.) Kraft dessen, bey Strafe der Landesverweisung, untersagt wurde, verbotenen Opfern, entweder bey Tage oder bey Nacht, in den Tempeln mit der Absicht beyzuwohnen, um die Götter über den künftigen Zustand des Reichs zu befragen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Weit schärfer aber wurde das Heydenthum vom Theodosius angegriffen, der schon seit dem J. 379. Kaiser war, und noch mächtiger nach dem Tode des Gratianus im Jahr 383. ward; ob er gleich auch noch bis zum Jahr 392. den jüngern Valentinianus zum Reichsgenossen hatte. In den erstern Jahren seiner Regierung duldete er noch manches vom Götzendienste; die Tempel standen offen, und man durfte noch Weyhrauch daselbst räuchern; wie Libanius (Orat. pro templis. p. 474.) rühmt. Außer dem vorher angeführten Gesetze, welches er in Gemeinschaft mit den beyden andern Kaisern gab, findet man eines vom Jahr 382. (C. Th. l. c. l. 8.) dieses Inhalts, daß ein gewisser berühmter Tempel in der Landschaft Osdroena, in welchem viele kunstreiche Bildsäulen der Götter wären, nicht verschlossen werden sollte, wenn solches gleich durch einen erschlichenen Befehl angeordnet worden wäre; er sollte vielmehr zu den öffentlichen Versammlungen und Feyerlichkeiten der Stadt dienen; nur alles Opfern ausgeschlossen. Im Jahr 385. verbot er solche Opfer, bey welchen aus der Leber und den Eingeweiden des geschlachteten Thieres, Wahrsagungen von gegenwärtigen oder künftigen Angelegenheiten angestellt würden. (C. Th. l. c. l. 9.) C. Just. L. I. t. 11. de Pagan. Sacrif. et Templ. l. 2.) Diese Bestimmung macht es wahrscheinlich, daß damals

J. n. C. G. 363 bis 430.

mals entweder nicht alle Opfer verboten gewesen sind; oder daß über dem allgemeinen Verbote nicht sehr strenge gehalten worden sey. Aber im Jahr 391. befohl Theodosius nebst dem jüngern Valentinianus, und eigentlich der letztere, (C. Th. l. c. l. 10.) daß zu Rom und in ganz Italien, keine Opfer mehr geschlachtet, keine Tempel besucht, keine Bildsäulen angebetet werden sollten. Wenn ein Proconsul oder Vicarius irgendwo sich in einen Tempel zur Anbetung begeben würde: so sollte er um funfzehn Pfund Goldes bestraft werden; und seine Unterbedienten um eben so viel, wenn sie sich ihm hierinne nicht widersetzten, und ihren Widerstand nicht sogleich öffentlich bekannt machten. Ein Consularis sollte in diesem Falle sechs Pfund Goldes Strafe zahlen; ein Corrector aber oder Präses nur vier, und ihre Unterbedienten in gleichem Verhältniße. Ein gleicher Befehl des Theodosius ergieng in eben demselben Jahre nach Aegypten. (l. c. l. 11.) Darauf erfolgte endlich im Jahr 392. das allgemeine Verbot des gesammten Götzendienstes, das Theodosius, zugleich mit seinem Sohne Arcadius, ergehen ließ. (l. c. l. 12.) Vermöge desselben sollte kein Mensch im ganzen Reiche sich unterstehen, den Götzenbildern zu Ehren Opfer zu schlachten; oder auch nur insgeheim seine Hausgötter auf irgend eine Art zu verehren. Würde jemand Thiere zu einem Opfer schlachten; oder auch die Eingeweide derselben beschauen: so sollte er des Hochverraths schuldig seyn, und von jedermann deswegen angeklagt werden können; wenn er gleich dabey nicht über oder wider die Wohlfahrt des Kaisers Nachforschungen angestellt hätte. Jeder der in seinem Hause abgöttische Cärimonien begangen hätte, sollte dasselbe verlieren. Es werden auch starke Geldstrafen auf diejenigen gesetzt, die es in fremden Häu-

sern,

sern, oder in Tempeln thun würden, ingleichen auf die Obrigkeiten, welche die Uebertretung dieses Gesetzes zu ahnden versäumten. F. n. C. G. 363 bis 430.

Keines von diesen spätern Gesetzen des **Theodosius** verordnete, daß die heydnischen Tempel zerstört werden sollten. Gleichwohl geschah dieses noch in den frühern Jahren seiner Regierung, mit einer Freyheit und Hitze, die selbst zu des ältern **Constantins** Zeiten nicht so weit gegangen waren. Die bekannten Gesinnungen des Kaisers gegen das Heydenthum, machten den Christen Muth: und die Gewaltthätigkeiten ihres Eifers wurden nicht bestraft; die Lehrer der Christen munterten sie dazu auf, und wurden ihre Anführer bey dem Angriffe auf die Tempel; zuletzt billigte der Kaiser alles, gebot darinne fortzufahren, und unterstützte es durch seine Macht. Das ist kurz die Geschichte dieser unrühmlichen Tempelstürmerey, welche von den Heyden dieser Zeit, wie vom **Eunapius**, (in Aedesio, p. 63.) mit der Unternehmung der Riesen, die den Himmel stürmten, spöttisch verglichen wird. Insonderheit waren es die Mönche, welche uneingedenk ihrer Bestimmung, mit Holz, Steinen, und eisernen Werkzeugen bewaffnet, in großer Anzahl auf die Tempel losfielen, sie niederrissen und anzündeten; wobey ohne Zweifel der christliche Pöbel mit ihnen sehr geschäftig war. Die heydnischen Priester durften keinen Widerstand thun, wenn sie ihr Leben nicht einer offenbaren Gefahr aussetzen wollten. So giengen diese Mönchshauffen von einem Tempel zum andern: zwar auch in den Städten; aber vornemlich auf dem Lande. **Libanius**, der diese Beschreibung macht, (Orat. pro templis, p. 474. sq.) setzt hinzu, daß die Mönche, welche solchergestalt das flache Land überschwemmten, vielen Personen ihren gesamm-

J. n. C. G. 363 bis 430.

gesammleten Vorrath, oder auch ihre Ländereyen selbst, unter dem Vorwande raubten, daß diese den Tempeln geweiht wären. Führten die Unglücklichen darüber Klage bey dem Bischof der nächsten Stadt: so wurden sie als Leute abgewiesen, die es sich noch zum Gewinn anrechnen müßten, nicht mehr verloren zu haben; und die Mönche hingegen würden gelobt. Zosimus versichert ebenfals, (Hist. L. IV. c. 33.) daß unter der Regierung des Theodosius, noch beym Leben des Gratianus, die Tempel in Städten und auf dem Lande durchgängig viel gelitten hätten. Ob sich aber auch eine andere Stelle dieses Geschichtschreibers, (Hist. L. V. c. 23.) wie Gothofredus, glaubt, darauf beziehe, nach welcher die Mönche einen großen Theil von Ländereyen an sich gezogen hätten, läßt sich nicht völlig bestimmen.

Wenn gleich die christlichen Schriftsteller nicht gerade diese Umstände von der Zernichtung der Tempel anführen; so ist es doch genug, daß sie von andern gewaltsamen Anstalten dieser Art, von Händeln, Empörungen, Gefechten und Mordthaten, Nachricht geben, welche bey dieser Gelegenheit vorgefallen sind. Cynegius, Oberstatthalter (Praefectus praetorio) der Morgenländer, an den das obengedachte Gesetz vom Jahr 385. wider die Opfer gerichtet war, wurde auch vom Theodosius nach Aegypten, und in andere Länder seiner Statthalterschaft geschickt, um die Tempel überall zuzuschließen, und den Götzendienst aufzuheben. (Zosim. Hist. IV. c. 37.) Er kam unter andern auch nach Apamea in Syrien, mit zween Obersten und einem Hauffen Soldaten. Hier versuchte er, nach dem Theodoretus, (Hist. Eccl.. L. V. c. 22.) einen sehr ansehnlichen Tempel des Jupiter zu zerstören; allein dieser, der aus den größten, sehr wohl

zusam-

zusammengefügten, und noch mit Eisen und Bley verbundenen Steinen erbauet war, widerstand allen Anfällen. Marcellus, der dortige Bischof, ersuchte den Cynegius, sein Werk in andern Städten mittlerweile fortzusetzen, und bat darauf Gott, ihm ein Mittel anzuzeigen, wie dieser furchtbare Tempel niedergerissen werden könnte. Am folgenden Tage kam ein Tagelöhner zu ihm, der sich erbot, solches zu thun, und in dieser Absicht rund um die Säulen, welche den Tempel umgaben, und so hoch als diese selbst waren, Löcher graben ließ, die Säulen mit Holze unterstützte, und dieses anzündete. Aber ein schwarzer Dämon erschien, und trieb die Flamme von dem Holze ab. Nun befohl der Bischof, ein Gefäß voll Wassers in die Kirche zu bringen, setzte es unter den Altar, warf sich auf die Erde nieder, und bat Gott, daß er seine Gewalt, und die Ohnmacht des Teufels an den Tag bringen möchte. Nachdem er das Wasser mit dem Kreuze bezeichnet hatte, mußte ein beherzter Diaconus den gedachten Ort damit besprengen. Sogleich brannte das Holz auf das schnellste ab; die unterstützten drey Säulen stürzten ein, und rissen zwölf andere, wie auch einen Theil des Tempels, mit sich nieder. Dieser Bischof vernichtete noch andere Tempel in der Nachbarschaft; erduldete aber endlich den Märtyrertodt. Sozomenus erzählt die Geschichte davon umständlicher. (H. E. L. VII. c. 15.) Die Einwohner von Apamea, schreibt er, bedienten sich oft, zur Beschützung ihrer Tempel, der Galiläer, und der Landleute am Libanus. Marcellus, welcher einsah, daß sie nicht anders, als mit dem Umsturze ihrer Tempel, von ihrem alten Aberglauben ablassen würden, richtete dieselben in der Stadt und auf dem Lande zu Grunde. Um einen der größten in dem Gebiete von Apamea zu zerstören, hatte er Soldaten und Fechter, (vielleicht

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

nach einer alten Leseart, Mönche,) mit sich genommen. Als aber diese damit beschäftigt waren, die Heyden, welche den Tempel zu retten suchten, zurückzutreiben, und er in einiger Entfernung stehen blieb, überfielen ihn die Heyden, und brachten ihn ums Leben. Nachher erfuhr man, wer seine Mörder gewesen wären: seine Söhne wollten daher seinen Todt rächen; aber eine Kirchenversammlung der Provinz, (und das ist gewissermaaßen der lehrreichste Theil der ganzen Erzählung,) verbot es ihnen, weil es unbillig wäre, einen solchen Todt zu rächen, für welchen man vielmehr Gott danken müsse, daß er diesen Mann gewürdigt habe, für Gott zu sterben. Eben dieser Schriftsteller bemerkt noch, daß in Arabien die heydnischen Einwohner von Petrăa und Areopolis, in Palästina die von Raphia und Gaza, und in Phönizien die von Heliopolis, für ihre Tempel eifrig gefochten hätten.

In Aegypten entstanden besonders aus diesem Tempelkriege blutige Unruhen. Der Bischof von Alexandrien, **Theophilus**, dem der Kaiser einen Tempel des **Bacchus** geschenkt hatte, verwandelte denselben in eine christliche Kirche. Damit er nun den Götzendienst verspotten möchte, ließ er die aus den geheimsten Oertern des Tempels hervorgezogenen lächerlichen oder unzüchtigen Abbildungen öffentlich zum Schauspiel ausstellen. Von dieser Erzählung des **Sozomenus** (l. c.) geht **Socrates** (L. V. c. 16.) darinne ab, daß er meldet, der Kaiser habe überhaupt befohlen, daß die heydnischen Tempel zu Alexandrien durch die Veranstaltung des **Theophilus** zerstört werden sollten; dieser habe daher die dem **Mithras** geweihte Höhle (Μιθρεῖον) reinigen, und den Tempel des **Serapis** niederreissen, auch die in beyden Oertern gefundenen schändlichen Denkmäler des Götzendien-

dienstes öffentlich zur Schau herumtragen lassen. Auf- J. n. C. G. 363 bis 430.
serdem gedenkt auch Theodoretus (H. Eccl. L. V. c. 22.) der damals jedermann entdeckten Betrügereyen, welche die Priester bisher mit den ausgehölten Bildsäulen der Götter, durch welche sie dem Volke göttliche Befehle ertheilten, begangen hätten. Genug, die Heyden, vornemlich auch ihre Philosophen und Redner, wurden durch diese Beschimpfung so sehr erbittert, daß sie sich zusammen rotteten, die Christen anfielen, und nicht wenige derselben umbrachten oder verwundeten; obgleich auch einige von ihnen dabey das Leben verloren. Sie zogen sich hierauf in den Tempel des Serapis, der damals wohl der herrlichste und weitläuftigste Tempel in der Welt seyn mochte; thaten aus demselben Ausfälle auf die Christen, und nöthigten diejenigen, welche sie in ihre Gewalt bekamen, durch Martern zum Opfern; oder brachten sie ums Leben, wenn sie sich dessen weigerten. Vergebens bemühten sich die obersten Römischen Befehlshaber, diese Unruhen zu stillen; die Heyden im Serapium stärkten sich durch das Bewußtseyn dessen, was sie bereits verübt hatten, in ihrer Beharrlichkeit, und der mit ihnen eingeschlossene Philosoph Olympius sprach ihnen noch mehr Muth zu. Er ermahnte sie, für ihre väterliche Religion, wenn es nöthig wäre, zu sterben; die Zernichtung der Bilder ihrer Gottheiten dürfte sie nicht niederschlagen, weil dieselben aus einer vergänglichen Materie bestanden hätten; aber die Götter, deren Wohnung sie gewesen, wären in den Himmel zurück gekehrt.

Theodosius, an den man dieses alles berichtet hatte, erklärte zwar in der Verordnung, die er deswegen nach Alexandrien sandte, diejenigen Christen vor glückselig, welche bey dieser Gelegenheit Märtyrer für

J. n. C. G. 363 bis 430.

ihre Religion geworden wären; er ließ jedoch ihren heydnischen Mördern Gnade wiederfahren, damit sie, zur Dankbarkeit gereizt, desto leichter das Christenthum annehmen möchten. Zugleich befohl er, daß alle Tempel zu Alexandrien, weil sie den Aufruhr veranlaßt hätten, zerstört werden sollten. Der Bischof **Theophilus** übernahm die Ausführung davon, indem ihm die Befehlshaber mit Soldaten beystanden. Zuerst gieng er auf die ungeheuer große Bildsäule des **Serapis** loß, von welcher die Heyden ausgesprengt hatten, daß, wenn sich ihr jemand nähern sollte, sogleich ein Erdbeben entstehen, und alle Anwesende dadurch umkommen würden. Als er daher den ersten Hieb mit einer Axt darauf thun ließ, erhoben Heyden und Christen ein gewaltiges Geschrey; man fuhr aber fort, in das Götzenbild einzuhauen, und es mit Stricken vollends niederzureissen, worauf es ganz verbrannt wurde, nachdem aus dem Kopfe desselben eine Schaar von Mäusen herausgesprungen war. Der Tempel selbst wurde gänzlich geschleift; die übrigen Tempel zu Alexandrien hatten ein gleiches Schicksal: und aus ihren ehernen Bildsäulen, die der Kaiser der dasigen christlichen Gemeine geschenkt hatte, wurden allerhand Gefäße gegossen. Diese berühmte Begebenheit, ein Hauptstoß für das Heydenthum, ereignete sich im Jahr 391. Ein gelehrter Christ, der damals lebte, **Sophronius**, hatte sie in einer eigenen Schrift beschrieben, deren **Hieronymus** (de viris illustr. c. 134.) Meldung thut. Zu den angeführten griechischen Schriftstellern aber muß man noch den **Rufinus** (Hist. Eccl. L. II. c. 22. sq. 27. sq.) hinzufügen, dessen Nachrichten die ausführlichsten und umständlichsten sind; sollten sie gleich nicht durchgehends die sichersten seyn. Er und die übrigen vergessen auch hierbey nicht, wie bey dem Tempelsturm in und um

Apa-

Apamea, wundervolle Umstände beyzubringen; als wenn die Uebermacht der Christen nicht alles ohnedem begreiflich machte. So lassen sie den Olympius nur darum heimlich aus dem Serapeum wegflüchten, weil er darinne mitten in der Nacht, da sich niemand in dem verschlossenen Tempel befand, einen Psalm, der mit Halleluja anfängt, singen gehört, und wohl gemerkt hatte, was dieses bedeute. Man wollte auch auf verschiedenen Steinen in dem Tempel hieroglyphische Zeichen gefunden haben, welche eine Aehnlichkeit mit dem Kreuze hatten: und nach der Erklärung einiger bekehrten Heyden, sollten sie das Zeichen des Lebens andeuten, bey dessen Erscheinung, wie es eine alte Sage mit sich brachte, die Tempel untergehen würden. Die Erfüllung dieser Vorhersagung soll viele Heyden, besonders Priester und andere Götzendiener, denen sie am bekanntesten war, bewogen haben, die christliche Religion anzunehmen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Oftmals wurden auf dem Grunde der umgestürzten Tempel christliche Kirchen erbauet; aber der Tausch war nicht immer so glücklich, als er hätte werden können, wenn man nicht an die Stelle des heydnischen Aberglaubens, christlichen, selbst den Heyden anstößigen, gesetzt hätte. Zu Canopus, einer aegyptischen Stadt, wurde ein anderer berühmter Tempel des Serapis, in welchem Zaubereyen und viele andere Ausschweifungen begangen worden seyn sollten, der Erde gleich gemacht; an dessen Statt aber Kirchen errichtet, in welchen man Gebeine der Märtyrer aufbewahrte, und sich bey denselben zum Gebete niederwarf. (Rufin. Hist. Eccl. L. II. c. 26. Eunap. Exc. Legatt. c. 4.) Eunapius spottet darüber, als über eine Einführung christlicher Götter. Wenn man gleich dieses mit Recht eine Verleumdung genannt hat; so konnte

J. n. C. G. 363 bis 430.

doch ein Heyde, der den Abscheu der Christen gegen die Abgötterey kannte, und sie gleichwohl Knochen verstorbener Menschen in ihre Kirchen versetzen, auch daneben Merkmale einer gottesdienstlichen Verehrung äußern sah, kaum anders urtheilen, als daß dieses Götter von einer den ihrigen sehr unähnlichen Gattung seyn müßten. Eben dieser Schriftsteller macht auch die Anmerkung, daß Theophilus und andere angesehene Christen, bey der Zerstörung der Tempel sich zwar nicht mit Blut befleckt, aber wohl mit Gold beladen, und durch den Raub der Bildsäulen bereichert hätten. Es ist zwar nicht mehr möglich, über die Wahrheit dieser Beschuldigung aus dem Munde eines Feindes zu entscheiden; aber daß Theophilus, bey allem Eifer wider das Heydenthum, doch unter den Christen selbst den Ruf eines unruhigen und hitzig verfolgenden Geistes hinterlassen habe, wird man aus der fernern Geschichte sehen. Er ließ, dieses einzige meldet Socrates noch von ihm, (H. E. L. V. c. 16.) von allen Bildsäulen der Götter nur eine einzige öffentlich stehen, damit wenigstens die Erhaltung derselben die Heyden hindern möchte, es jemals zu leugnen, daß sie solche Götter angebetet hätten. Eine natürliche Empfindung machte es überhaupt, daß die Heyden diesen ihren Verlust auch als für das allgemeine Beste nachtheilig vorstellten. Nachdem der Tempel des Serapis zu Alexandrien, in welchem sonst der Nilmesser aufbehalten wurde, zu Grunde gerichtet war, kündigten sie sogleich an, der erzürnte Gott werde künftig die Ueberschwemmungen des gedachten Flusses nicht mehr zu dem gehörigen Maaße steigen lassen. Allein diese Weißagung traf nicht ein; obgleich der Nilmesser nunmehr in einer Kirche seinen Platz bekommen hatte. (Rufin. H. E. L. II. c. 30.) Als nachher sich das Austreten des Nils einmal über die gewöhnliche

Zeit

Zeit verzog, beschwerten sich die heynischen Aegyptier darüber, daß es ihnen nicht mehr erlaubt wäre, dem Fluße zu opfern. Der Statthalter, welcher aus ihren Reden eine Empörung befürchtete, meldete solche dem Kaiser; bekam aber zur Antwort, daß der Nil lieber gar nicht fließen möchte, ehe solches durch Verstattung der Opfer bewürkt werden sollte. Bald darauf wurde die Ueberschwemmung des Flusses so ungewöhnlich stark, daß man zu Alexandrien eine Wassersnoth davon besorgte. Dieser Vorfall, sagt Sozomenus, (L. VII. c. 20.) bewog viele Aegyptier, den heydnischen Aberglauben zu verlassen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Mitten unter diesem in den Morgenländern beynahe allgemeinen Umsturz der Tempel, wagte es der berühmte heydnische Gelehrte, Libanius, sich derselben in einer Rede an den Kaiser selbst, anzunehmen. Er stand wegen seiner Beredsamkeit, Wissenschaft und Klugheit, auch an dem Hofe der christlichen Kaiser, in nicht geringem Ansehen. Unterdessen ist es doch nicht völlig ausgemacht, ob er seine Rede für die Tempel würklich vor dem Theodosius gehalten habe? Nicht sowohl wegen der ausnehmenden Freymütigkeit mit welcher er darinne spricht: (denn er bezeigt selbst im Anfange sein Vertrouen zu dem Kaiser, daß er diesen kühnen Schritt gnädig aufnehmen werde,) als vielmehr, weil er auch sonst, gleich andern Sophisten, gewohnt war, Reden an die Fürsten zu richten, die doch nur vor die Ohren seiner Zuhörer kamen. Ohngefähr so waren auch ehemals die christlichen Schutzschriften an die Kaiser aufgesetzt worden; ohne daß sie eben immer von diesen gelesen wurde. Gothofredus, der die Rede des Libanius ans Licht gestellt hat, (Genevae, 1641. 4. et in Opp. Juridic. minorib. p. 470. sq.) macht es in den Anmerkungen

J. n. C. G. 363 bis 430.

zu derselben sehr wahrscheinlich, daß sie im Jahr 390. zu Antiochien geschrieben worden sey. Was Tillemont dagegen eingewandt hat, um sie in das Jahr 384. zu versetzen, (Histoire des Empereurs, Tome V. Partie II. p. 950. sq. à Bruxell. 1710. 12.) erschüttert zwar diese Meinung etwas; stürzt sie aber nicht gänzlich. Gesetzt daß diese Rede nur ein Uebungsstück ihres Verfassers geblieben seyn sollte; so ist sie doch durch die Grundsätze und Vorstellungen, welche darinne ausgeführt werden, sehr merkwürdig.

Libanius sucht zu beweisen, daß es unbillig sey, die Tempel zu zerstören. Sie sind, sagt er, aus Dankbarkeit gegen die Wohlthaten der Götter, zuerst auf dem Lande entstanden, und darauf auch in Städten erbauet worden. Mit Hülfe dieser Götter, denen sie geweiht sind, haben die Römer, und selbst der ältere Constantinus so viele Siege über ihre Feinde erfochten. Nachher befand dieser Kaiser zwar vor dienlich, einen andern Gott anzunehmen; allein, ob er gleich den Tempeln ihre Einkünfte nahm, ließ er sie doch übrigens nebst dem Götterdienste stehen. Seine Nachfolger, und auch Theodosius, den Libanius anredet, haben zwar die Opfer verboten; aber doch der Tempel immer geschont. Jetzt hingegen fährt er fort, würden dieselben von gewissen schwarzgekleideten Leuten, die mehr als Elephanten äßen, und denen man kaum genug Getränke für ihr Singen schicken könnte, die aber ihre Unmäßigkeit durch eine gekünstelte Blässe zu verbergen wüßten, dem kaiserlichen Befehl zuwider, und unter vielen Gewaltthätigkeiten, besonders gegen die Landleute, zernichtet. Da nun dieses ein innerlicher Krieg sey, der zur Zeit des Friedens geführt werde: so dürfe ihn der Kaiser, der dadurch am meisten beleidigt werde, nicht länger verstatten. Zwar

sagten

sagten diese Tempelstürmer, die Heyden opferten noch ferner, den kaiserlichen Gesetzen zuwider; allein dieses sey eine Lüge, für welche sich nicht der geringste Beweis beybringen lasse. Man werfe den Heyden weiter vor, daß sie, wenigstens bey ihren feyerlichen Mahlzeiten, Ochsen schlachten liessen; aber auch dabey würde nur ein Kalb oder Schaaf geschlachtet, und unter Räuchern, Singen und Beten zu den Göttern, welches alles nicht verboten wäre, verzehret. Wenn man außerdem das Niederreißen der Tempel damit vertheidigte, daß dadurch einige Heyden zu Christen gemacht würden: so müsse der Kaiser bedenken, daß diese nur schienen Christen geworden zu seyn; aber es in der That nicht wären, und ihr Gebet entweder an gar keinen Gott, oder an ihre Götter richteten. Die Religion müsse durch Ueberredung, nicht durch Zwang, ausgebreitet werden; dieser Weg würde den Christen durch ihre eigenen Gesetze vorgeschrieben; wozu wüteten sie also gegen die Tempel, wenn sie nicht überreden könnten? Bey einem andern Grunde, dessen sich die Christen bedienten: Es sey der Welt und den Menschen nützlich, daß es keine Tempel mehr gebe, bittet sich Libanius Freyheit aus, die Wahrheit zu sagen. Er behauptet also, die Römer, so wie auch die Griechen, wären beym Dienste der Götter weit glücklicher gewesen, als seitdem sie denselben verlassen hätten. Daher würden auch noch zu Rom die Opfer erlaubt, weil auf denselben die Festigkeit der Regierung beruhe; wie denn überhaupt die Götter, welche zu Rom ihren Sitz hätten, weit mächtiger wären, als die übrigen Schutzgötter des Reichs. Auch zu Alexandrien würden noch immer Opfer dargebracht, weil von der Beobachtung der alten Cärimonien, die Befruchtung des Landes durch den Nil abhänge. Endlich setzt Liba-

T. n. T. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

nius hinzu, die Christen beriefen sich zwar darauf, daß schon Constantinus die Tempel geplündert, und Constantius dieselben zum Theil zerstört habe. Allein der erstere sey eben dadurch unglücklich geworden; und seine Nachkommen hätten sich alle selbst unter einander aufgerieben; wegen der von ihm genannten Stadt aber würde er von vielen andern verwünscht, die durch die Bereicherung derselben arm geworden wären. Sein Sohn hingegen habe in einer beständigen Furcht vor den Persern gelebt; und die Privatpersonen, welche sich der Trümmer von Tempeln bedient hätten, wären auf mancherley Art, auch noch in ihren Nachkommen, dafür bestraft worden. Desto mehr überschüttet der Redner den Wiederhersteller der Tempel Julianus mit Lobsprüchen, und versichert auch hier, er sey durch Verrätherey umgekommen. Er rühmt auch den Valens, als einen Beschützer der Tempel, die den Städten so viele Zierde verschafften, wobey er den Einwurf der Christen, daß es noch andere schöne Gebäude gebe, als die Tempel, durch die Anmerkung widerlegt, daß die Tempel, und die ihnen gehörigen liegenden Gründe, als ein Eigenthum der Kaiser, zu ihrem Nutzen verwandt werden könnten, an Statt daß man ihnen solchen, durch die Zerstörung derselben, entrisse. So sey vor kurzem einer der schönsten Tempel an der Persischen Gränze, (vielleicht zu Edessa, oder zu Carrä,) durch einen solchen Muthwillen zu Grunde gerichtet worden. Das dürfe man freylich dem Kaiser nicht zuschreiben; sondern einem vornehmen Manne, der ihn hintergangen habe, einem grausamen und geldbegierigen Manne, der, da er seiner Gemahlinn gänzlich ergeben sey, auch denjenigen folgen müsse, welche ihre Tugend im Tragen von Trauerkleidern setzten, und Säcke wirkten; (wiederum, wie oben, (S. 232.) eine Beschreibung der Mönche.) Diese

sollte

sollte der Kaiser von seinem Hofe vertreiben, indem sie ihm nur schadeten, und ihn verhaßt machten. Sie strebten nach seinen Reichthümern, verleumdeten die Heyden, wälzten öffentlich die Schuld von der Zerstörung der Tempel auf den Kaiser; vor ihm selbst aber rühmten sie sich derselben. Da nun Theodosius noch durch kein Gesetz befohlen habe, daß alle öffentliche Verehrung der Götter aufhören, und jedermann sich zur christlichen Religion bekennen sollte; da er zwar diese vor besser, jene aber nicht vor gottlos und strafwürdig halte, vielmehr auch Heyden öfters obrigkeitliche Aemter ertheilt, und sie in seine Tischgesellschaft gezogen, ja sogar vor kurzem einen Mann, der in seiner Gegenwart bey den Göttern schwöre, in eine genauere Verbindung mit sich aufgenommen habe: so stellt ihm Libanius vor, wie unerlaubt es sey, daß sich seine Unterthanen erkühnten, an ihren heydnischen Mitunterthanen Gewaltthätigkeiten auszuüben. Wirst du diese Handlungen, so redet er zuletzt den Kaiser an, loben und billigen: so wollen wir sie, aus Gehorsam gegen dich, obgleich nicht ohne Betrübniß, ertragen. Wenn sie aber, ohne deine Erlaubniß, uns ferner angreifen sollten: so wisse, daß die Landleute sich und dem Gesetze selbst helfen werden. J. n. C. G. 363 bis 430.

Ist diese Rede würklich vor dem Kaiser gehalten, oder doch bald unter den Christen bekannt geworden: so konnte es freylich bey ihnen Eindruck machen, daß Libanius ihnen eben die Grundsätze der Verträglichkeit und Sanftmuth in Religionssachen vorhielt, welche sie ehemals selbst gegen die Heyden, während der von ihnen ausgestandenen Verfolgungen, behauptet hatten. Nur fand sich dabey dieser Unterscheid, daß die Christen durch ihre Religion weit mehr zu einer solchen Denkungsart verbunden waren, als die Heyden

den durch die ihrige. Wenigstens aber sieht man
J. n. C. G. nicht, daß die Vorstellungen des heydnischen Redners
363 einige günstige Folgen für das Heydenthum gehabt
bis haben. Vielmehr schreibt sich von den spätern Jah-
430. ren des **Theodosius** der tiefere Verfall dieser Religion in seinem Reiche her. Es schien zwar damals eine neue Hoffnung für die Heyden aufzugehen. **Arbogastes**, der zu ihrer Parthey gehörte, ernannte, nachdem er im Jahr 392. den Kaiser **Valentinianus den Zweyten**, einen für das Christenthum ebenfals eifrigen Fürsten, hatte umbringen lassen, den **Eugenius** zu seinem Nachfolger; behielt aber eigentlich die höchste Gewalt in seinen Händen. Obgleich also der neue Kaiser ein Christ war; so bewilligte er doch den Heyden, auf ihr wiederholtes Ansuchen, die den Tempeln entzogenen Einkünfte in Italien wieder; welche sie sich bereits vom **Valentinianus** vergebens ausgebeten hatten. Er verstattete auch die Wiederherstellung des Altars der Siegsgöttinn zu Rom. Die Heyden schlachteten mit neuem Eifer in dieser Hauptstadt Opfer, suchten in den Eingeweiden der Thiere Vorbedeutungen des Künftigen, und sagten mit vielem Vertrauen dem **Eugenius** den Sieg über den **Theodosius** vorher. Man setzt hinzu, (freylich alles von Seiten der christlichen Schriftsteller, die sämmtlich dem **Theodosius** ergeben waren,) daß **Eugenius** durch diese Wahrsagungen, welche ihm besonders **Flavianus, Präfectus Prätorio**, ein sonst sehr kluger Staatsmann, dem man aber in dergleichen Künsten eine sehr vorzügliche Uebung zuschrieb, bekräftigte, zum Kriege aufgemuntert worden sey; daß in den Gegenden, wo **Theodosius** wider ihn, von Pannonien her, in Italien einzubrechen suchen würde, (Alpes Juliae) goldene, mit gewissen Cärimonien gegen denselben geweihte Bildsäulen des **Jupiter** ge-

setzt

seßt worden, und daß die Hauptfahne seines Kriegsheeres das Bild des Hercules gewesen wäre. (Ambros. Epist. 15. Rufin. Hist. Eccl. L. II. c. 33. August. de Civ. Dei, L. V. c. 26. Sozom. L. VII. c. 22. Theodoret. H. E. L. V. c. 24.) Allein da Eugenius und Arbogastes im Jahr 394. Schlacht und Leben verloren: nahmen die damaligen Hoffnungen der Heyden bald ein Ende. Daß zu dieser Zeit beyde Religionspartheyen in einer großen Erwartung und Besorgniß mögen gestanden haben, läßt sich auch daraus schliessen, weil die Christen so viel von einem außerordentlichen göttlichen Beystande erzählten, durch welchen Theodosius die Schlacht gewonnen haben sollte. Nicht genug, daß sie auf sein Gebet einen Sturmwind zu seinem Besten entstehen ließen, wie oben bereits (S. 12.) gemeldet worden ist; sie ließen ihm auch die Apostel Johannes und Philippus im Traum erscheinen, welche ihn ihrer Hülfe versicherten. (Theodoret. H. E. L. V. c. 24.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Desto mehr blieb nun das Heydenthum zu Rom in dem äußerst entkräfteten Zustande, in welchen es Theodosius während seines Aufenthalts daselbst im Jahr 389. gesetzt hatte. Damals bewog er, nach dem Berichte des Prudentius, (in Symmachum L. I. v. 411. sq. 545. sq.) die vornehmsten Römer, die christliche Religion anzunehmen: und auch der größere Theil der übrigen heydnischen Einwohner folgte ihrem Beyspiele nach. Er bediente sich dazu keiner Gewaltthätigkeiten; vielmehr ertheilte er geschickten und verdienten Heyden noch ansehnliche Bedienungen, wie eben damals der für diese Religion so eifrige Symmachus zu Rom bekleidete. Der Kaiser ließ auch daselbst die auf den öffentlichen Plätzen befindlichen Bildsäulen der Götter, als Werke vortrefflicher

Künst-

F. n. C. G. 363 bis 430. Künstler, zur Zierde der Stadt stehen; aber die Denkmäler dieser Art in den Tempeln giengen nach und nach von selbst zu Grunde, weil sie vernachläßigt wurden. Schon im Jahr 376. hatte Gracchus, damaliger Statthalter von Rom, die dortige Höhle des Mithras zerstört, und viele Götzenbilder zerbrechen oder verbrennen lassen; gleich darauf gieng er selbst zu den Christen über. Nach einigen Jahren schrieb Hieronymus, von dem wir dieses erfahren, (Epist. 7. p. 35. T. I. ed. Francof.) alle Tempel dieser Stadt wären mit Ruß und Spinneweben bedeckt; das Heydenthum (gentilitas) befände sich daselbst, wie in einer Einöde, und die Götter der Nationen wären bloß in der Gesellschaft von Nachteulen in ihren Höhen geblieben.

Unter der Regierung des Theodosius wurde auch der neue Römische Nahme, welchen die Christen den Heyden beylegten, (Pagani) immer gewöhnlicher. Die erste Spur desselben findet sich in einem Gesetze des Valentinianus und Valens, das ins Jahr 368. zu gehören scheint. (C. Th. L. XVI. t. 2. de Episcop. Eccles. et Clericis, l. 18.) Man kennt die frühern Benennungen der Heyden, (wie gentes, gentiles, nationes, cultores simulacrorum, graeci, u. a. m.) und ihre Ursachen aus der vorhergehenden Geschichte. Woher aber diejenige, von welcher hier die Rede ist, entstanden sey, darüber giebt es nicht wenige Meinungen. Sechs bis acht derselben hat Gothofredus (ad C. Th. L. XVI. t. 10. de Paganis, Sacrificiis et Templis, p. 275. sq. ed. Ritter.) angeführt und beurtheilt. Darunter sind jedoch nur drey, welche durch den Anstrich von Wahrscheinlichkeit einige Aufmerksamkeit verdienen. Die erste leitet den gedachten Nahmen von der Bedeutung desselben her, nach welcher es

eine

einfältig, bäurisch, unwissend, anzeigt: und den Beweis davon giebt das Zeugniß des Hesychius, (Gloss. v. παγανὸς, ἰδιώτης, ἄφρων.) So wie in den ersten Jahrhunderten die Heyden den Christen vorwarfen, daß sie roh und unwissend wären: so konnten jetzt, sagt man, diese ein gleiches gegen jene erwiedern; da sie sich ohnedieß jede Spötterey wider das Heydenthum erlaubten. Allein der Fall war auf beyden Seiten gar nicht einerley. Nicht allein bey den allermeisten Christen, sondern selbst bey vielen ihrer Lehrer, war in den ersten Zeiten keine eigentliche Gelehrsamkeit zu suchen. Bey den Heyden hingegen waren die feinsten Künste und Wissenschaften noch zu der Zeit, da ihnen die Christen den neuen Spottnahmen (Pagani) ertheilten, noch so sehr ausgebreitet, und zum Theil mit ihrer Religion selbst so genau vereinigt, daß man ihnen jenen Vorwurf nicht mit dem geringsten Scheine machen konnte. Auch sieht man nirgends ein Merkmal, daß die gedachte Bedeutung des Worts zum Grunde gelegen habe, als sich die Christen desselben bedienten. J. n. C. G. 363 bis 430.

Eine andere kann durch die Kirchensprache der ersten Christen vertheidigt werden: und daher hat sich noch vor kurzem ein mit dieser Sprache wohl bekannter Gelehrter (Jo. Aug. Wolf de Latinitate Ecclesiast. in Codice Theodosiano, p. 37. Lipsi. 1774. 4.) derselben angenommen. Im altrömischen Verstande wurde das Wort Paganus dem Soldaten entgegengesetzt. Da nun die Christen das selbst aus der Bibel herstammende Bild von Kriegsdiensten Christi, in welche sie getreten wären, besonders gegen das Ende des zweyten Jahrhunderts, nicht allein häuffiger zu gebrauchen, sondern auch manche ihrer Religionscärimonien und Anstalten davon zu benennen anfiengen,

wie

J. n. C. G. 363 bis 430.

wie an einem andern Orte (Christl. Kircheng. Th. III. S. 363. fg.) aus dem Tertullianus gezeigt worden ist: so spielte auch dieser Schriftsteller mit dem Worte Paganus, indem er es zwar im Gegensatze der Christen, als Soldaten ihres Erlösers, von denen welche dieses nicht wären; aber auch von ihnen selbst, als Leuten, welche den Römischen Soldatenstand verabscheueten, anwandte. So schreibt er zum Beyspiel: (de corona militis, c. 11. p. 355. ed. Seml. Vol. IV.) „Der gläubige Paganus ist vor Christo eben sowohl ein Soldat, als der gläubige Soldat ein Paganus ist.“ Es wäre also möglich, daß die Heyden von den Christen Pagani, das heißt Leute, welche nicht so edle Kriegsdienste, als sie, verrichteten, genannt worden wären; aber es ist auch eine bloße Möglichkeit. Tertullianus nennt sie eigentlich gar nicht so. Er legte, wie die angeführte Stelle solches augenscheinlich beweiset, bloß den Christen, wegen ihrer Abneigung gegen den Römischen Kriegsstand, diesen Nahmen bey; und sogar deswegen kurz vorher ihrem Glauben selbst, (Fides pagana.) Es ist überdieß nicht wahrscheinlich, daß ein so weit hergeholtes Wortspiel dazu gedient haben sollte, einen Partheynahmen auszumachen: denn der große Hauffen, der solche Nahmen aus Haß und Spottsucht aufbringt, pflegt dabey nicht witzig gezwungenen Anspielungen zu folgen. Wäre er aus der ältern Kirchensprache geflossen: so würde er auch ohne Zweifel eher in den Schriften der Christen vorkommen, als erst nach der Mitte des vierten Jahrhunderts.

Schon wegen dieser Umstände, stimmt die dritte Bedeutung des Nahmens Paganus, in sofern solcher den Heyden ertheilt worden ist, (ein auf das flache Land eingeschränkter, aus den Städten verbannter Religionsgenosse,) weit besser mit der Geschichte über-

überein; sie hat aber noch andere Empfelungen für sich. Die öffentliche Uebung des Heydenthums war von den christlichen Kaisern zuerst und vornemlich in den Städten gehemmt worden. So viele große und reiche Familien, welche demselben darinne zugethan waren, die Menge herrlicher Tempel, Bildsäulen, glänzender Feyerlichkeiten, und andere Stützen, machten es eben daselbst desto furchtbarer. Man weiß aus der vorhergehenden Geschichte, wie lange es gewährt habe, bis zu Rom und Alexandrien die eingewurzelte Stärke dieser Religion sehr merklich hat verringert werden können: desto eifriger arbeitete man daran, die Städte ganz christlich zu machen. Dieser Entwurf wurde in Ansehung Constantinopels sogleich ausgeführt, da Constantinus seinen Sitz dahin verlegte. Es sind auch bisher Spuren genug ausgezeichnet worden, daß derselbe bey andern Städten gleichfals geglückt sey. Solchergestalt war es natürlich, daß man die Heyden nach und nach Leute nannte, deren Religion nur noch auf dem Lande einige Zuflucht fände. Als man nachher auch in diesen Gegenden die Tempel zu zerstören anfieng, wo sie zuerst ihren Anfang genommen hatten, wo der Landmann sich fest überredete, sie wären die Seele der Aecker, und auf ihnen beruhe alle Hoffnung der Menschen, des Viehes und der Felder, wie Libanius (Orat. pro templis, p. 475. l. c.) sagt: da gab es eine neue Veranlassung, diese Religion, der die Landleute so hartnäckig ergeben waren, die Land- und Bauren-Religion zu nennen. Dieser Ableitung sind Ausdrücke christlicher Schriftsteller aus dem Zeitalter des Theodosius und seiner Söhne günstig. Denn Prudentius setzt an Statt paganus, auch pago deditus, (περὶ στεφ. Hymn. X. v. 296.) ingleichen pago implicitus, (in Symmach. L. I. v. 620.) Noch ausdrücklicher schreibt Orosius, (Historiar. L. I. J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

praef. p. 3. ed. Havercamp.) die Heyden hätten den oftgedachten Nahmen vom platten Lande bekommen; (alieni a civitate Dei ex *locorum agrestium* compitis et *pagis*, *pagani* vocantur, sive *gentiles.*) Es ist also diese Meinung billig nach dem Baronius und Gothofredus, welcher letztere sie am besten bestätigt hat, die herrschende geworden. Unter andern haben sie auch Pagi (Crit. in Annal. Baron. ad a. 351. n. 5.) und du Fresne, (Glosar. ad Scriptt. mediae et inf. Latinit. v. Pagani,) der auch andere Meinungen, oder Erläuterungen von dieser beyfügt, angenommen.

Nach dem Tode des Theodosius, oder seit dem Jahr 395, hatte das Heydenthum im Römischen Reiche, obgleich dieses nunmehr zwischen jungen unfähigen Fürsten getheilt war, keine günstigere Schicksale. Seine Söhne, Arcadius und Honorius, glichen ihm wenigstens an Eifer für die christliche Religion, und die Staatsbedienten, die er ihnen an die Seite gestellt hatte, waren ihm von eben dieser Seite bekannt. Daher giengen auch die Gesetze der beyden Brüder gegen das Heydenthum beständig fort. Noch im Jahr 395. verordneten sie, und hauptsächlich Arcadius, (C. Th. L. XVI. t. 10. de Paganis cet. l. 13.) daß niemand sich unterstehen sollte, in irgend einen Tempel zu gehen, oder einiges Opfer darzubringen. Ueberhaupt bestätigte er die von seinem Vater hierüber ertheilten Gesetze, besonders auch gegen die Obrigkeiten, welche sich bey deren Vollstreckung nachläßig bezeigen würden; sogar, daß er die Unterbedienten (officia) mit dem Tode bedrohte. Im Jahr 396. hob Arcadius alle Vorrechte der heydnischen Priester, und der übrigen Diener der Abgötterey, in Städten und auf dem Lande, (Ministri, Praefecti, Hierophantae, und wie sie weiter hießen,) gänzlich auf, weil ihr

Stand

Stand überhaupt durch die Gesetze verdammt wäre, (C. Th. l. c. l. 14.) Es gehörte darunter besonders die Freyheit von allen beschwerlichen Aemtern und Dienstleistungen. Er befohl weiter im Jahr 399, daß die noch auf dem Lande vorhandenen Tempel ohne Geräusche und Unruhe zerstört werden sollten, damit solchergestalt alle Veranlaßung zum Aberglauben aus dem Wege geräumt werde. (l. c. l. 16.) J. n. C. G. 363 bis 430.

Auf der andern Seite traf auch Honorius, (oder in seinem Nahmen Stilico, wie es auch eigentlich die Staatsbedienten des Arcadius thaten,) ähnliche Anstalten wider die heydnische Religion in seinem Gebiete; wenn er gleich manche Vergünstigungen dazu setzte, die dem Heydenthum keinen Vortheil brachten. In einem im Jahr 399. nach Spanien und in einen Theil von Gallien, (quinque provincias, das heißt, wie Pagi, Critica Baron. ad a. 374. & 401. und Ritter im dritten Bande des fünften Theils von Guthrie allgemeinen Weltgeschichte S. 167—170. wider den Gothofredus gezeigt haben, Provincia Viennensis, Aquitanica prima, Narbonensis prima Secunda, Provincia Alpium maritimarum,) erlaßenem Befehl, verbot er zwar die Opfer; untersagte aber zugleich alle Verletzung von den Zierden öffentlicher Gebäude und Plätze, worunter er ohne Zweifel die Bildsäulen der Götter verstand, mit denen Straßen und Marktplätze, Paläste, öffentliche Bäder, und andere Gegenden der Städte, so reichlich ausgeschmückt waren. Niemand sollte sich etwan auf ein gegen die Abgötterey gerichtetes Gesetz berufen, um solche zu zerstören; und Obrigkeiten, die es gestatten würden, sollten um Zwey Pfund Goldes bestraft werden. (C. Th. l. c. l. 15. C. Just. L. I. t. 11. de Pagan. cet. l. 3.) Gleichergestalt erlaubte Honorius in eben demselben Jahre, durch die Verordnung an den Proconsul von

J. n. C. G. 363 bis 430.

Africa, (C. Th. l. c. l. 17. C. Just. l. c. l. 4.) daß die feyerlichen Zusammenkünfte und gemeinschaftlichen Freudensbezeigungen noch ferner, nach der alten Gewohnheit, jedoch ohne alle abgöttische Gebräuche, angestellt werden dürften. Er begriff darunter insonderheit die öffentlichen Spiele und Gastmahle, die als eine Folge gewißer Gelübde, von den Heyden gehalten wurden. Man glaubt nicht mit Unrecht, daß das Verlangen der zu Carthago im Jahr 399. oder etwas früher versammleten Bischöfe, zu diesem Gesetze Veranlaßung gegeben habe. Sie hatten nemlich beschlossen, (in Cod. Canon. Eccles. Afric. can. 60. apud Harduin. Act. Concilior. T. I. p. 897.) ein Kaiserliches Verbot auszuwürken, daß es den Heyden nicht mehr verstattet werden möchte, öffentliche Gastmahle zu halten, zu welchen selbst die Christen von ihnen gezwungen würden; zumal da dieses in manchen Städten, sogar an den Gedächtnißtagen der Märtyrer geschähe, und an eben denselben Tänze auf den Straßen angestellt würden. Sie wollten auch um einen Befehl bitten, (can. 61.) daß künftig am Sonntage und an andern christlichen Festtagen keine Schauspiele gehalten werden dürften, bey welchen bisher die Innungen der Bürger (corporati) genöthigt worden wären, sich einzufinden. Allein Honorius scheint wenigstens das erstere bewilligt zu haben: denn die Schauspiele am Sonntage hatten schon Gratianus und Theodosius im Jahr 386. unterdrückt. (C. Th. L. XV. t. 5. de Spectaculis l. 2.) Noch im Jahr 399. verbot er auch, daß in Afrika keine Tempel niedergerißen werden sollten, da sie nun nichts Unerlaubtes mehr enthielten. Hingegen sollte kein Opfern gestattet, und die Götzenbilder, denen manche noch fortführen, eine Verehrung zu erweisen, sollten durch die Unterbedienten niedergerißen werden. (L. 18. C. Th. de pagan.)

Aber

Aber im Jahr 408. bestätigte der Kaiser nicht nur die Gesetze wider die Heyden; (C. Th. L. XVI. t. 5. de haeret. l. 43.) sondern befohl auch, (l. 19. de pagan.) daß alle den Tempeln zuständige Einkünfte fernerhin für die Soldaten bestimmt seyn; alle etwan noch in den Tempeln, oder sonst irgendwo befindliche Götzenbilder niedergerißen; alle Tempel in den Städten, oder außerhalb denselben, zu einem öffentlichen Gebrauche angewandt, alle Altäre zerstört; die Tempel auf den Kammer-Gütern des Kaisers anders genützt, und diejenigen, welche auf dem Boden einer Privatperson lägen, von dieser vernichtet werden sollten. Es sollten auch weiter, der Abgötterey zu Ehren, keine Gastmahle, oder andere Feyerlichkeiten angestellt werden. Die Bischöffe sollten an einem jeden Orte die Freyheit haben, sich zur Vollstreckung von diesem allen der kirchlichen Gewalt (ecclesiastica manus) zu bedienen; es mag dieselbe nun in Soldaten, die man ihnen überließ, oder in andern handfesten Beyständen, welche sie selbst aussuchten, und besonders leicht unter den Mönchen antrafen, bestanden haben. Die Obrigkeiten sollten, bey einer Strafe von zwanzig Pfund Goldes, über alles dieses wachen, und ihre Unterbedienten sollten ihre dabey begangene Nachläßigkeit eben so hoch büßen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Daß Honorius eben im Jahr 408. mit mehrerer Strenge gegen die Heyden verfuhr, und unter andern auch dasjenige verbot, wogegen sich die Africanischen Bischöffe einige Zeit vorher vergebens gesetzt hatten; das kommt, allem Ansehen nach, von dem Tode des Stilico im gedachten Jahre her. Diesem großen Feldherrn, ihrem Feinde, schrieben die Heyden allein diejenigen Verordnungen zu, welche bisher im Nahmen des Kaisers wider sie bekannt gemacht worden waren; sie hofften also, daß dieselben eben sowohl aufhören

hören würden, gültig zu seyn, als man jetzt in allem übrigen die Handlungen und das Andenken des Stilico mit unbesonnener und wilder Rachbegierde verfolgte. Allein Olympius, der ihn gestürzt hatte, und nunmehr über den Honorius alles vermochte, wollte vor einen eifrigen Christen angesehen werden. Zosimus behauptet zwar, (Hist. L. V. c. 32.) er habe unter dem Scheine christlicher Frömmigkeit, viele Bosheit verborgen; doch Olympius wußte sich durch einen der angesehensten christlichen Lehrer dieser Zeit in den gewünschten Ruf zu setzen. Er schrieb an den Bischof Augustinus, (Augustini Epist. 97. ed Bened. Antverp. p. 198. T. II. Opp. al. Epist. 129.) und verlangte deßen Rath darüber, wie er der Kirche die nützlichsten Dienste leisten könnte. Der Bischof empfohl ihm darauf besonders, die unter der vorigen Staatsverwaltung nach Africa erlaßenen Gesetze wider die Heyden und Ketzer, bestätigen zu laßen, damit die Feinde der Kirche nicht ferner, zur Beunruhigung vieler, vorgeben dürften, der Kaiser habe an denselben keinen Antheil gehabt. Daher wurden auch, außer der eben genannten Verordnung, mehrere noch im Jahr 408, und im folgenden ausgefertigt, die zugleich wider die Ketzer, Schismatiker, Juden und Heyden gerichtet waren, (C. Th. L. XVI. t. 5. de Haereticis, l. 43-47.) und in deren einer (l. 46.) ausdrücklich gesagt wurde, diese außerhalb der Kirche befindlichen Partheyen sollten nicht glauben, daß die ehemals wider sie ertheilten Gesetze ihre Kraft verloren hätten.

n. C. G. 363 bis 430.

Das Verlangen der nicht lange vorher zu Carthago versammleten Bischöffe an den Kaiser, (Can. 15. Concil. Carthag. V. in Harduini Act. Concil. T. I. p. 988.) daß alle Ueberbleibsale der Abgötterey, nicht

bloß

bloß an Bildern, sondern auch in Haynen, Bäumen, und andern Orten, abgeschaft werden möchten, schien nunmehr wenigstens seiner Erfüllung näher zu kommen. Noch im Jahr 415. befohl Honorius, daß alle Priester, welche um der erlaubten Spiele Willen, sich zu Carthago, und in andern Hauptstädten von Africa eingefunden hätten, binnen einer gewißen Zeit in ihre Geburtsstädte zurückkehren sollten. Alle dem Götzendienste geweihte Oerter sollten im ganzen abendländischen Reiche mit ihren Einkünften zur kaiserlichen Kammer geschlagen werden; oder den christlichen Gemeinen, auch den Privatpersonen, welchen sie die Kaiser geschenkt hätten, verbleiben. Dieses sollte auch von denjenigen Oertern gelten, welche von den Dendrophoren, (Leuten, die bey einem feyerlichen Umgange zu Ehren der Götter, ganz ausgerißene Bäume trugen,) und von den Fredianen, (die gleichfalls bey einem solchen Aufzuge in den Städten allerhand Maschinen getragen zu haben scheinen,) bewohnt würden. Die Bildsäulen sollten von den Bädern und andern öffentlichen Oertern weggerißen werden, um weiter niemanden zu verführen. Endlich verordnete der Kaiser, daß gewiße Vorsteher des Volks, die dasselbe bey dem abgöttischen Gepränge gestellt und angeführt haben mögen, (Chiliarchae et Centenarii) gänzlich aufhören sollten, und er setzte Lebensstrafe auf denjenigen, der sich sogar wider seinen Willen zu einem solchen Amte würde bestellen laßen. (l. 20. C. Th. de Paganis l. 5. C. Just. eod. tit.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Hieher gehört auch das Gesetz, welches Honorius gleich nach dem Tode des Stilico im Jahr 408. gab, (l. 42. C. Th. de Haeret.) daß kein Heyde künftig eine Hofbedienung bekleiden (intra palatium militare) sollte. Zosimus gedenkt zwar eben dieses

n. C. G. 363 bis 430.

Befehls; (Hist. L. V. c. 46.) allein er setzt ihn in diejenige Zeit, da Olympius bereits in Ungnade bey dem Kaiser gefallen war: und dieses streitet mit der Ueberschrift des Gesetzes, als welches eben an den Olympius gerichtet ist. Ohngeachtet dieses Versehens, könnte doch die übrige Erzählung dieses Geschichtschreibers wahr seyn. Er meldet, daß Generidus, Feldherr der Dalmatischen Soldaten, ein trefflicher Mann, aber ein standhafter Heyde, diesem Gesetze zu Folge, den Kriegsgürtel abgelegt, und sich vom Hofe entfernt habe. Als ihm Honorius, der dieses sehr ungern gesehen, vorgestellt habe, das Gesetz treffe zwar andere, aber nicht ihn, der für den Staat so viel Gefahr ausgestanden hätte, habe er geantwortet, daß er diesen Vorzug, durch den so vielen andern Unrecht geschehe, nicht annehmen könne. Er habe auch würklich seine Bedienung nicht eher wieder angetreten, bis der Kaiser das gedachte Gesetz aufgehoben hätte.

In dem morgenländischen Reiche aber ertheilte der jüngere Theodosius nicht nur einen gleichen Befehl im Jahr 416, daß die Heyden von allen Hof- und Staatsämtern, auch bürgerlichen Bedienungen ausgeschloßen seyn sollten; (l. 21. C. Th. de Pagan.) welchen er noch im Jahr 439. wiederholte; (Novell. Theodos. tit. 3. de Jud. Samar. Haeret. et Pag. l. 1.) sondern er verfolgte sie auch durch andere Gesetze. Die noch übrigen Heyden, sagt er in einem derselben vom Jahr 423, ob wir gleich glauben, daß keine mehr vorhanden sind, sollen durch die alten Gesetze im Zaum gehalten werden. (l. 22. C. Th. eod. tit.) In eben diesem Jahre verordnete er, daß diejenigen, welche über Opfern betroffen würden, wiewohl sie nach den Gesetzen das Leben verwürkt hätten, doch nur mit dem Verluste ihrer Güter, und mit der Landesverweisung

sung bestraft werden sollten. (l. 23. C. Th. t. eod.) Allein diese Milderung hob er im Jahr 426. wieder auf, da er nicht nur alle heydnische Religionsübung von neuem verbot; alle noch übrige Tempel, heydnische Capellen, und andere dieser Religion gewiedmete Gebäude, zerstört, und den Ort wo sie gestanden, durch Errichtung des Kreutzzeichens gereinigt, oder zu einem beßern Gebrauch tüchtig gemacht (expiari) wißen wollte; sondern auch Todesstrafe auf denjenigen setzte, den man vor Gericht überführen würde, dieses Gesetz übertreten zu haben. (l. 25. C. Th. de Pagan.) Gleichwohl untersagte auch der Kaiser im Jahr 423. den Christen, die Heyden, welche sich ruhig und gesetzmäßig verhielten, keineswegs, unter dem Vorwande der Religion zu mißhandeln. Würden sie aber dieses thun, und insonderheit sich an den Gütern der Heyden vergreiffen: so sollten sie nicht allein das Geraubte, sondern noch dreymal bis viermal mehr, wieder erstatten. Er bedrohte zugleich alle Obrigkeiten mit Bestrafung, wenn sie einen solchen Unfug geschehen laßen würden. (l. 24. C. Th. de Paganis.)

J. n. C. 363 bis 430.

Selbst aus diesen Gesetzen der Kaiser nach dem ältern **Theodosius** wider das Heydenthum, läßt sich leicht schließen, daß die durch dieselben verbotenen Gewaltthätigkeiten gegen die Denkmäler dieser Religion, und gegen ihre Verehrer, von den Christen häufig genung begangen worden seyn mögen. Andere Nachrichten bestätigen solches nicht nur; sondern führen auch blutige Händel zwischen beyden Religionspartheyen an. Viele Christen glaubten noch immer, daß ihrem hitzigen Religionseifer, auch ohne Vergünstigung der Kaiser, alles gegen die Tempel, Bildsäulen, und Heyden selbst, erlaubt wäre. Ihre Lehrer munterten sie öfters dazu auf; oder gaben ihnen selbst ein

J. n. C. G. 363 bis 430.

Beyspiel zur Nachahmung. Der Bischof Martinus zu Turonum war einer der Geschäftigsten im Niederreißen der Tempel. Man ließ es nicht dabey bewenden, seinen gottseligen Muth zu rühmen, und für die Nachwelt zu beschreiben; man dichtete auch einen wunderbaren göttlichen Beystand hinzu, der ihn dabey unterstützt haben sollte. Als er einstens, schreibt Sulpicius Severus, (de vita Mart. c. 13.) einen sehr alten heydnischen Tempel auf dem Lande zerstöret hatte, und darauf im Begriff war, auch eine dabey stehende geweihte Fichte niederhauen zu laßen, wollten die dortigen Heyden, welche den Untergang ihres Tempels ruhig angesehen hatten, doch dieses nicht geschehen laßen. Nach vielen vergeblichen Vorstellungen des Bischofs, daß dieser dem Teufel gewiedmete Baum nicht stehen bleiben dürfe, that ihm einer von den Heyden den Antrag, er möchte, wenn er auf seinen Gott ein so großes Vertrauen setzte, sich auf die Seite stellen, wohin der Baum, indem er umgehauen würde, fallen müßte; stünde ihm sein Gott würklich bey, so würde er dieser Gefahr wohl entgehen. Das nahm Martinus zuversichtlich an: er wurde gebunden dahin gestellt, wohin sich die Fichte schon neigte; die Heyden fiengen darauf selbst an, in dieselbe einzuhauen; als sie aber eben auf ihn fallen sollte, machte er das Zeichen des Kreutzes, und plötzlich fiel sie auf die entgegen gesetzte Seite. Darüber weinten die anwesenden Mönche vor Freuden; die Heyden erhuben vor Bestürzung ein gewaltiges Geschrey, und fast alle glaubten an Christum. Von demselben Tage an wurde auch erst das Christenthum in der Gegend, wo Martinus Bischof war, recht ausgebreitet. Denn überall wo er Tempel umstürzte, bauete er dafür Kirchen und Klöster. Chrysostomus, Bischof zu Constantinopel unter dem Arcadius, schickte, wie

Theo-

Theodoretus (H. Eccl. L. V. c. 29.) erzählt, eine Anzahl eifriger Mönche nach Phönizien, um die Götzentempel daselbst zu zernichten, und sorgte dafür, daß ihnen eine kaiserliche Vollmacht dazu mitgegeben wurde. Damit aber dieses ohne Kosten des Hofes vollzogen würde, brachte er einige reiche und gottselige Frauenspersonen dahin, daß sie das für die niederreißenden Arbeiter nöthige Geld herschoßen, indem er ihnen dafür den göttlichen Segen versprach. Daß in Africa auch ohne eine kaiserliche Verordnung, oder vielmehr wider dieselbe, Tempel niedergerißen worden sind, geben die Schriftsteller dieser und der gleich folgenden Zeiten zu erkennen. (Augustin. de Civit. Dei, L. XVIII. c. 54. Prosper de Promissionib. L. III. c. 38. sq.) J. n. C. 363 bis 430.

Es würde nicht die Mühe belohnen, bey mehrern einzeln Beyspielen dieser Art stehen zu bleiben. Unterdeßen erkennt man leicht, daß, wenn gleich Sozomenus (H. Eccl. L. VIII. c. 1.) den häufigen Uebertritt der Heyden zum Christenthum, unter der Regierung der Söhne des Theodosius, davon herleitet, daß diese Fürsten eine ausnehmende Liebe gegen die gedachte Religion bewiesen hätten, die auch auf ihre Unterthanen fortgepflanzt worden wäre, im Grunde doch Furcht, Zwang, Verspottung, gewaltsame Einschränkungen und Mißhandlungen, denen die Heyden damals unterworfen waren, wenigstens eben so viel gewürkt haben mögen. Es scheint auch derer, die vom Christenthum zur heydnischen Religion wieder abfielen, eine nicht geringe Anzahl in diesem Zeitalter gewesen zu seyn. Acht Gesetze wider sie, die noch im Theodosianischen Gesetzbuche gelesen werden, sind alle zwischen den Jahren 381 bis 426. ertheilt worden, da die Heyden gerade am meisten in die Enge getrieben wurden. Gothofredus sucht es zwar daraus begreiflich

greiflich zu machen, warum jene Gesetze eben im gedachten Jahre ihren Anfang genommen haben, weil kurz vorher Valens die Catholischen der Verfolgung aller andern Religionspartheyen Preis gegeben, und manche derselben dadurch genöthigt hätte, Heyden zu werden. (Comment. ad L. XVI. C. Th. t. 7. de Apostatis, l. 1.) Allein die vielen ohne Zweifel durch Härte ausgepreßten Bekehrungen, erklären die Veranlaßung dieser Gesetze noch beßer. Der ältere Theodosius benahm also zuerst solchen Abtrünnigen das Recht, ein Testament zu machen. (l. 1. C. Th. de Apostat.) Er bestimmte dieses im Jahr 383, und erweiterte es dergestalt, daß zwar den Catechumenen, aber nicht den getauften Christen, welche abgefallen wären, ein Testament für ihre Söhne und leibliche Brüder aufzusetzen erlaubt seyn sollte; und daß auch nur die erstern von ihren Eltern und leiblichen Brüdern vermachte Güter erben dürften. (l. 2. de Apost.) In eben demselben Jahre sprach auch Valentinianus II. in den Abendländern, den abtrünnigen Christen, und selbst denen, welche sie zum Abfall beredet hatten, die Erlaubniß ab, ihren letzten Willen aufzuzeichnen; doch verstattete er den Erben derselben nur fünf Jahre Zeit, das von ihnen hinterlaßene Testament gerichtlich umzustoßen. (l. 3. de Apost.) Weit schärfer noch verordnete er im Jahr 391. daß die Abgefallenen nicht allein der genannten Rechte verlustig seyn, sondern auch keine Zeugen abgeben, und nie in ihren vorigen Zustand, weder durch Reue, noch durch ausgekünstelte Vertheidigung, hergestellt werden sollten. Er würde sie gar, sagt er, aus der Gesellschaft der Menschen verwiesen haben, wenn es nicht eine größere Strafe für sie wäre, unter den Menschen, und doch der menschlichen Rechte, beraubt, zu leben. (l. 4. C. Th. de Apost. L. I. C. Just. t. 7. de Apost. l. 3.) Dieser Kaiser

J. n. C. G. 363 bis 430.

setzte noch in einem andern Gesetze von diesem Jahre (l. 5. C. Th. de Apost.) hinzu, daß dergleichen Leute jede angebohrne oder erlangte Würde einbüßen, und auf immer Ehrlos, nicht einmal dem niedrigsten Pöbel gleich geschätzt werden sollten. Arcadius befohl im Jahr 396. nur soviel, sie sollten für keine andern, als nur für ihre Eltern, Geschwister, Kinder und Enkeln, ein Testament aufzurichten berechtiget seyn. (l. 6. C. Th. de Apost.) Noch einmal aber schärfte Valentinianus der dritte diese Gesetze im Jahr 426, (l. 7. C. Th. de Apost. l. 4. C. Just. eod. tit.) indem er verordnete, daß die abtrünnigen Christen nicht allein kein Testament aufsetzen, sondern auch keine Schenkung unter Lebendigen, und keinen Verkauf anstellen dürfte; daß ihr Vermögen also schlechtweg den nächsten christlichen Erben zufallen sollte; auch sollte nach ihrem Tode, die Klage gegen sie, in keine Zeit eingeschränkt seyn. J. n. C. G. 363 bis 430.

Ohngeachtet dieser stets zunehmenden Strenge gegen die heydnische Religion, brachen doch ihre erbitterten Anhänger zuweilen in Gewaltthätigkeiten wider die Christen aus. Zu Gaza verübten sie dergleichen um das Jahr 398. Der dortige Bischof Porphyrius schickte daher seinen Diaconus Marcus an den kaiserlichen Hof; und dieser erlangte auch einen Befehl, daß die Bildsäulen der Götter in dieser Stadt zerstört werden sollten. Allein die Heyden wußten die Vollstreckung deßelben, bey demjenigen, dem sie aufgetragen war, durch Geld zu hintertreiben. Im Jahr 401 hingegen bewürkte Porphyrius, der selbst deswegen nach Constantinopel gereiset war, eine neue Verordnung, Kraft welcher er alle Tempel zu Gaza zernichtete. Man hat von diesem allem eine ausführliche Nachricht, die den gedachten Marcus zum Verfaßer haben soll; jetzt aber nur lateinisch vorhanden ist. Baronius

J. n. C. G. 363 bis 430.

ronius (Annal. Eccl. ad a. 398. n. 98. sq. ad a. 401. n. 17. sq.) hat dieselbe in einen Auszug gebracht; Henschen aber (Act. Sanctor. a. d. 26. Febr. ganz mitgetheilt: beyde, ohne einige Bedenklichkeit dagegen zu haben; zumal da es auch in dieser Erzählung nicht an Wunderwerken fehlt, die Gott durch die Christen verrichtet haben soll. Zuverläßiger sieht man aus einem Schreiben des Augustinus an die Einwohner der Suffectanischen Colonie, das heißt zu Sufibus, oder zu Suffetula in der africanischen Landschaft Byzacena, (Epist. 50. al. 268. p. 87. T. II. ed. Bened. Antverp.) wenn anders dieser Brief, woran einige Gelehrte gezweifelt haben, ächt ist, daß die Heyden dieser Stadt sechzig Christen ums Leben gebracht haben. Die dortigen Christen hatten eine Bildsäule des Hercules niedergerißen. Darüber setzt Augustinus mit dem bittersten Spotte hinzu: „Wir wollen euch euren Hercules wiedergeben. Es sind noch Metalle, Steine und Marmorarten, auch Künstler vorhanden; es wird schon an eurem Gotte mit allem Fleiße gehauen und gedrechselt; wir wollen ihn euch auf gemeinschaftliche Kosten kauffen; aber gebt uns nur auch dafür die Seelen wieder, die ihr aus der Welt geschafft habt!“ Unter andern Handlungen des unbesonnenen Eifers der Christen gegen heydnische Feyerlichkeiten, ist besonders noch die That des Mönchs Telemachus merkwürdig, der im Jahr 404. zu Rom im Amphitheater, als er den Fechterspielen zusah, mitten unter die Fechter selbst lief, um sie aus einander zu bringen; aber dafür von den Zuschauern, die es verdroß, in ihrer Lustbarkeit gestört zu werden, gesteinigt wurde. Honorius erklärte ihn deswegen zum Märtyrer, und schaffte gleich darauf diese blutigen Spiele ab, die bereits der ältere Constantinus aufzuheben versucht hatte. (Theodoret. H. E. L. V. c. 26.)

Frey-

Freylich waren die letzten Jahre des vierten Jahrhunderts, und die ersten des fünften, nichts weniger als diejenige Zeit, zu welcher es selbst nach Grundsätzen der Staatsklugheit vor rathsam gehalten werden konnte, Strenge und Gewalt wider die Heyden im Römischen Reiche zu gebrauchen. Dieses Reich hatte sich kaum jemals vorher, wie oben (S. 13.) gezeigt worden ist, so schwach in seinem Innern befunden, als eben damals. Außerdem daß es viele tausend seiner heydnischen Unterthanen zu seiner Vertheidigung brauchte, hatte es eben so viele Ausländer, als Gothen, Hunnen, und andere mehr, unter welchen eine Menge von Heyden war, in seinen Kriegsdiensten. Es ist bereits des heydnischen Feldherrn **Generidus** gedacht worden; aber das elende morgenländische Reich war überhaupt im Jahr 400. schon so tief gesunken, daß, als der Feldherr **Gainas**, ein gebohrner Gothe, und ein eifriger **Arianer**, der den **Arcadius** genöthigt hatte, ihn zum obersten Feldherrn über seine Kriegsvölker zu ernennen, Constantinopel in seine Gewalt zu bringen suchte, man den **Fraiutas**, einen andern heydnischen Feldherrn, und gleichfals gebohrnen Gothen, wider ihn abschicken mußte, um das Reich zu beschützen, wie auch schon oben (S. 24.) gemeldet worden ist. Der Einfall so zahlreicher und Raubbegieriger Heere in das Römische Reich, von denen doch ein grosser Theil aus Heyden bestand, rieth nicht weniger Milderung im Betragen gegen die Heyden an.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Diese schöpften würklich aus dem damaligen, für sie günstigen Zustande der öffentlichen Angelegenheiten, starke Hoffnungen. Sie tröfteten sich ohnedieß, nach der Erzählung des **Augustinus**, (de Civit. Dei L. XVIII. c. 53. sq.) mit einem vermeinten Götterausspruche, nach welchem die **christliche Religion**, von dem

dem Tode ihres Stifters an, nur dreyhundert und
J. n. neun sechszig Jahre dauern sollte. Denn daß
C. G. 363 man in der Stelle dieses Kirchenlehrers, nicht mit
bis allen Ausgaben derselben, dreyhundert und fünf
430. und sechszig lesen könne, hat Pagi (Crit. in Annal. Baron. ad a. 398. n. 7. 8.) bewiesen. Dieser Berechnung zu Folge, sollte das Christenthum mit dem Jahr 398. ein Ende nehmen. Als der gothische König Alarich im Jahr 395. ganz Griechenland verwüstete, sprengten die Heyden aus, daß Athen allein, unter allen griechischen Städten, deswegen von ihm auf das gütigste behandelt worden wäre, weil er, bey der Annäherung mit seinem Kriegsheere, auf ihren Mauern die Schutzgöttinn der Stadt, die Minerva, zur Vertheidigung derselben gerüstet, und vor den Thoren den Achilles mit grimmigem Gesichte, nicht ohne Bestürzung erblickt habe. (Zosim. Hist. L. V. c. 5. 6.) Doch Alarich war ein Christ, wenn gleich ein Arianischer; als aber um das Jahr 405. der heydnische König Radagaisus mit einem der furchtbarsten Heere deutscher und anderer Völker tief in Italien eingefallen war, da riefen die Heyden, wie Augustinus (Serm. 106. c. 10. p. 381. T. V. Opp. ed. Antverp.) berichtet, aus: „dieser Fürst opfert den Göttern, und wir dürfen es nicht thun; wir werden gewiß von dem Opfernden überwunden werden." An einem andern Orte (de Civit. Dei L. V. c. 23.) erzählt eben dieser Schriftsteller, daß die Heyden geglaubt und öffentlich gesagt hätten, dieser König, der unter dem Schutze der Götter stünde, denen er täglich Opfer brächte, könne unmöglich von den Römern besiegt werden, die weder selbst den Göttern opferten, noch solches andern erlaubten. Orosius, der zu eben dieser Zeit lebte, hat zwar über diese Begebenheit auch unwahrscheinliche Gerüchte und Vergrößerungen zusammen getragen,

gen, (Hist. L. VII. c. 37.) aber seine Nachricht darf doch, so weit sie glaubwürdig zu seyn scheint, nicht vorbeygelaßen werden. „Radagaisus, sagt er, hatte alles Römische Blut seinen Göttern geweihet. Da er sich also Rom näherte, liefen alle Heyden in der Stadt zusammen; sie nannten ihn einen sowohl durch die Menge seiner Soldaten, als durch die Unterstützung der Götter, mächtigen Feind; von der Stadt aber versicherten sie, daß sie bald zu Grunde gehen müße, weil sie ihre Götter und die Verehrung derselben verloren hätte. Alles war voll von heftigen Klagen, und man fieng sogleich an, über die Wiederherstellung des Götzendienstes zu handeln. In der ganzen Stadt hörte man nichts als Lästerungen; wie denn der Nahme Christi, als eine Seuche der gegenwärtigen Zeiten, mit Schmachreden beschwert wurde.“ J. n. C. G. 363 bis 430.

Neue Bewegungen dieser Art entstanden zu Rom im Jahr 408, als sich Alarich mit seinem Kriegsheere dieser Hauptstadt näherte. Der Senat ließ damals die Wittwe des Stilico, Serena, aus Argwohn, daß sie ein Verständniß mit jenem Könige unterhielte, erdroßeln: und Zosimus behauptet nach einer heydnischen Sage jener Zeit, (Hist. L. V. c. 38.) es wäre ihr dieses Unglück durch eine Vestalinn, und auch durch eine Erscheinung, als eine Strafe gedroht worden, weil sie sich ehemals unterstanden hätte, den Putz, welchen die Bildsäule der Rhea am Halse trug, herabnehmen zu laßen, und sich deßelben zu bedienen. Zur Zeit nun der Belagerung Roms, da es vom Alarich in die äußerste Hungersnoth gebracht wurde, erklärten es die noch übrigen Heyden im Senate vor nothwendig, daß man im Capitolium und in allen vorhandenen Tempeln, den Göttern Opfer darbrächte. Sie hatten auch einige Thuscier kommen laßen, welche

J. n. C. G. 363 bis 430.

versprachen, das Heer der Barbaren mit Blitz und Donner zu vertreiben; so wie sie bereits eine Stadt ihres Vaterlandes dadurch gegen dieselben vertheidigt hätten. Aber dieser Vorschlag fand nicht Statt, und die Römer mußten vielmehr mit dem Gothischen Könige einen Vergleich eingehen. So erzählt es Sozomenus; (H. Eccl. L. IX. c. 6.) aber Zosimus setzt noch hinzu, (Hist. L. V. c. 41.) Pompejanus, Statthalter von Rom, habe nicht nur, nach einer Unterredung mit den Thuscern, alles verrichtet, was die Bücher der Oberpriester in einem solchen Falle vorschrieben; sondern auch, weil doch damals die christliche Religion zu Rom die Oberhand gehabt hätte, um seine Absicht desto sicherer zu erreichen, darüber mit dem dortigen Bischoff Innocentius gesprochen. Dieser habe die Rettung der Stadt seinen eigenen Lehrsätzen vorgezogen, und es daher den Thuscern erlaubt, ihre Religionsgebräuche heimlich vorzunehmen. Allein diese hätten versichert, die Stadt werde davon keinen Nutzen haben, wenn nicht die Opfer öffentlich, in Gegenwart des Senats, auf dem Capitolium, und an andern Plätzen der Stadt, wie es sich gebührte, dargebracht würden. Da es nun niemand hätte wagen wollen, den Cärimonien, die nach dem alten Herkommen begangen werden sollten, beyzuwohnen: so habe man die Thuscier entlaßen, und sich bemühen müßen, den Alarich zu besänftigen. Was in dieser Nachricht von dem Bischof Innocentius vorkömmt, nennt Baronius (Annal. Eccles. ad a. 409. n. 6. sq.) geradezu eine Verläumdung. Er findet es besonders deswegen unglaublich, weil Sozomenus, der als ein Novatianer, kein Freund vom Innocentius seyn konnte, nachdem dieser die gedachte Parthey aus Rom vertrieben hatte, dieses Umstandes nicht gedenkt. Allein solche absichtlich angenommene Voraussetzungen

bewei-

beweisen eben so wenig, als überhaupt das Stillschweigen eines Schriftstellers über eine gewiße Sache, wozu er viele unbekannte Ursachen gehabt haben kann. Die Erlaubniß selbst, welche Innocentius gegeben haben soll, ist weder unwahrscheinlich, noch ihm eben schimpflich. Denn daß in einer allgemeinen Bedrängniß, wo alle Partheyen geschont werden müßen, um sich desto fester zu vereinigen, ein christlicher Lehrer angesehenen Heyden es verstattet, was sie ohnedem bisher heimlich gethan haben mochten, und was er ihnen damals am wenigsten verwehren konnte, ihre Religionsübungen insgeheim vorzunehmen; das ist keine Sache, die sich so gar schwer denken ließe. s. n. C. G. 363 bis 430.

Genug, daß sich das Heydenthum zu dieser Zeit lauter in Rom regte, als es seit einigen Jahren geschehen war. Attalus, den Alarich zum Kaiser ernannt hatte, war zwar ein Arianer; aber die heydnischen Wahrsager prophezeyhten ihm sogleich alles Glück wider den Honorius. (Zosim. Hist. L. VI. c. 7.) Die Heyden zweifelten auch wegen seinen frühern Gesinnungen nicht, daß er dem Götterdienste seinen vorigen Glanz ertheilen würde. (Sozom. L. IX. c. 9.) Der von ihm bestellte Consul Tertullus war ein Heyde, und bekannte öffentlich seine Hoffnung von der nahen Wiederherstellung dieser Religion. (Zosim. l. c. Oros. Hist. L. VII. c. 42.) Es ist auch mehr als wahrscheinlich, daß die heydnischen Cärimonien, welche mit dem Consulate verbunden waren, wie das Hünerfüttern, und die Beobachtung des Vogelflugs, da sie vom Salvianus (de Gubernat. Dei, L. VI. p. 106. ed. Brem. 1688. 4.) noch in spätern Jahren bemerkt worden sind, auch in diesen ihre völlige Ausübung beybehalten haben. Ueberhaupt legten sowohl die Christen als die Heyden, das damalige Unglück des Reichs zum Vor-

theil ihrer Religion aus; besonders da Alarich im J. n. C. G. 363 bis 430. Jahr 410. zum drittenmal auf Rom loßgieng, es eroberte und verwüstete. Die Christen erzählten, nach dem Socrates, (H. E. L. VII. c. 10.) und Sozomenus (L. IX. c. 6.) Alarich wäre von einem Mönche ermahnt worden, Roms zu schonen; er habe aber darauf geantwortet, er gehe nicht freywillig auf diese Stadt loß; sondern es sey jemand, der ihn täglich zu dieser Unternehmung antreibe. Außerdem bemerkten die christlichen Schriftsteller, (Augustin. de Civit. Dei L. I. c. 7. L. V. c. 23. Oros. Hist. L. VII. c. 37. 39.) es sey eine weise und gnädige Veranstaltung Gottes gewesen, daß nicht der heydnische Feind der Römer, Radagaisus, sondern der christliche Alarich, Rom überwältigt habe; jener würde dem Heydenthum den Sieg daselbst verschafft haben; dieser habe sogar bey der Verheerung der Stadt, die christliche Religion geehrt und geschützt; die zu den Kirchen der Apostel gehörigen Gefäße wieder in dieselben hineinbringen lassen; Flüchtlingen von jeder Religion in den Kirchen eine sichere Zuflucht verstattet; die Christen mehr zu ihrer Beßerung gezüchtigt, als zu Grunde gerichtet; und die Heyden hingegen in ihren Erwartungen beschämt, so wie ihre Religionsübung noch mehr zerstöret. Ihrerseits aber klagten die Heyden, wie man aus den eben angeführten Werken christlicher Gelehrten sieht, daß Rom dieses traurige Schicksal nur deswegen betroffen habe, weil die Verehrung der Götter daselbst abgeschafft worden sey.

Dieser große Vorwurf, von dem man die Spuren bereits in den Schriften des Symmachus und Libanius gesehen hat, daß die christliche Religion, indem sie das Heydenthum stürzte, sehr viel zum Unglücke des Römischen Reichs beygetragen haben soll,

kann

kann leicht mit Hülfe der Geschichte unpartheiisch geprüft werden. In dem Christenthum selbst fand sich nichts, wodurch der Staat entkräftet, die Einwohner deßelben weichlich, muthlos und der Vertheidigung unfähig gemacht worden wären. Sie eröfnete vielmehr Quellen des Vertrauens und der frohen Herzhaftigkeit, die den Römern vorher unbekannt gewesen waren: die edelsten und vollkommensten Begriffe von Gott, und von der Bestimmung des Menschen in diesem und jenem Leben, wogegen alle Einbildungen von Schutzgöttern des Vaterlandes, und ihrem Beystande seit Jahrhunderten, verschwanden. Es ist wahr, daß die Christen der ersten Zeiten dem Soldatenstande und öffentlichen Bedienungen überhaupt, abgeneigt gewesen sind. Allein ihr damaliger Zustand der Bedrückungen, die Vermischung der Abgötterey mit den vornehmsten Ständen der Römer, und außer andern Ursachen, besonders die zu strenge Sittenlehre jener alten Christen, dieses, nicht ihre eigentliche Religion, waren die Veranlaßungen einer solchen anscheinenden Unthätigkeit zum gemeinen Besten. Alles dieses fiel also auch weg, als die Christen Herren des Römischen Reichs wurden: da dienten sie ihrem Vaterlande ohne Bedenken im Kriege, und in bürgerlichen Aemtern. Nur die Lebensart der Mönche, die unter einem gottseligen Vorwande in der That den Müßiggang bey sehr viel Tausenden begünstigte, und sie für den Staat zu Todten machte; auch die unmäßige Vervielfältigung der Geistlichen (Clericorum) aller Art, welche aus den großen Vorrechten und Freyheiten derselben entstand, waren nachtheilige Folgen des im Reiche herrschend gewordenen Christenthums. Daß man jetzt in demselben immer weniger auf den Arm der gebohrnen Unterthanen deßelben rechnen konnte, und es häuffig gemiethete Barbaren waren, die das Reich

J. n. C. G. 363 bis 430.

schützen und retten halfen: das hatte zwar auch andere
C. n. C. G. Ursachen; aber es kam doch großentheils davon her,
363 daß man sich Hauffenweise aus allen Ständen in den
bis geistlichen und in den Mönchsstand drängte. Unter-
430. deßen war freylich dieses Uebel der äußerst geschwächten Kriegsverfaßung schon lange vor den Zeiten Constantins und der Mönche angegangen. Eben so wenig konnte die schlechte Regierung einiger christlichen Kaiser, und der Verfall des Reichs zu ihren Zeiten, von ihrer Religion hergeleitet werden. Wenn sie gleich über Religionshändeln die Wohlfahrt des Staats vergaßen, oder in abergläubisch frommer Trägheit ihre Tage zubrachten; so würden doch ihre kleinen Seelen, da sie nicht einmal durch Hülfe des Christenthums sich auszubreiten vermochten, bey jeder andern Religion eben so sehr in einem niedrigen engen Bezirke herumgekrochen seyn. Die Verfolgung der Heyden, und die gewaltsame Unterdrückung ihrer Religion, war zwar nicht ganz Tadelfrey, selbst nach den Vorschriften der bürgerlichen Klugheit. Allein da sie allmählich ausgeübt und vollzogen wurde, keine fürchterliche Empörungen oder Religionskriege hervorbrachte, auch der Hof und beynahe alles was groß und mächtig war, dem Götzendienste entgegen arbeitete: so sieht man wiederum nicht, warum die vorübergehende Gährung, welche dadurch bey den Unterthanen gestiftet wurde, den Untergang des Reichs selbst verursacht haben sollte. Die Römer bereiteten denselben in solchen Zeiten vor, da sie dem Heydenthum noch die Oberhand ließen, und durch Fehler, an welchen die christliche Religion keinen Antheil hatte.

Vertheidigung der christlichen Religion gegen die Heyden.

Da aber die Heyden gleichwohl mitten unter den härtesten Unglücksfällen, welche das Reich, und Rom insonderheit, trafen, immer fortfuhren, dieselben von der Abschaffung der heydnischen Religion, und von dem Zorne der Götter über die ihnen so mißfällige christliche, herzuleiten: so übernahmen es verschiedene Schriftsteller der Christen, diese Vorwürfe zu widerlegen. Der erste, und überhaupt einer der ansehnlichsten und scharfsinnigsten, war der Bischof **Augustinus**. In weit frühern Zeiten hatte unter andern schon **Tertullianus** (Apologet. c. 40. sq.) eben diese Beschuldigung bündig beantwortet. Doch als **Augustinus** die Feder wider dieselbe ergriff, schien sie von der damaligen traurigen Verfaßung des Reichs weit mehr Stärke gewonnen zu haben. Er sammlete daher alle Kräfte seines Geistes und seiner Gelehrsamkeit in dem Werke **von der Stadt Gottes**, (de Civitate Dei Libri XXII.) welches er im Jahr 412. anfieng; aber erst im Jahr 426. oder im folgenden endigte. In den fünf ersten Büchern deßelben, streitet er mit denjenigen, wie er selbst angezeigt hat, (Retractt. L. II. c. 43.) welche behaupteten, die Vielgötterey sey schlechterdings nothwendig, wenn die Menschen glücklich seyn sollten, und aus ihrem Verbote entstehe allgemeines Uebel. Die fünf folgenden Bücher sind wider solche Heyden gerichtet, die es zwar zugestanden, daß es dergleichen Landplagen immer gegeben habe, und auch

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

geben werde; aber doch zugleich darauf beharreten, der Götzendienst sey wegen des zukünftigen Lebens nützlich. Damit aber der Verfaßer nicht bloß auswärtige Feinde abfertigen, sondern auch die Sache des Christenthums selbst führen möchte, hat er in den zwölf übrigen Büchern, wie er sagt, zuerst den Ursprung der beyden Städte, Gottes und der Welt, sodann ihren Fortgang, und zuletzt ihr Ende, beschrieben; dem ganzen Werke aber von der beßern dieser Städte, von der Stadt Gottes, oder von der Kirche, den Nahmen beygelegt. Ein genauerer Abriß dieses berühmten und noch jetzt lesenswürdigen Werks, wird hier am rechten Orte stehen.

Augustinus macht auf eine geschickte Art damit den Anfang, daß er bemerkt, die Feinde der Stadt Gottes wären zum Theil so undankbar, daß sie, nachdem sie während der Verwüstung Roms durch den Alarich, von den Barbaren, aus Ehrerbietung gegen Christum, in den Kirchen, wohin sie sich sogar als verstellte Christen gerettet hatten, verschont worden, gleichwohl an statt dieser Wohlthat des Erlösers zu erkennen, ihm vielmehr das Unglück des Reichs zuschrieben. Niemals fährt er fort, haben Heyden, nach der Eroberung einer Stadt, diejenigen beym Leben erhalten, welche sich in die Tempel ihrer Götter flüchteten: selbst von den Römern findet man dieses nicht aufgezeichnet; wohl aber haben sie ihre Stadt dem Schutze eben derjenigen Götter ergeben, welche das ihnen geweihte Troja nicht vor dem Untergange bewahren konnten. Alle Arten von Verheerung also, die Rom vor kurzem erlitten hat, waren Folgen des Kriegsgebrauchs. Aber die ungewöhnliche Begebenheit, die sich daselbst ereignete, daß die Kirchen von den Heyden zur Freystätte gemacht wurden, das kam nicht von den wilden Ueberwin-

windern, sondern von dem Nahmen Christi, und von den christlichen Zeiten her. Fragt man, warum auch Gottlose und Undankbare dieser göttlichen Barmherzigkeit theilhaftig geworden sind: so verweiset uns die heilige Schrift auf die allgemeine Menschenliebe Gottes. Freylich haben die Frommen und die Gottlosen das irdische Gute und Böse mit einander gemein; allein der Gebrauch, den sie davon machen, unterscheidet sie wohl von einander. Auch zeigt Gott in der Vertheilung derselben oft seine Würkung augenscheinlich. Würde er jetzt alle Sünden mit offenbarer Strafe belegen: so müßte man glauben, daß dem jüngsten Gerichte nichts vorbehalten bliebe; wenn er aber jetzt gar keine Sünde merklich strafte: so würde man glauben, es gebe keine göttliche Vorsehung. Eben so würden wir, wenn Gott die zeitlichen Güter nicht einigen, die darum bitten, recht in die Augen fallend reichlich schenkte, sagen, sie gehörten ihm nicht zu. Oder wenn er sie allen ertheilte, die ihn darum anflehen, würden wir glauben, man müße ihn nur wegen solcher Belohnungen dienen: und wir würden durch einen solchen Dienst nicht fromm, sondern nur begierig und geitzig werden. F. n. C. G. 363 bis 430.

Wenn also auch die Christen, sagt **Augustinus** weiter, bey dem allgemeinen Unglücke des Reichs viel ausgestanden haben: so hat Gott dieses ebenfals aus weisen Ursachen verfügt. Nicht zu gedenken, daß die Frommen selbst zuweilen den fleischlichen Lüsten nachgeben: so verdienen sie auch darum einige Züchtigung, weil sie entweder aus Trägheit, oder aus Furcht, andere zu beleidigen, auch wohl gar ihre Feindschaft sich zuzuziehen, die Gottlosen wegen ihrer Ausschweifungen nicht frey genug erinnern und bestrafen; obgleich solches vorzüglich die Pflicht der Lehrer ist. Diese

J. n. C. G. 363 bis 430.

Schonung ist tadelhafte Schwachheit, nicht wahre Menschenliebe: und weil die Frommen dieses Leben nicht, wie sie schuldig sind, verachten, bekommen sie auch ihren Antheil am allgemeinen Leiden. Im Grunde haben sie durch den Verlust zeitlicher Güter nichts eingebüßt: und wenn einige von ihnen an denselben zu sehr gehangen haben, so empfanden sie eben, als ihnen solche entrißen wurden, wie viel sie dadurch gesündigt hätten. Zwar sind einige fromme Christen deswegen gemartert worden, damit sie ihre Güter anzeigen möchten. Allein ihr eigentliches Gut konnten sie doch nicht verlieren: und wenn sie lieber Martern duldeten, als ihren Reichthum verriethen, so waren sie nicht würklich fromm. Ja indem sie so viel um des Goldes willen ausstanden, sollten sie zugleich belehrt werden, wie viel sie um Christi Willen leiden müßten: und ihre Martern wurden ihnen auch sonst sehr nützlich; gesetzt, daß sie sogar auch die Güter, die man von ihnen erpreßen wollte, nicht besaßen. Es ist wahr, daß auch viele Christen in jenem Elende Roms umgebracht worden sind; aber auf die Dauer des Lebens, und auf die Art wie es geendigt wird, kommt nichts an; sondern alles liegt an der Beschaffenheit des Lebens selbst. Haben gleich manche getödtete Christen nicht einmal ein Begräbniß erhalten, worüber ihre Feinde spotten; so verlieren sie doch dadurch nichts. Selbst heydnische Weisen haben die Sorge für das Begräbniß verachtet; die Christen aber sind ihrer künftigen Auferstehung in jedem Falle gewiß, und finden es ihrer übrigens auch würdig, auf die Beerdigung der Leichname bedacht zu seyn. Was diejenigen Christen anlangt, die gefangen von den Feinden fortgeführt worden sind: so haben sie doch nirgendshin gerathen können, wo sie nicht ihren Gott angetroffen hätten. Sie können sogar an dem Beyspiele des römischen Feldherrn Regulus lernen,

lernen, wie sie um der Religion Willen, die Gefangenschaft freywillig ertragen müßen. Er zeigte an sich selbst, daß die Götter ihren Verehrern nichts zur zeitlichen Glückseligkeit helfen können, indem er in ihrem Dienste, und nach dem Eide, den er bey ihnen geschworen hatte, unter unerhörten und abscheulichen Martern sterben mußte. Wenn aber die Verehrung der Götter erst nach dem Tode mit Glückseligkeit belohnt: so ist es eine Verleumdung gegen die christlichen Zeiten, zu sagen, Rom sey durch die Verachtung seiner Götter unglücklich geworden. Sagt man endlich, daß Regulus auch unter seiner körperlichen Noth, durch seine Tugend glückselig habe seyn können: so erweiset man Rom wenig Ehre, weil man nicht glaubt, daß es auf eben diese Art glücklich seyn konnte. Die Heyden werfen es auch den Christen vor, daß viele ihrer Frauenspersonen, und selbst einige Gott geweihte Jungfrauen, bey der Verwüstung der Hauptstadt, geschändet worden sind. Allein die Tugend herrscht vom Sitze der Seele her über den Körper, der nur durch einen heiligen Willen heilig wird und bleibt; er mag im übrigen leiden was er will. Welcher Mensch wird es denen Christinnen nicht vergeben, die sich lieber das Leben genommen haben, als daß sie ihre Entehrung erduldet hätten? Hingegen würde es auch unvernünftig seyn, es denen, die sich nicht umgebracht haben, zum Verbrechen anzurechnen, daß sie, um die Schandthat eines andern zu verhüten, selbst keine begangen haben. Da die Keuschheit eine Tugend der Seele ist: so kann sie auch mit dem Körper nicht verloren werden; und eine keusche Frauensperson, welche geschändet worden, hat daher keine Ursache, sich dafür mit dem Tode zu bestrafen. Es war bloß eine Schwäche der Schamhaftigkeit und der Ehrbegierde, daß sich Lucretia tödtete. Ein Christ hat über-

f. n. C. G. 363 bis 430.

E. n. T. G. 363 bis 430.

überhaupt in keinerley Betrachtung von seiner Religion die Erlaubniß, sich sein Leben zu nehmen: eben so wenig, als er andere tödten darf, einige Fälle ausgenommen; wobey es noch zweifelhaft ist, ob Jephta würklich auf Gottes Befehl seine Tochter umgebracht habe. Ein freywilliger Tod wird zwar oft als ein Beweis einer großen Seele angesehen; aber man bewundert denjenigen ohne Ursache, der seine Tage deswegen verkürzt, weil er gewiße Uebel, oder fremde Vergehungen, nicht ertragen kann. Auch der Selbstmord des so gepriesenen Cato, floß aus einer solchen Schwachheit des Geistes; nicht aus Stärke. Regulus war größer als er, (ja der ruhmwürdigste von allen Römern,) indem er unter seinen von ihm ehemals überwundenen Siegern lieber ein martervolles Leben führen, als sich daßelbe entreißen wollte. Wie viel mehr müßen Christen eine solche Tugend ausüben? Vergebens wendet man ein, es sey zu besorgen, der den Feinden unterworfene Körper möchte auch die Seele zur sündlichen Einwilligung verführen, und es sey also rathsamer, solches durch den Selbstmord zu verhüten. Nie darf man einer Sünde durch eine andere ausweichen. Einige fromme Christinnen haben sich zwar, um ihre Keuschheit zu retten, in einen Fluß gestürzt, und man feyert noch in der catholischen Kirche das Andenken ihres Märtyrertodes. Von diesen, sagt Augustinus, getraue ich mir nicht leicht zu urtheilen. Vielleicht haben sie dieses auf Gottes Befehl gethan; wie wir solches auch vom Simson glauben müßen. Dürfte man sich wegen der Gefahr sündlicher Reitzungen umbringen: so müßte man einen jeden, der durch die Taufe vollkommene Vergebung seiner Sünden erlangt hat, ermahnen, sich gleich darauf das Leben zu nehmen. Ueberdieß kann man auch gewiße göttliche Absichten dabey entdecken, wenn er zugiebt, daß die

Leiber

Leiber tugendhafter Christinnen Gewalt leiden müßen. Sie hatten vielleicht noch eine versteckte Schwachheit, welche zum Stolze aufwachsen konnte, wenn sie in ihrem glücklichen Zustande blieben. Oder sie standen noch in dem Irrthum, daß die Keuschheit bloß auf einen unversehrten Körper ankomme. Kurz, alle Diener des wahren Gottes haben ihren sichern Trost im Unglück, und können sich gegen die Vorwürfe ihrer Feinde darauf berufen, daß Gott überall gegenwärtig, und zu ihrem Besten würksam ist. Diejenigen, welche über die Noth der christlichen Zeiten klagen, streben nach einer schändlichen Glückseligkeit; sie verlangen Ruhe und Ueberfluß, nur zur Beförderung aller Wollüste und Ausschweifungen. Durch das siegreiche Glück der Römer ist es geschehen, daß ihre Sitten so sehr ausgeartet sind, wie solches Scipio Nasica voraus sah. Die öffentlichen Schauspiele, welche auf Befehl ihrer Götter angestellt worden, haben noch mehr dazu beygetragen. Sie haben sich auch durch den Untergang ihrer Stadt nicht beßern laßen; aber es fällt sehr in die Augen, daß Gott durch die Mäßigung dieser Strafe, ihre Bekehrung erleichtern wolle. J. n. C. G. 363 bis 430.

Nach allen diesen Anmerkungen des ersten Buchs, zeigt Augustinus im zweyten, welche Uebel Rom bey sich, und in seinen Ländern, noch vor dem Ursprunge des Christenthums erlitten habe, die also dieser Religion nicht zugeschrieben werden könnten. Die Heyden, schreibt er, haben von ihren Göttern niemals Vorschriften des Lebens erhalten; wohl aber sich eingebildet, daß sie denselben durch unzüchtige Spiele eine Verehrung erwiesen. Haben gleich die Philosophen weise Sittenlehren vorgetragen, auch die Naturkunde und die Vernunftlehre geschickt bearbeitet; so fehlt es ihnen doch an einer göttlichen Bestätigung: und

wer

J. n C. G 303 bis 430.

wer zum Laster geneigt ist, sieht mehr auf die schlimmen Handlungen, welche den Göttern beygelegt werden. Man sage nicht, daß dieselben bloß in den Fabeln der Dichter vorkommen; sie füllen auch die Schauspiele an, durch welche sich die Heyden, nach dem eigenen Befehl der Götter, in ihnen üben. Die Römer haben zwar die Frechheit der Schaubühne hierinne eingeschränkt; allein die Griechen wollten solches nicht thun, weil sie wußten, wie angenehm den Göttern solche Vorstellungen wären. Die Vertheidigung, daß doch diese Erzählungen von den Göttern erdichtet wären, ist theils gottlos, wenn man auf die Würde der Religion sieht; theils, nach der Bosheit der Dämonen betrachtet, sehr listig zum Betrügen ersonnen. Denn diese vor Götter gehaltene böse Geister, sehen es gern, daß auch Schandthaten, die sie nicht begangen haben, von ihnen berichtet werden; wenn sie nur dadurch die Gemüther der Menschen, als durch ein himmlisches Beispiel verführen, und zu einerley Strafe mit sich fortreißen. Die Griechen haben eben darum, damit zwischen ihren Göttern und ihnen eine vollkommene Aehnlichkeit seyn möchte, den Schauspielern zuweilen die wichtigsten Staatsangelegenheiten anvertrauet, und sie, gleich den Priestern, geehret. Die Römer hingegen haben, indem sie den Dichtern alle Angriffe auf das Leben und die Ehre der Menschen verboten, ziemlich stolz gegen ihre Götter gehandelt, welche die Schmähungen der Dichter gern ertrugen, und sie auch nach der Meinung der Römer mehr verdienten, als die Menschen. Diese ihre Denkungsart aber, und ihre Verachtung der Schauspieler, hätte sie auch zu der Erkenntniß führen sollen, daß solche Götter keiner Verehrung würdig sind. Richtiger dachte Plato, (den der Rechtsgelehrte Labeo unter die Halbgötter zählt,) indem er die Dichter in einer wohlgesitteten Stadt,

als

als Feinde der Wahrheit nicht dulden wollte. Ueberhaupt haben die Römer ihre Götter nur aus Schmeicheley gewählt, und sind daher öfters auf die unwürdigsten gefallen. Hätten die Götter den Römern Lebensregeln ertheilen können: so würden diese nicht ihre Gesetze von den Griechen entlehnt, noch so viel Ungerechtes begangen haben. Von diesen giebt der Verfaßer Beyspiele, und schildert den Verfall der römischen Sitten vor Christi Geburt ausführlich; besonders nach dem Sallustius und Cicero. Er sucht darauf zu zeigen, daß die Götter der Römer nicht allein nichts zur Beßerung derselben, und also auch zur Aufrechthaltung ihres Staats beygetragen; sondern sie vielmehr verschlimmert, und den Untergang ihres Staats befördert haben. Unter andern will er aus der Geschichte des Sylla beweisen, daß ihn die bösen Geister durch günstige Wahrsagungen und Vorbedeutungen auf alle Art aufgemuntert haben, weil sie nichts mehr befürchteten, als daß er sich beßern möchte. Man hat sie selbst mit einander fechten gesehen: zu einem desto gewißern Merkmale, daß sie die Menschen zu Kriegen anreitzen. Sie sollen zwar in ihren geheimsten Wohnsitzen, einigen ihrer auserwählten Verehrer, auch gute Vorschriften des Lebens ertheilt haben, um sich doch einigermaaßen nach der unauslöschlichen Empfindung der Rechtschaffenheit bey den Menschen zu richten. Allein da ihr öffentlicher Dienst jedermann zum Bösen verführt, und sie auch sonst dieses durch einen verborgenen Antrieb thun: so sind jene Ermahnungen an wenige, gar kein Ersatz dafür. Die christliche Religion hat die Menschen von diesem unglücklichen Zustande befreyet. Darüber sollten sie also nicht klagen; sondern sich vielmehr glückselig schätzen, daß sie sich von den bösen Geistern ihnen zur Strafe, loßreißen können. F. n. T. G. 363 bis 430.

Bis-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Bisher war von den Uebeln der Seele die Rede, welche die Menschen vor der Ankunft Christi ausgestanden hatten; nun aber thut Augustinus im dritten Buche dar, daß auch die körperlichen Uebel, welche die Heyden allein vor Uebel hielten, und allein nicht dulden wollten, in jenen Zeiten von ihren Göttern nicht abgewandt worden sind. Er nimmt die Beispiele bloß aus der römischen Geschichte, und fängt mit dem Untergange von Troja an. Nach der Erzählung der Heyden, hatten die Götter keine anständige Ursache, diese Stadt zerstören zu laßen. Sie konnten den vom Paris begangenen Ehebruch nicht strafen, weil sie selbst so häufig in dieses Verbrechen gefallen sind. Sie haben es auch eben so wenig an der Mutter des Romulus, als an diesem den Brudermord bestraft. Eben so hätte auch das neuere traurige und unverdiente Schicksal von Ilium, im ersten bürgerlichen Kriege, von den Göttern billig verhütet werden sollen. Doch sie haben selbst dem Numa den langwierigen Frieden nicht geschenkt, in welchem er regierte; wohl aber würden sie ihn vielleicht weniger betrogen haben, wenn sie ihn nicht in einer solchen Muße angetroffen hätten. Das Reich der Römer konnte im Genuß dieser Ruhe sicher bleiben; aber es brauchte blutige Kriege, um immer mehr zu wachsen. Je größer es wurde, desto mehr Götter nahmen die Römer an; gleichsam als wenn sie von wenigen nicht beschützt werden könnten; und dennoch wurden sie von denselben nicht vor mannichfaltigem Uebel verwahret. Hier geht das Verzeichniß der vornehmsten Unruhen und blutigen Händel, der Niederlagen, Verwüstungen, unglücklichen Todesarten ansehnlicher Männer, des Untergangs ganzer Städte, der bürgerlichen Kriege, und so vieler anderer Uebel an, denen die Römer bis auf Christum ausgesetzt waren. Augustinus bemerkt dabey, daß die Grausam-

samkeiten, welche Marius und Sylla ihren Mitbürgern zufügten, weit fürchterlicher und abscheulicher gewesen sind, als alle Verheerungen der Gothen; daß man man aber die letztern nicht ohne das sichtbarste Unrecht von der christlichen Religion herleiten könne; da hergegen die Heyden jene Unglücksfälle ihren Göttern nicht Schuld zu geben pflegten. F. u. E. G. 363 bis 430.

Zwar schreiben sie den weiten Umfang und die lange Dauer des Römischen Reichs ihren Göttern zu; daß sie sich aber auch hierinne irren, wird im vierten Buche dieses Werks bewiesen. Es ist schon unwahrscheinlich, sagt Augustinus, daß die Götter, welche einzele Menschen nicht glücklich machen konnten, das gesammte Reich zu einem solchen Wohlstande sollten erhoben haben. Aber überhaupt kann ein durch Kriege mächtig gewordenes Reich nicht unter die wahren Güter einer würklichen Glückseligkeit gerechnet werden. Ein Reich, das sich ohne Gerechtigkeit vergrößert, ist einem Räuberstaate ähnlich: und von dieser Art war das älteste und dauerhafteste, das Aßyrische Reich. Das Wachsthum und die Abnahme der Reiche laßen sich nicht ihren Schutzgöttern zuschreiben, weil man dabey viel Unschickliches von dem Streite derselben untereinander, von ihrer Veränderlichkeit, Ohnmacht, Wanderung, und dergleichen mehr, annehmen müßte. Die Römer insonderheit können nicht wohl sagen, welcher unter ihren unzählichen Göttern, ihr Reich vermehrt und erhalten habe: denn sie haben jeder Sache ihre eigene Gottheit vorgesetzt. Selbst Jupiter kann dieser ihr Schutzgott nicht seyn. Denn sie haben die Herrschaft der Welt die ihm beygelegt wird, unter mehrere Gottheiten getheilt; sie haben nicht einmal einen sichern und beständigen Begriff von ihm; sie geben eine Menge Götter und Göttinnen entweder vor Theile,

J. n. C. G. 363 bis 430.

oder vor Kräfte deßelben aus; sie machen ihn zur Seele der Welt, oder auch die vernünftigen Thiere zu seinen Theilen. Da es überdem eine Siegsgöttinn (Victoria) giebt: so sieht man nicht, wozu erst Jupiter nöthig sey, um das Reich zu erweitern. Sonderbar ist es auch, und ein Zeichen des unruhigen Gemüths der Römer, daß sie die Göttinn Ruhe, (Quies) die ihren Tempel vor einem Thore Roms hatte, nie zu einer feyerlichen Verehrung aufgenommen haben. Sie haben auch die Glückseligkeit (Felicitas) zur Göttinn gemacht, an der sie sich allein begnügen konnten; und desto überflüßiger das Glück, (Fortuna) das doch von jener Göttinn nicht wohl verschieden seyn kann; ja sogar das weibliche Glück, (Fortuna muliebris.) Gleichergestalt haben sie die Tugend (Virtus) zur Göttinn umgeschaffen, die doch nur eine Gabe Gottes ist: und auch der Treue (Fides) haben sie Tempel errichtet; ob sie gleich unter der Tugend mitbegriffen ist. Ihre gesammte Vervielfältigung der Götter beweiset, daß sie nicht verstanden haben, was Gott sey. Zwar rühmt sich Varro, seine Mitbürger belehrt zu haben, nicht allein, welche Gottheiten von ihnen verehrt werden müßen; sondern auch, was für eine jede derselben gehöre. Allein, daß er sie eben so wenig gekannt habe, ist leicht einzusehen. Eben die Göttinn Glückseligkeit, welche die Römer erst so spät zu verehren anfiengen, hätten sie vor allen andern Gottheiten in ihre Religion aufnehmen sollen; selbst Jupiter mußte derselben weichen. Daß sie Gaben Gottes in Götter verwandelt haben, dieses rechtfertigen sie zwar damit, weil sie doch unter den daraus gebildeten Götternahmen, nicht die Sache, welche gegeben wird, sondern den Gott, welcher sie giebt, hätten anzeigen wollen. Allein eben diese Ueberzeugung, die sie hatten, daß Jupiter ihnen die Glückseligkeit nicht ertheilen könne,

hätte

hätte sie dahin führen sollen, alle gute Gaben nur von dem einzigen wahren Gotte zu erwarten. Schlimm genug war es für sie, daß sie sich die Gottheit zu menschlich bildeten, und noch mehr, daß sie von den bösen Geistern genöthigt wurden, ihnen einen Dienst zu erweisen, den sie selbst vor schändlich erkannten. Scävola, dieser sehr gelehrte Oberpriester, behauptete, es gebe **dreyerley Gattungen von Göttern.** Die erste, welche von den **Dichtern** herkomme, sey nichtswürdig, weil man darinne vieles den Göttern unanständiges finde. Die zweyte stamme von den **Philosophen** her, und schicke sich nicht für die Staaten: theils weil sie einiges Ueberflüßige, theils weil sie auch schädliche Sätze für das Volk enthalte, wie insonderheit diese, daß manche, die vor Götter gehalten würden, Menschen gewesen, und als Menschen gestorben wären; daß es von den Göttern keine wahren Abbildungen gebe, und daß sie weder Geschlecht, noch Alter, noch bestimmte Glieder hätten. Alles dieses will der Oberpriester vor dem Volcke verborgen wißen, weil er es nicht vor falsch hält. Die dritte Gattung endlich ist von den **Großen im Staate** eingeführt worden: und diese kann allein gültig seyn. Ein solches Geständniß aber zeigt die schlechte Verfaßung der Religion bey den Römern, indem die poetischen Gottheiten dennoch unter ihnen herrschen, und in Ansehung der philosophischen es vor erlaubt gehalten wird, das Volk zu betrügen. Solche Götter können auch das Reich der Römer nicht erweitert und erhalten haben. Sie würden, wenn es ihnen möglich wäre, eher den Griechen eine so ansehnliche Gabe verschafft haben, als welche sich in der ihnen gemäßen Verehrung mehr hervorgethan. Die vermeinte Vorbedeutung von der Stärke und Dauerhaftigkeit dieses Reichs, welche der **Gott Terminus** gegeben haben soll, wird durch die

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Geschichte der Falschheit überwiesen. Selbst die weisern Verehrer der Götter haben oft gestanden, daß sie von denselben, und von ihrem gewöhnlichen Dienste verächtlich denken. Unter andern erkannte auch Varro, daß die sämmtlichen Sagen von den Nahmen und Bildern der Götter, einer starken Verbeßerung bedürften, und daß diejenigen allein eingesehen hätten, was Gott sey, die ihn vor eine Seele hielten, welche die Welt durch Bewegung und Verstand regierte. Daß übrigens die Großen gesucht haben, das Volk in Absicht auf die Religion zu hintergehen, schreibt sich von einer Klugheit her, welche die bösen Geister nachahmt. Der wahre Gott ist der einzige Urheber der Glückseligkeit, und ertheilt sie auch nur den Frommen. Ja damit diejenigen, welche sich keine bessern Güter denken können, als die zeitlichen, erkennen mögen, daß auch diese allein in Gottes Gewalt stehen, hat er sie seinem Volke so lange verschafft, als es seinen Gesetzen treu verblieb.

Da nun, so fährt Augustinus im fünften Buche fort, die Größe und lange Fortdauer des Römischen Reichs nicht von den falschen Göttern herrührt: so muß Gott gewiße Ursachen gehabt haben, dieselbe zu veranstalten. Von ohngefähr, oder nach einem nothwendigen Schicksal, ist sie nicht entstanden. Dieses giebt dem Verfasser Gelegenheit, weitläuftig vom Schicksal, (Fatum.) oder von der nach Gottes Willen bestimmten Stellung der Gestirne, die einen unveränderlich festgesetzten Einfluß in die menschlichen Angelegenheiten haben soll, zu handeln. Er erklärt sich wider die auf diese Meinung gegründete Sterndeuterey, und zeigt die Richtigkeit dieser Kunst an dem Beispiel von Zwillingen, die unter einerley Stellung der Gestirne auf die Welt kommen; und gleichwohl meistentheils im

Leben

Leben und im Tode sehr weit von einander abweichen. F. n. E. G. 363 bis 430. Dazu setzt er noch andere ähnliche Fälle, wie von der Wahl eines Tages, unter günstigem Gestirn, zu gewißen Geschäften; schließt aber zuletzt, daß, da die Sterndeuter bewundernswürdig viel Wahres ankündigten, ihnen solches durch einen geheimen Antrieb der bösen Geister bekannt gemacht werde, als welche dafür sorgten, daß solche falsche und schädliche Meinungen von dem mit den Gestirnen verbundenen Schicksale, den Gemüthern der Menschen eingeflößt, und darinne befestigt würden. Andere verstehen unter dem Schicksal den Zusammenhang und die Folge von Ursachen, durch welche alles geschieht, und die freylich auch von Gottes Willen und Macht abhängen, der sie von Ewigkeit vorher gesehen hat. Es ist aber am besten, sagt der Verfaßer, sich des unschicklichen Worts Schicksal gänzlich zu enthalten. Aus Furcht, daßelbe, und damit zugleich eine unvermeidliche Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen zuzugeben, leugnete Cicero sogar die göttliche Vorhersehung; die sich doch mit dem freyen Willen der Menschen gar wohl vereinigen läßt. Unser Wille selbst hat an der Ordnung der Ursachen, aus welchen die Handlungen entspringen, einen großen Antheil; er wird von keiner Nothwendigkeit beherrscht, und der Mensch sündigt nicht darum, weil es Gott vorher gesehen hat. Frägt man nun, warum Gott den alten Römern zur Vergrößerung ihres Reichs behülflich gewesen sey: so findet man den Grund davon in ihren Sitten. Sie waren äuserst Ruhmbegierig, freygebig mit dem Gelde, und begehrten nur einen anständig erworbenen Reichthum; ihr Vaterland wünschten sie nicht allein frey, sondern auch herrschend zu sehen, flohen die Wollüste, und suchten auf dem Wege der Tugend zur Ehre zu gelangen. Zwar ist die Ruhmbegierde ein Fehler; aber sie hat doch das Vorzügliche,

J. n. C. G. 363 bis 430.

daß sie viele andere Fehler vermeiden hilft. Der Christ muß ihr widerstehen, weil sein ganzer Ruhm bey Gott ist. An den Römern hingegen belohnte Gott ihre guten Sitten mit zeitlichen Gütern, deren sie allein fähig waren: und ihr Beispiel ist selbst den Bürgern der ewigen Stadt Gottes nützlich, um daran zu sehen, welche Liebe man dem obern Vaterlande um des ewigen Lebens schuldig sey, da das irdische von seinen Bürgern, bloß um menschlichen Ruhms Willen, so sehr geliebt worden ist. Die Römer nützten sogar den Völkern, welche sie durch Kriege überwanden: sie thaten freylich alles aus Ruhmbegierde; aber nur um irdischer Absichten Willen: desto weniger dürfen wir Christen stolz seyn, wenn wir, um in die herrlichste Stadt Gottes zu gelangen, uns ähnlicher Tugenden befleißigen. Die Begierde nach Ruhm ist zwar von der Herrschbegierde ziemlich verschieden, und ihr gewißermaaßen vorzuziehen; allein es ist eben so schändlich, wenn sie die Tugenden zu ihrem Dienste mißbraucht, als wenn dieselben, wie die Philosophen in einem Gemählde vorzustellen pflegen, der Wollust dienen müssen. Der wahre Gott allein hat also das Römische Reich verstärkt und erhalten; er hat die zum Theil lange Dauer und den Ausgang so vieler Kriege, durch welche es ehemals zerrüttet worden ist, bestimmt; er ist es, der den Untergang des so furchtbaren Heeres des Rhadagaisus an einem Tage veranstaltet hat: eine Begebenheit, welche die Heyden nicht mit der schuldigen Bewunderung und Dankbarkeit aufgenommen haben; da sie sonst so unbillig sind, alles öffentliche Ungemach dem Christenthum zuzuschreiben. Sie mögen auch nicht denken, daß wir einige christliche Kaiser deswegen glückseelig preisen, weil sie lange regiert, Aufrührer und Feinde besiegt, oder andere Vortheile dieser Art sich erworben haben. Nein, es geschieht darum,

darum, weil sie gerecht regierten, mitten unter allen Schmeicheleien sich stets ihrer Menschlichkeit erinnerten, ihre Macht zur Erweiterung der Verehrung Gottes anwandten, jenes Reich am meisten liebten, wo sie sich vor keinem Mitgenoßen fürchten dürfen, und andere ähnliche Eigenschaften an sich hatten. Zum Beyspiele davon, macht der Verfaßer zuletzt einen Abriß von dem großen **Constantinus**, und von dem ältern **Theodosius**. J. n. C. G. 363 bis 430.

Hierauf bestreitet er vom **sechsten** Buche an, diejenigen Heyden, welche vorgaben, daß man die Götter nur wegen des zukünftigen Lebens verehren müße. Hier findet er es gleich anfänglich ungereimt, daß man irgend einen dieser Götter um das ewige Leben bitten wolle; da doch jeder von ihnen besonders, nach dem herrschenden Begriffe, kaum eine irdische Gabe ertheilen könne, und man sich sehr wohl hüten müße, Brodt oder Wein nicht von dem unrechten Gotte zu erbitten, außerdem auch viele nicht einmal solche zeitliche Wohlthaten von ihnen erwarteten. Der gelehrteste unter allen Römern, **Marcus Varro**, setzt er hinzu, hat selbst zur Aufnahme des Dienstes der Götter, dergestalt von ihnen geschrieben, daß er ihnen dadurch mehr geschadet hat. In seinem großen Werke von göttlichen und menschlichen Dingen, Anstalten und Gebräuchen, (Antiquitatum Libri XLI.) kommt nicht die geringste Spur vom ewigen Leben vor. Auch gesteht er, daß er deswegen zuerst von menschlichen, und sodann von göttlichen Dingen rede, weil jene älter als diese wären; wiewohl er vergebens zu seiner Entschuldigung beyfügt, daß er nicht von der gesammten Natur der Götter schreibe. Was er von der Religionswißenschaft selbst sagt, ist nicht minder tadelnswerth. Er nennt eine **dreyfache Art der Theologie**, (mythica

seu fabulosa, physica seu naturalis, politica seu civi-
F. u. lis;) und dieses bezieht sich auf dasjenige, was bereits
C. G. 363 oben vom Scävola über die dreyerley Gattungen der
bis Götter angeführt worden ist. Ob nun gleich Varro
430. das Lügenhafte und Schändliche in der Theologie der Dichter erkennt, auch der Theologie der Philosophen, in der ihm nichts verwerflich vorkömmt, als die vielen Streitigkeiten, vor jener, und vor der Staatstheologie den Vorzug überläßt; so will er doch diese beßere Theologie dem Volke nicht bekannt werden lassen, und läßt die erste oder schlimmste, eben sowohl in ihrem Ansehen stehen, als die letzte. Er giebt selbst zu, daß die fabelhaften Götter für die Schaubühne, die natürlichen für die Welt, und die Götter des Staats für die Stadt gehören. Aber im Grunde sind die erstern mit den letztern einerley: und so wenig man von den Göttern der Schaubühne das ewige Leben hoffen darf; eben so wenig sind sie in der Gestalt, wie sie von den Priestern vorgestellt werden, eines solchen Zutrauens würdig. Die Deutungen der Fabeln aus der Naturkunde, (interpretationes physiologicae) helfen nichts zur Veredlung dieser doppelten Art von Theologie. Denn man sucht in derselben Religionswißenschaft, nicht Naturkunde: und diese gezwungene Milderung setzt den menschlichen Ursprung der Götter desto mehr ins Licht. Indem sich hier Augustinus bey einigen kleinern Gottheiten, und ihren verächtlichen Aemtern, besonders bey der Menge derer, die zur Vollziehung einer Heyrath das ihrige beytragen sollen, aufhält, hat er freylich gewonnen Spiel, um die Götterlehre lächerlich zu machen. Er zeigt aber auch aus dem Varro selbst, daß dieser, da er die Aehnlichkeit der Staatstheologie mit der fabelhaften nicht leugnen kann, eigentlich die Absicht verrathe, die natürliche, oder philosophische allein zu empfelen. Noch mehr

als

als er die poetische getadelt hat, erklärte sich Varro wider die Staatstheologie; welches aus Stellen deßelben bewiesen wird. Eben dieser tadelte auch die Religionsgebräuche (Sacramenta) der Juden, und besonders ihre Sabbathe, durch welche sie den siebenten Theil ihres Lebens einbüßten; er setzte hinzu, diese überwundene Nation hätte gleichwohl ihre Gebräuche durch die ganze Welt ausgebreitet, und sie wüßte doch die Ursachen derselben, da hingegen die meisten Heyden nicht wüßten, warum sie ihre Cärimonien verrichteten. L. n. C. G. 363 bis 430.

Damit man aber nicht sagen möge, daß wenigstens die Hauptgötter der Staatstheologie, Janus, Jupiter, Saturnus, und andere ihres gleichen, (Dii selecti, wie sie Varro, zwanzig an der Zahl, angiebt,) um der Hoffnung eines künftigen Lebens Willen verehrt werden müßen: so zeigt Augustinus auch hiervon das Gegentheil im siebenten Buche. Diesen auserlesenen Göttern hat man zum Theil eben so niedrige Bestimmungen und Verrichtungen beygelegt, als den geringern; und dagegen manchen von diesen weit edlere. Es ist auch bloß durch zufällige Umstände, nicht wegen der vorzüglichen Würde dieser Gottheiten, geschehen, daß sie einen solchen Rang erhalten haben: denn sonst hätte man ihn auch der Tugend und Glückseligkeit, und vor allen andern dem Glücke selbst, einräumen müßen. Die geringern Gottheiten haben sogar den Vorzug, daß keine schimpflichen Handlungen von ihnen erzählt werden. Was aber die vermeinten Geheimniße betrifft, welche man in den Abbildungen der Götter sucht: so haben sie nicht den geringsten Grund. Insbesondere wird umständlich an den Hauptgöttern dargethan, daß man sich von keinem derselben einen verständigen Begriff gemacht, sie ohne Noth von einander getrennt, ihnen

n. C. G. 363 bis 430.

die seltsamsten Beschäftigungen beygelegt, ihre Verehrung durch schändliche Cärimonien befleckt, und das ganze Lehrgebäude von ihnen in eine Verwirrung gebracht habe, der die Bemühungen der weisesten Heyden nicht haben abhelfen können. Richtigere christliche Grundsätze von Gott, und besonders auch von den Wohlthaten seines Sohnes, durch deßen Religion allein die Welt belehrt wurde, daß die Götter unreine Geister wären, haben die Menschen seit der Schöpfung her, durch viele Zeichen und geheiligte Gebräuche, (Sacramenta) sonderlich bey den Hebräern, gelernt. Auf der andern Seite haben die Römer vielmehr die entdeckten Bücher des Numa, worinne die Gründe der Religionsanstalten erklärt wurden, verbrannt, weil sie ihnen so wenig Ehre machten. Eben dieser König hat mit Hülfe der Wahrsagerkunst durchs Waßer, (hydromantia) in welchem er die Bilder der Götter sah, oder eigentlich von den bösen Geistern belehrt, alle seine Religionsvorschriften erfunden.

Einen weit wichtigern Streit, wie Augustinus selbst gesteht, fängt er im achten Buche an. Er kommt nemlich von den zwo schlechtern Arten der heydnischen Theologie, die er bisher durchgegangen hatte, auf die natürliche oder philosophische, um auch von dieser darzuthun, daß die Götter, welche sie zur Verehrung darstellt, nicht im Stande sind, jemanden das ewige Leben zu verschaffen. Nachdem er von den beyden ältesten philosophischen Schulen der Griechen, der Jonischen und Italiänischen, einige Nachricht vorangeschickt, auch die Verdienste des Socrates um die Sittenlehre gepriesen, und die Uneinigkeit seiner Schüler über das höchste Gut angezeigt hat: bleibt er bey dem vornehmsten derselben, beym Plato, stehen, der, nach seinem Urtheil, sowohl in der ausübenden

Philo-

Philosophie mit dem Socrates, als in der anschauenden mit dem Pythagoras, es allen andern zuvor gethan habe. Dieser Philosoph, sagt er, verbirgt zwar oft, wie Socrates, seine Wißenschaft und Meinung: und daher laßen sich seine Gedanken von großen Dingen, nicht eben deutlich erkennen. Doch versteht man ihn genug, um zu sehen, daß er und seine Anhänger, sowohl in der natürlichen Philosophie, als in der Vernunftlehre, endlich auch in der Sittenlehre, die übrigen Philosophen übertroffen haben. Daß Plato in der Lehre von Gott, dem Christenthum zuweilen sehr nahe gekommen ist, leiten einige davon her, weil er in Aegypten den Propheten Jeremias gehört; oder auch eben daselbst die Schriften der Propheten gelesen habe. Allein obgleich Augustinus selbst dieses ehemals behauptet hatte; (de Doctr. Christ. L. II. c. 28.) so hat er doch nachher gefunden, daß es sich mit der Zeitrechnung nicht vereinigen laße. Es bleibt also nur die Muthmaaßung übrig, daß Plato sich den Inhalt der biblischen Bücher durch einen Dollmetscher möchte bekannt gemacht haben; weil doch in seinem Timäus eine merkliche Aehnlichkeit mit der Schöpfungsgeschichte Mosis vorkömmt. Aber ohngeachtet ihrer richtigen Begriffe von dem einzigen wahren Gotte, haben doch die Platoniker, mit ihrem Lehrer selbst, die Verehrung mehrerer Götter gebilligt. Er lehrte, daß alle Götter gut wären; mithin hätten seine Anhänger nicht behaupten sollen, daß man die bösen Götter durch heilige Gebräuche besänftigen müße. Sie widersprechen ihm überhaupt durch dasjenige, was sie von den Dämonen, unter andern von dem Dämon des Socrates, schreiben. Diese Geister können vor den Menschen dadurch keinen Vorzug haben, weil ihre Körper luftig, und ihre Wohnungen höher als die unsrigen sind. Was auch Apulejus von ihren Leiden-

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

denschaften und Sitten meldet, ist hinlänglicher Beweis, daß sie keiner Verehrung werth sind; so wenig als sie Mittelspersonen zwischen den Göttern und Menschen abgeben können. Auf der Unterstützung dieser bösen Geister beruhen die so schädlichen und verbotenen Zauberkünste, denen die Platoniker gleichwohl ergeben sind. Sie nennen eine sehr nichtswürdige Ursache, warum die Menschen von den Göttern nichts anders, als durch Vermittelung der Dämonen, erlangen könnten: nemlich, weil kein Gott sich mit einem Menschen vermische. Auch verwickeln sie sich dadurch in die ungereimte Folge, daß die Götter sich durch die Berichte der Dämonen betrügen laßen müßen. Ganz anders denkt der Aegyptier Hermes Trismegistus von den Dämonen: (denn freylich zweifelt Augustinus an der Aechtheit seiner untergeschobenen Werke nicht.) Er sieht sie vor Götter an, die auf die sonderbarste Art von den Menschen gemacht worden wären, indem in die Bildsäulen der Götter, gleichsam als in ihre Körper, zur Beseelung derselben, durch eine gewiße Kunst eingeladene und einwohnende Geister gebracht würden, die ihren Verehrern nützen und schaden könnten. Hermes kündigt überdieß mit Bedauern die Zeit an, da alle solche Blendwerke der heydnischen Religion durch das Christenthum untergehen würden; gesteht aber doch zugleich die Irrthümer in Religionssachen, welche von den ältern Heyden eingeführt worden wären, und giebt eben so deutlich zu verstehen, daß die gottesdienstliche Verehrung der Heyden auf verstorbene Menschen gerichtet sey. Der Schmerz der Dämonen sprach durch ihn, welche die Strafen zum voraus beklagten, die sie an den Gedächtnißplätzen (Memoriae) der heiligen Märtyrer dereinst ausstehen sollten. Denn an vielen solchen Oertern werden sie gemartert, und zum Bekenntniße genöthigt,

und

und aus den Körpern der Beseßenen getrieben. Gleichwohl richten wir diesen Märtyrern keine Tempel, Priesterschaften, Gottesdienste und Opfer auf. Wir ehren ihre Gedächtnißplätze, als heiliger Menschen ihre, die bis an ihren Todt für die Wahrheit gefochten haben, damit die wahre Religion ausgebreitet würde. Wer hat aber jemals einen Priester beym Altar, der über dem heiligen Körper eines Märtyrers, zu Gottes Ehre erbauet worden, stehen, und im Gebete sagen hören: ich bringe dir, o Petrus, und Paulus! oder Cyprianus! ein Opfer dar. Dieses wird Gott allein dargebracht; und alle Religionsverrichtungen an den Oertern der Märtyrer, sind Zierden ihrer Gedächtnißplätze, nicht Gottesdienst gegen todte, als wenn sie Götter wären. Wer auch seine Speisen dahin trägt; (wiewohl solches die beßern Christen nicht thun, und es in den meisten Ländern nicht gewöhnlich ist,) der hat, wenn er darüber betet, und sie darauf, zu seinem Gebrauche, oder für Dürftige wegnimmt, die Absicht, daß sie durch die Verdienste der Märtyrer, im Nahmen des Herrn der Märtyrer geheiligt werden sollen. L. II. C. G. 363 bis 430.

Allein die Heyden hatten eine Ausflucht, um die Verehrung der Dämonen zu retten: sie unterschieden die guten von den bösen. Darauf antwortet Augustinus im neunten Buche, indem er zuerst dasjenige anführt, was der Platoniker Apulejus darüber sagt, und sodann aus ihm selbst, und andern heydnischen Philosophen beweiset, daß alle Dämonen böse sind. Sie werden alle durch Gemüthsbewegungen und Leidenschaften erschüttert. Sie sollen überhaupt Thiere, leidend und vernünftig, luftig und ewig seyn; eine Vermischung von Eigenschaften, die das Böse von ihnen nicht entfernt. Plotinus, dieser scharfsinnige Ausleger des Plato, gesteht, daß die Dämonen in ihrem

ewigen

J. n. C. G. 363 bis 430.

ewigen Leibe unglücklicher sind, als die Menschen in ihrem sterblichen. Seine Meinung, daß aus den Seelen der verstorbenen Menschen gute oder böse Dämonen werden, (Lares vel Lemures, seu Larvae) ist ein für die Sittlichkeit des Lebens gefährlicher Einfall. Aber die ganze Platonische Beschreibung der Dämonen zeigt, daß sie weder mit den Göttern glückseelig, noch mit den Menschen elend seyn, sondern sich nur in einem Mittelstande befinden können, der sterbliche Glückseeligkeit, oder unsterbliches Elend mit sich bringt. Sterblichkeit zieht nothwendig Elend nach sich: und eben darum haben die Menschen ihren Mittler Jesus Christus bekommen. Die Anhänger des Plato legen ihm fälschlich die Meinung bey, daß kein Gott sich mit den Menschen vermische; er hat vielmehr gelehrt, daß Gott, indem er sich dem Gemüthe eines Weisen nähert, dadurch nicht befleckt werden könne; aber das läßt sich auch in keinem andern Falle von ihm denken. Sollten die Dämonen durch die Verbindung mit den Menschen verunreinigt werden: so würde man sich desto weniger von ihnen etwas Großes versprechen können. Sie suchen uns vielmehr von dem Wege zu Gott abzuziehen, als daß sie Mittelspersonen, um zu ihm zu gelangen, abgeben sollten. Selbst ihre Verehrer gebrauchen den Nahmen derselben nicht anders als im schlimmen Verstande. Zwar haben die Dämonen denselben von der Wißenschaft empfangen; aber diese ist bey ihnen ohne Liebe: und daher hat ihr Stolz die Ehre, welche dem wahren Gott gebührt, sich zuzueignen versucht. Eben deswegen hat sich ihnen auch der Erlöser nicht durch das Licht, welches die Frommen erleuchtet, und die Herzen reinigt; sondern durch gewiße zeitliche Würkungen seiner Macht, und Zeichen seiner verborgensten Gegenwart, die ihnen sichtbarer waren, als sie es der menschlichen Schwachheit

heit seyn können, bekannt gemacht: und das, um sie zu schrecken. Die Dämonen verstehen nur körperliche und zeitliche Dinge; betrügen sich aber oft in Ansehung des Zukünftigen; da hingegen die guten Engel alles gewißer, kräftiger, und zu ihrer Glückseeligkeit brauchbar wißen. Diese letztern heißen in der heiligen Schrift im uneigentlichen Verstande Götter; und noch deutlicher werden daselbst fromme Menschen so genannt, damit sich nicht etwan der schwache Mensch erkühne, einen von jenen, wegen ihrer Vortrefflichkeit, als Gott zu verehren; ingleichen, damit sie gewiß seyn möchten, derjenige sey ihr Gott, welcher der Gott der Götter genannt wird. Und so wollen wir auch mit dem Plato nicht über den Nahmen streiten, wenn er die seeligen, unsterblichen, von Gott geschaffenen Geschöpfe, die wir Engel nennen, Götter genannt haben will. S. n. C. G. 363 bis 430.

Dieses führt den Verfaßer im zehnten Buche zu einer langen Untersuchung über die Verehrung der Engel, wider die Platoniker. Alle Glückseeligkeit, sagt er, welche Engel und Menschen genießen, kömmt von Gott. Ihn müßen daher alle Geschöpfe ehren: und die seeligsten Geister verlangen eben sowohl, daß wir dieses thun, als sie selbst in seinem Dienste seelig sind. Gott allein gebührt ein Opfer: nicht als wenn er es nöthig hätte; sondern damit das sichtbare ein Sacrament, oder heiliges Zeichen des unsichtbaren Opfers sey. Das wahre Opfer ist jedes Werk, welches wir verrichten, um in heiliger Gesellschaft an Gott zu hängen. Daher ist selbst die Barmherzigkeit, die wir einem Menschen erweisen, kein Opfer, wenn sie nicht um Gottes Willen geschieht. Die ganze erlöste Stadt Gottes wird durch den großen Priester, der sich selbst im Leiden für uns dargebracht hat, als ein allgemeines Opfer Gott dargebracht. Das

ist

J. n. C. G. 363 bis 430.

ist also das Opfer der Christen: Viele sind ein Leib in Christo. Eben daßelbe begeht die Kirche am Sacramente des Altars, so daß ihr daran gezeigt wird, sie werde durch dasjenige, was sie darbringt, selbst dargebracht. Gott hat durch den Dienst der Engel so viele Wunder verrichtet; sie sind so sehr Werkzeuge seiner Vorsehung, daß man auch hieraus erkennen muß, er allein verdiene Opfer und Anbetung. Die Erzählungen hingegen von Wundern der Dämonen, und von der Reinigung der Seele durch die Theurgie, unter Anrufung eben derselben, enthalten nichts als betrügerische Kunstgriffe. Zwar wurde den Dämonen zu einer bestimmten Zeit eine gewiße Macht überlaßen, Menschen in Besitz zu nehmen, die Stadt Gottes zu verfolgen, und sich nicht allein freywillige Opfer zu verschaffen; sondern auch dieselben von andern zu erpreßen. Aber alles nur darum, damit die Märtyrer, (welche wir, wenn es die kirchliche Gewohnheit erlaubte, weit zierlicher unsere Heroas, oder Helden, nennen würden,) einen desto herrlichern Sieg über sie erlangen möchten. Die Platoniker wollen die Reinigung der Seele durch ein dreyfaches Grundwesen in der Gottheit, das sie aber nicht erklären können, bewerkstelligt wißen; allein, wir kennen nur Ein Mittel zu dieser Absicht, die Erlösung Christi, durch welche alle gläubige Gerechte, sowohl zur Zeit des Gesetzes Mosis, als bereits vorher, Kräfte zu einem frommen Leben erlangt haben. Porphyrius, mit dem sich Augustinus gegen das Ende dieses Buchs vorzüglich lang beschäftigt, hat noch mehr als andere Platoniker, sich der Dämonen und der Theurgie angenommen; aber mit vieler Unbeständigkeit. Er wollte auch, wie andere von dieser Parthey, die Menschwerdung Christi aus Stolz nicht erkennen, und hielt die menschliche Seele vor gleichewig mit Gott; konnte aber, nach seinem

eige-

eigenen Geständniße, keinen allgemeinen Weg zur Befreyung der Seele finden, weil er ihn nicht im Christenthum suchte. F. n. C. G 363. bis 430.

Mit dem eilften Buche hebt nun der zweyte Hauptheil dieses Werks an, worinne der Ursprung, Fortgang und Ausgang der beyden Städte, der himmlischen, oder Gottes, und der irdischen, oder der Welt, beschrieben wird, nachdem der Verfaßer bisher die Feinde der erstern widerlegt hatte. Er fängt mit der Anmerkung an, daß man Gott nicht anders, als durch den Mittler, seinen Sohn, zu erkennen im Stande sey, und daß man seinen Willen aus der von ihm veranstalteten canonischen Schrift lerne. Die Welt, das größeste unter allen sichtbaren Dingen, ist nicht ewig; gleichwohl hat Gott durch die Schöpfung derselben seinen ewigen Rath und Willen nicht verändert. So wenig als man sich einen unermeßlichen Raum vor derselben denken darf; so wenig kann die Zeit eher, als die Welt selbst, ihren Anfang genommen haben. Die sechs Tage der Schöpfung zeigen die Erkenntniß Gottes und seiner Werke an. Gottes Ruhe am siebenten Tage, bedeutet die Ruhe derer, welche in Gott ruhen, und welche er ruhend macht, so wie man unter der Freude des Hauses diejenigen versteht, welche sich im Hause freuen. Die Engel scheinen geschaffen worden zu seyn, als Gott sprach: Es werde Licht! Denn sie wurden des ewigen Lichts theilhaftig, welches die unveränderliche Weisheit Gottes ist, durch welche alles gemacht worden. Sie sind von dem einfachen unveränderlichen Guten geschaffen worden, das Gott ist; aber nicht gezeugt: denn sonst wären sie einerley Natur mit demselben, wie Vater und Sohn, mit welchem der heilige Geist Ein Gott ist. Diese Natur des Guten nennen wir nicht deswegen einfach, als wenn der

Kap. II. T. G. 363 bis 430.

Vater, oder der Sohn, oder der heilige Geist in derselben allein wäre; oder als wenn es eine bloße Dreyeinigkeit des Nahmens wäre; sondern sie heißt darum einfach, weil sie das ist, was sie hat, ausgenommen das Verhältniß, in welchem jede Person gegen die andere genannt wird. Die gefallenen Engel hatten mit den heilig gebliebenen, auch vor ihrem Falle nicht eine gleich vollkommene Seligkeit, eben weil dieselbe nicht ewig währen sollte, und ihr Gemüth darüber beunruhigt war, daß sie dieses nicht gewiß wußten. Vergleicht man auf der andern Seite die Glückseligkeit der Menschen im Paradiese mit derjenigen, deren fromme Christen in der Hoffnung einer künftigen Unsterblichkeit fähig sind: so war jene durch den Genuß eines gegenwärtigen Guten größer; diese aber ist es durch die Hoffnung eines bevorstehenden. Man könnte übrigens aus der Stelle: Der Teufel ist ein Mörder von Anfang, schließen, daß er gleich von seiner Schöpfung an, nicht glückseelig gewesen sey; ob es gleich gewiß ist, daß er nicht gleich gesündigt habe. Es folgen andere ähnliche Anmerkungen des Verfaßers über die Schöpfung, wie unter andern von den Graden, und von der Verschiedenheit der Geschöpfe; daß die Bosheit in denselben nicht Natur, sondern wider die Natur sey; über die Schönheit des Ganzen, welche durch Gegensätze noch mehr hervorleuchte; daß der von Gott zwischen Licht und Finsterniß gemachte Unterschied anzeige, er habe nach seiner Vorhersehung sogleich zwischen den guten und bösen Engeln einen Unterscheid getroffen; daher es auch bloß von dem Lichte heiße, daß es Gott gebilligt habe; und dergleichen mehr. Sodann widerlegt er diejenigen, welche einiges von Gott geschaffene vor schlechterdings böse halten, da doch alles zum Besten des Ganzen das seinige beytrage, und selbst Gifte in Arzeneyen verwandelt werden

könn-

könnten; ingleichen die Meinung des Origenes, daß die Seelen, welche Gott gemacht, sich durch Sünden von ihm entfernt hätten, nach der Verschiedenheit derselben nach und nach vom Himmel bis auf die Erde herab, gesunken wären, und die Leiber zu Fesseln bekommen hätten; daß folglich die Welt, nicht um etwas Gutes zu schaffen, sondern um das Böse zu hemmen, hervorgebracht worden sey. Augustinus erklärt hierauf kürzlich die Lehre von der göttlichen Dreyeinigkeit; getrauet sich aber nicht zu bestimmen, ob des guten Vaters und guten Sohnes heiliger Geist, weil er beyden gemein ist, richtig die Güte von beyden genannt werden könne; und will ihn lieber die Heiligkeit von beyden nennen; wiewohl nicht als ihre Eigenschaft, sondern als eine würkliche Substanz, und die dritte Person der Dreyeinigkeit. Doch verwirft er die erstere Benennung auch darum nicht ganz, weil doch die göttliche Güte nichts anders als die Heiligkeit sey. Von der dreyfachen Zahl in der Gottheit, und der dreyfachen Beziehung der heiligen Stadt auf dieselbe, findet er Spuren in der dreyfachen Eintheilung der Philosophie; (physica, logica, ethica,) auch in der dreyfachen Eigenschaft unserer Natur, daß wir nemlich sind, unser Daseyn kennen, und sowohl unser Daseyn als Kennen lieben. Die Akademiker, setzt er hinzu, können hier nicht den Einwurf machen: Wie? wenn du dich betrögest? Denn, wenn ich mich betrüge, so bin ich: und eben so ist es mit dem Kennen und Lieben. Denn weil ich es wäre, der sich betröge, wenn ich mich auch betröge: so betrüge ich mich ohne Zweifel darinne nicht, daß ich mein Daseyn kenne. Noch zeigt er, wie wir unser Seyn und unser Wissen lieben, und wie wir selbst diese Liebe lieben müßen; wie vorzüglich die Wissenschaft der heiligen Engel in Ansehung der göttlichen Werke sey; welche Vollkom-

J. n. C. G. 363 bis 430.

menheit in den Zahlen sechs und sieben stecke: daß die
J. n. C. G. Engel nicht, wie einige behaupteten, vor der Welt ge-
363 schaffen worden; ähnliche Bemerkungen von geringem
bis Werthe zu übergehen.
430.

Das zwölfte Buch enthält auch in seinem Anfange eine Fortsetzung der Fragen über die Engel. Der Unterscheid zwischen guten und bösen Engeln rührt nicht von ihren verschiedenen Naturen und Grundeinrichtungen; sondern von ihren verschiedenen Willen und Begierden her. Diejenigen, welche in der heiligen Schrift Feinde Gottes heißen, widerstreben ihm nicht von Natur, sondern durch Laster: und die Fehler, welche manche an unvernünftigen oder leblosen Geschöpfen tadeln, zeigen eben so wenig eine böse Natur an; sondern offenbaren vielmehr die Ehre ihres Schöpfers. Die Ursache von der Seeligkeit der guten Engel ist darinne zu suchen, weil sie demjenigen anhängen, der am höchsten ist; und die bösen sind elend, weil sie von diesem Höchsten abgekehrt, sich zu sich gewandt haben, die nicht die höchsten sind. Nach mehrern solchen Einfällen, kommt der Verfaßer auf die Schöpfung des Menschen. Hier streitet er zuerst mit denen, welche behaupteten, daß es immer Menschen gegeben habe; oder daß schon viele tausend Jahre verflossen wären; oder daß die Welt nach gewißen Jahrhunderten stets von neuem untergehe, und wieder aufgehe; oder daß die Menschen zu spät geschaffen worden wären, und dergleichen mehr. Er selbst unterfteht sich zwar nicht zu sagen, daß Gott einmal nicht Herr gewesen seyn sollte; doch fürchtet er sich auch hierüber, etwas zu bejahen, wenn er bedenkt, wovon Gott immer Herr gewesen seyn soll, da es nicht immer ein Geschöpf gegeben habe. Er versucht noch allerley Antworten auf die gedachte Frage, wie unter andern, daß

man

man sagen könnte, es habe zu aller Zeit Geschöpfe, bald diese, bald jene gegeben; gesteht aber gleichwohl zuletzt, man könne ihm vorwerfen, daß er leichter bejahe, was er nicht wiße, als lehre was er wiße. Weiter setzt er sich denen entgegen, welche glaubten, daß die Werke Gottes von Ewigkeit her, nach dem Verlauf gewißer Jahrhunderte, immer wieder auf gleiche Art geschähen; andern, welche es leugneten, daß selbst Gottes Wißenschaft das Unendliche begreifen könne; noch andern, welche die Seelen, wenn sie gleich schon der höchsten Glückseeligkeit theilhaftig geworden wären, dennoch nach dem Umlauf gewißer Zeiten, wieder in ihr voriges Elend zurückfallen, und damit in Ewigkeit abwechseln ließen. Mit der Schöpfung des Menschen, und der göttlichen Vorhersehung in Ansehung seiner, beschließt der Verfaßer dieses Buch; nicht ohne vorher noch bewiesen zu haben, daß Gott allein Schöpfer von allem sey, und die Engel weder die menschlichen Körper, nach der Meinung der Platoniker, noch sonst etwas hervorgebracht hätten. S. n. C. G. 363 bis 430.

Er untersucht darauf im dreyzehnten Buche den Fall des Menschen, mit seiner Folge, der Sterblichkeit. Selbst die Seele hat, wie er behauptet, gewißermaaßen ihren Todt: nemlich, wenn sie von Gott verlaßen wird. Diesen Todt kennen die Frommen nicht; wohl aber den leiblichen, der auch bey ihnen noch Strafe der Sünde ist. Ob ihnen nun gleich die Schuld derselben erlaßen ist; so sollte doch nicht gleich auf die Taufe Unsterblichkeit des Leibes folgen, weil sonst kein Glaube Statt finden würde; als welcher sich mit der Hoffnung beschäfftigt. Dagegen erlangt der Christ, der um des Bekenntnißes seines Heylandes Willen stirbt, dadurch eben sowohl Vergebung der Sünden, als durch die Taufe. Was die Zeit anlangt,

F. n. C. G. 363 bis 430.

wenn die Seele vom Leibe getrennt wird: so ist sie nicht an den Todten, sondern an den Sterbenden, und also an Lebenden zu suchen. Es ist unterdeßen sehr schwer zu sagen, wenn jemand sterbend, das heißt, weder lebend, noch todt sey; ja man kann sich kaum einen Sterbenden denken, indem sich ein jeder entweder vor dem Tode, oder nach demselben befindet. Es ist auch vielleicht durch göttliche Veranstaltung geschehen, daß es mit dem Worte mortuus eine ganz andere Beschaffenheit hat, als mit andern ähnlichen Wörtern in der lateinischen Sprache. Gott hatte den Menschen beyderley Todt gedroht, wenn sie sündigen würden: und den Todt der Seele empfanden sie darauf zuerst; sie verließen Gott eher, als er sie verließ. Diejenigen Philosophen, welche die Trennung der Seele von dem Körper vor keine Strafe hielten, da doch Plato den von dem höchsten Gott gemachten Göttern versprechen läßt, daß sie ihre Körper ewig behalten sollten; weiter diejenigen, welche leugneten, daß irdische Körper unverweslich und ewig werden können; endlich auch solche, die nicht glaubten, daß die ersten Menschen, wenn sie nicht gesündigt hätten, unsterblich geblieben seyn würden; werden alle umständlich widerlegt. Es wird zugleich behauptet, daß der Körper der Heiligen dereinst zu einer größern Vollkommenheit werde erhoben werden, als er war, da die Menschen noch nicht gesündigt hatten; und daß man unter dem Paradiese, wenn es gleich würklich vorhanden gewesen, doch zugleich etwas Geistliches verstehen könne, nemlich, das Leben der Seeligen; unter den vier Flüßen deßelben, die vier Haupttugenden; unter den Bäumen deßelben, alle nützliche Wißenschaften; oder es könne auch das Paradies die Kirche bedeuten; die vier Flüße darinne, die vier Evangelia, und so weiter. Dazu setzt der Verfaßer noch eine Erklärung

von

von dem geistlichen Leibe, welcher auferstehen soll, und bestreitet die Meinung, als wenn Gott, indem er dem Menschen einen lebendigen Odem einhauchte, ihm den heiligen Geist ertheilt habe. F. n. C. G. 363 bis 430.

Das vierzehnte Buch begreift ebenfals noch eine weitere Erörterung des ersten Zustandes der Menschen, und besonders ihres Falles. Nach dem Fleische leben, sagt Augustinus, zeigt nicht bloß fleischliche Wollüste; sondern alle Laster der Seele überhaupt an. Denn die Sünde ist aus der Seele, nicht aus dem Körper, entstanden: und das Verderben des Körpers, welches darauf folgte, ist nicht Sünde, sondern Strafe. Das sieht man auch an dem Teufel, der keinen Körper hat; dem aber der Mensch dadurch ähnlich wird, daß er nach sich selbst, nicht nach Gott, lebt. Die Platoniker hegen zwar keinen so thörichten Irrthum, als die Manichäer, daß sie nemlich den menschlichen Körper, als die Natur des Bösen, verabscheuen sollten; aber sie glauben doch, daß die sterblichen Gliedmaaßen einen solchen Einfluß auf die Seele haben, der nothwendig Gemüthsbewegungen, und dadurch Sünden, erzeugen müße. Doch es kömmt hier eigentlich auf den Willen des Menschen an, nach deßen Beschaffenheit, auch seine Leidenschaften gut oder böse sind. Die Stoiker mögen hier andere Nahmen beybringen, so viel sie wollen, um in dem Gemüthe des Weisen keine beunruhigende Leidenschaft zuzugeben; wie sie denn an Statt der Begierde, ihm bloß Willen; für die heftige Freude, (laetitia) bloß sanfte Frölichkeit, (gaudium) und an Statt der Furcht, nur Vorsichtigkeit verstatten; vom Schmerze aber, oder von der Traurigkeit behaupten, sie könne gar bey ihm nicht Platz finden: so muß man doch immer bey den Gemüthsbewegungen auf den Grund des Herzens

F. n. C. G. 363 bis 430.

sehen, aus welchem sie als Laster, aber auch als Tugenden, kommen können. Die ersten Menschen vor dem Falle hatten gar keine Gemüthsunruhen. Allein der böse Wille, der nicht nach der Natur, sondern wider dieselbe ist, wurde zuerst mehr ein Abfall von Gott, als ein böses Werk. Die Verführung des stolzen Engels kam hinzu: so verlor der Mensch die freye Willkühr des Willens, die er vor dem Sündigen gehabt hatte. Daß aber durch die erste Sünde, die doch so gering zu seyn scheint, eine so große Veränderung in der menschlichen Natur gestiftet worden, das kommt davon her, weil der Mensch den Gehorsam, welcher der Grund von allen Tugenden ist, bey einem so leicht zu haltenden Gebote übertrat. Auch war Stolz, oder Begierde nach verkehrter Hoheit, der Anfang seines bösen Willens; er verließ Gott, indem er sich selbst gefiel: und dieser Stolz war desto schlimmer, da er für die Sünde noch eine Entschuldigung suchte. Desto gerechter war auch die göttliche Strafe: und eigentlich ist dem Ungehorsam hinwiederum Ungehorsam vergolten worden. Denn worinne besteht sonst das Elend des Menschen, als daß sein Ungehorsam gegen ihn selbst gerichtet worden ist? Weil er dasjenige nicht wollte, was er konnte, so will er seitdem dasjenige, was er nicht kann. Wider seinen Willen wird sein Gemüth beunruhigt, sein Körper schmerzt ihn, veraltert und stirbt; insonderheit aber bemächtigen sich seiner die Begierden zu seinem Verdruße unwiderstehlich. Das gilt vorzüglich von der wollüstigen Begierde, deren Befriedigung uns erst nach dem Falle beschämt; wenn sie gleich sonst rechtmäßig ist. Wären die Ehegatten im Paradiese geblieben, so würden sie dieselbe nicht empfunden haben; das menschliche Geschlecht würde ohne dieselbe fortgepflanzt worden seyn, indem die Unschuldsvollen Menschen ihre Zeugungs-

gungsglieder, eben so wie ihre andere Glieder, bloß nach ihrem Willen, nicht in Folge einer Lust, deren sie sich schämen müßten, hätten gebrauchen können. So giebt es noch Menschen, welche ihre Ohren bewegen, die sämmtlichen Haare ihres Kopfs auf die Stirne herablegen, und wieder auf denselben zurück ziehen, auch häuffige Thränen vergießen können, wenn sie wollen. Ein Presbyter in Africa, Restitutus, hat zu unserer Zeit, so oft es ihm gefiel, und wenn er darum gebeten wurde, auf die nachgeahmte klägliche Stimme irgend eines Menschen, sich so sehr seiner Sinnen entschlagen, und als ein Todter liegen können, daß er weder Stiche, noch zuweilen selbst das Feuer fühlte, und ganz Athemlos befunden wurde. Uebrigens kann freylich selbst der Fromme nicht leben wie er will, als wenn er dahin gelangt ist, wo es unmöglich ist zu sterben, hintergangen zu werden, und anzustoßen. Weder die bösen Engel, noch die sündigenden Menschen haben die göttliche Vorsehung gestört, weil es nur an ihnen lag, in ihrer ursprünglichen Güte zu beharren. Und so hat eine doppelte Liebe auch eine doppelte Stadt gestiftet: die Liebe zu sich selbst, bis zur Verachtung Gottes, die irdische Stadt; und die Liebe zu Gott, bis zur Verachtung seiner selbst, die himmlische Stadt. F. n. C. G. 363 bis 430.

Von dieser Erklärung des Ursprungs beyder Städte, geht Augustinus im funfzehnten Buche zu ihrem Fortgange über, den er in der Geschichte des alten Testaments findet, und in diesem Buche vom Cain und Abel, bis zur Sündfluth hin, beschreibet. Kurz, wie er selbst hier sagt, die beyden mystisch genannten Städte sind die beyden Gesellschaften von Menschen, wovon die eine bestimmt ist, in Ewigkeit mit Gott zu regieren; die andere aber, ewige Strafen mit dem Teufel zu leiden. Ueber beyde Arten von Menschen

J. n. C. G. 363 bis 430.

also, die in der heiligen Schrift vorkommen, macht er allerley Bemerkungen. Cain bauete eine Stadt, und dieser Stifter der irdischen Stadt war, wie der Stifter Roms, ein Brudermörder; Abel hingegen bauete keine, da er ein Fremdling war, der seine Stadt im Himmel hatte. Daß Cain eine Stadt hat anlegen können, obgleich damals nur drey Männer auf der Welt genannt werden, wird daher begreiflich, weil Moses nur diejenigen Menschen unter vielen andern nennt, die er nach der Absicht seines Werks anführen mußte. Damals waren die Menschen um vieles gröſſer als jetzt, wie man aus den ungeheuren Knochen sieht, die zuweilen gefunden werden. Die Verschiedenheit in Ansehung der Jahre der Patriarchen, in den hebräischen und in unsern (das heißt, aus der alexandrinischen Uebersetzung verfertigten lateinischen) Handschriften, ist vermuthlich daraus entstanden, weil die Handschrift aus der Büchersammlung des Ptolemäus fehlerhaft abgeschrieben, und darauf der begangene Irrthum durch andere vorsetzliche Veränderungen bedeckt wurde. Die Glaubwürdigkeit der Erzählung gründet sich zwar auf die Urschrift; allein niemand hat sich doch erkühnt, daraus die siebzig Dollmetscher zu verbeßern. Wo es daher kein Irrthum des Schreibers ist: so muß man glauben, daß sie auf Antrieb des heiligen Geistes, wo der Verstand der Wahrheit gemäß ist, nicht als Uebersetzer, sondern mit der Freyheit eines Propheten, etwas anderes haben sagen wollen. Abel, und andere fromme Väter, hatten in ihrem Nahmen und Leben eine Beziehung auf Christum; so wie auch die Arche des Noah ein Bild der in dieser Welt wandernden Stadt Gottes war. In dem eben gedachten Schiffe brauchten diejenigen Thiere nicht zu seyn, welche ohne eine Vereinigung beyder Geschlechter, aus allerhand Dingen und ihrer Fäulniß

entste-

entstehen; überhaupt aber war es die Sorge Gottes, wie so mancherley Thiere in daßelbe hinein gekommen sind, und auch wohl an Speisen, welche sie sonst nicht eßen, einen Geschmack mögen gefunden haben. F. n. E. G. 363 bis 430.

Im sechszehnten Buche wird die Geschichte der beyden oft genannten Städte dergestalt fortgeführt, daß sie zwar gemeinschaftlich bis auf den Abraham, aber die Geschichte der Stadt Gottes bis zum Saul hin, erweitert wird. Es sind wiederum vermischte Erläuterungen, Deutungen, Fragen und Einfälle. So werden die vermeinten prophetischen Vorbedeutungen in den Nahmen und Schicksalen der Nachkommen des Noah aufgesucht. Wenn gesagt wird, Gott sey auf die Erde herab gestiegen: so zeigt dieses an, er habe etwas auf der Erde gethan, das, weil es außer dem gewöhnlichen Lauf der Natur wunderbar geschehen, seine Gegenwart gewißermaaßen merklich mache. Auf die vom Lande sehr entfernten Inseln sind diejenigen Thiere, die nur in der Arche erhalten wurden, und nur durch Begattung fortgepflanzt werden, entweder von Menschen zum Behuf der Jagd gebracht worden; oder sie sind auf göttlichen Befehl, auch wohl durch den Dienst der Engel, dahin gekommen. Sind sie aber, gleich ihrem ersten Ursprunge, wieder aus der Erde entstanden: so fällt es desto mehr in die Augen, daß so viele Thiere in der Arche nicht sowohl darum aufbehalten worden sind, damit sie wieder auf der Erde hergestellt werden könnten, als um die mannichfaltigen Völker abzubilden, die sich in der Kirche versammeln sollten. Alle unnatürliche menschliche Geburten, oder ganze Völker dieser Art, Menschen zum Beispiel, die nur ein Auge auf der Stirne haben, oder zugleich beyderley Geschlechts sind, stammen doch vom Adam und Noah her, wenn anders dergleichen Ungeheuer, von denen

denen man erzählt, würklich vorhanden, und Menschen sind. Gegenfüßler aber, oder Antipoden, giebt es gar nicht: denn man weiß dieses nicht historisch; sondern hat es nur durch einen fehlerhaften Schluß ersonnen. Daß der alte Abraham nach dem Tode der Sara, die Ketura heyrathete, geschah nicht aus Mangel an Enthaltsamkeit; oder weil er noch Söhne zeugen wollte; sondern gleichwie Hagar und Ismael, nach dem Apostel, die Fleischlichgesinnten des alten Testaments anzeigen: so bedeuteten Ketura und ihre Söhne, die Fleischlichgesinnten des Neuen; oder die Ketzer und Juden. — Doch dieser allegorischen Spielwerke, mit welchen alles hier angefüllt ist, sind vielleicht schon zu viele beygebracht worden.

T. II. T. G. 363 bis 430.

Eben so reichlich findet man dieselben, nebst einer Menge Weißagungen der Propheten des alten Testaments erklärt, im siebzehnten und achtzehnten Buche. Jenes setzt die Geschichte der Stadt Gottes vom David bis auf Christum fort; dieses ergänzt eben dieselbe Geschichte, und verbindet damit die Schicksale der irdischen Stadt, bis zum Ende der Welt. Die Reden der Propheten nehmen, nach dem Urtheil des Verfaßers, einen dreyfachen Verstand an; indem sie entweder auf das irdische, oder auf das himmlische Jerusalem, oder auf beyde zugleich gehen. Unter vielen andern Stellen, ist das Danklied der Mutter des Propheten Samuel von dieser letztern Art; ingleichen die göttliche Verheißung, die dem David in Ansehung seines Sohns Salomo geschah. Alle hundert und funfzig Psalmen sind Davids Arbeit. Wenn er einige derselben mit fremden Nahmen bezeichnet hat: so hat dieses seine besondere Bedeutung; und wenn sogar darunter Propheten vorkommen, die lange nach ihm gelebt haben, so konnte ihm der prophetische Geist

ihre

ihre Nahmen gar wohl offenbaren. Wie in den Psalmen, so giebt es auch in den drey Büchern, welche vom Salomo herkommen, vieles, was Christum und die Kirche betrifft. Unter andern geht die Stelle in seinem Prediger: Der Mensch hat nichts bessers unter der Sonnen, als Eßen und Trinken, (C. VIII. v. 15.) auf das heilige Abendmahl: dasjenige Opfer, welches an die Stelle aller Opfer des Alten Testaments getreten ist, weil der Leib Christi selbst darinne dargebracht, und den Genießenden mitgetheilt wird. Eine ziemlich umständliche Vergleichung der Israelitischen Geschichte mit der gleichzeitigen Geschichte heydnischer Reiche, Völker und Städte; wobey auch die damit verbundenen Fabeln aus der Götterlehre nicht vergeßen werden. Von den Dichtern der Heyden, welche Theologen waren. — Von den Verwandlungen in Thiere, welche den Menschen durch die Macht, oder vielmehr durch den Betrug der Dämonen dergestalt wiederfahren seyn sollen, daß die Körper solcher Menschen irgendwo in einem tiefen Schlafe gelegen hätten, und dafür ein phantastischer Körper in der Gestalt eines Thieres gebildet worden sey, dem die bösen Geister alle Empfindungen und Handlungen eines Thieres beygelegt hätten; da indeßen der schlafende Mensch geträumet habe, würklich in ein solches Thier verwandelt worden zu seyn, und wie daßelbe gelebt zu haben. — Von der Erythräischen, oder nach anderen, der Cumäischen Sybille, und ihren offenbaren Weißagungen auf Christum. Nachdem der Verfaßer eine Menge solcher, oder vielmehr weit zuverläßigerer Vorherverkündigungen von Christo, aus den jüdischen Propheten, wiewohl auch darunter manche nach einer sehr gezwungenen Auslegung, gesammelt hat, bemerkt er, daß man vielleicht auch beym Esra eine Prophezeyung auf Christum in der Stelle annehmen

F. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

men könne, wo gesagt wird, die Wahrheit sey das Mächtigste von allem, weil doch, nach dem Evangelium, Christus die Wahrheit sey; ingleichen, daß die Bücher der Maccabäer zwar nicht von den Juden, wohl aber von der Kirche vor canonisch gehalten würden, weil sie die heftigen und wunderbaren Leiden einiger Märtyrer für das göttliche Gesetz in sich faßten. Kein Weiser und Theologe der Heyden, wie Augustinus weiter zeigt, übersteigt an Alter die Weisheit der jüdischen Lehrer und Propheten; ja es sind sogar die Schriften des Noah und Henoch vor der Sündfluth, deswegen nicht in den Canon aufgenommen worden, weil sie so alt sind, daß gar leicht an Statt der wahren, falsche vorgebracht werden könnten. Es werden auch in der Geschichte der Israelitischen Könige, Schriften der Propheten genannt, die gleichwohl, ich weiß nicht warum, in der gedachten Sammlung fehlen; sie müßten denn von ihnen bloß als von Menschen, mit historischem Fleiße aufgesetzt worden seyn. Die hebräische Sprache ist älter als Heber, und ihre Buchstaben sind älter als das Gesetz Mosis. — Die Uebersetzung der zwey und siebzig Dollmetscher, welche nach Alexandrien geschickt worden sind, haben ihre Arbeit mit einer so erstaunenden und würklich göttlichen Uebereinstimmung abgefaßt, daß man wohl sieht, Gott habe sich ihrer zur Ausbreitung der Religion bedient. Aus ihrer Uebersetzung ist die lateinische geflossen, deren sich die lateinischen Gemeinen bedienen: und wenn gleich Hieronymus, mit vieler Gelehrsamkeit begabt, die seinige aus dem hebräischen Texte verfertigt hat; so glauben doch die christlichen Gemeinen, daß jener Uebersetzung keine andere vorgezogen werden dürfe, weil der prophetische Geist auf den Verfaßern derselben geruht hat. Was sich in derselben befindet, und im hebräischen Texte fehlt, das hat der Geist

Gottes

Gottes lieber durch jene Ueberſetzer, als durch die Verfaßer von dieſem ſagen wollen, um zu zeigen, daß beyde Propheten geweſen ſind. — Es gab vor Chriſto, auch außerhalb des Iſraelitiſchen Volcks, Leute, welche nach Gott lebten, ihm gefielen, und zum geiſtlichen Jeruſalem gehörten; doch iſt ſolchen der Mittler zwiſchen Gott und den Menſchen von Gott geoffenbart worden. Vom Abel an, bis zum Ende der Welt, geht die Kirche ſtets unter Verfolgung der Welt, und Tröſtungen Gottes fort. Seitdem das Heydenthum zerſtört wird, hat der Teufel die Ketzer aufgebracht; aber ſie haben doch nur das Chriſtenthum befeſtigen geholfen. Die Meinung einiger, daß die Kirche, nach den ausgeſtandenen zehn Verfolgungen, weiter keine bis auf den Antichriſt leiden werde, der die eilfte erregen ſollte, darf nicht ſo leicht angenommen werden. Jene zehn hat man in den aegyptiſchen Plagen von gleicher Anzahl vorbedeutet zu finden geglaubt; allein das iſt eine bloße Muthmaaßung. Und wohin rechnet man die Verfolgung, in welcher Chriſtus gecreutzigt worden iſt? Oder diejenige, welche bald nach ſeiner Himmelfahrt in Paläſtina entſtanden iſt? und andere mehr. Die Zahl der Verfolgungen, durch welche die Kirche geübt werden ſoll, kann nicht beſtimmt werden; und die Zeit der allerletzten iſt eben ſo ungewiß, als die von den Heyden feſtgeſetzte Zeit der Dauer des Chriſtenthums vor eine Lüge befunden worden iſt. F. n. C. G. 363 bis 430.

Es iſt noch das Ende oder höchſte Ziel der beyden Städte, Gottes und der Welt, übrig: und von dieſem fängt Auguſtinus im neunzehnten Buche zu handeln an. Zuerſt beſchreibt er die gewaltige Uneinigkeit der heydniſchen Philoſophen in der Beſtimmung des höchſten Guts; worüber, wie Varro in

J. n. C. G. 363 bis 430.

seinem Werke von der Philosophie bemerkt habe, zwey hundert und acht und achtzig verschiedene Meinungen möglich wären. Dieser Schriftsteller selbst erkennt die Vereinigung der Güter der Seele und des Leibes, unter der Regierung der Tugend, vor das höchste Gut. Wir Christen, fährt Augustinus fort, finden solches nur im ewigen Leben. Auf der Welt können wir solches noch nicht sehen, und suchen es nur im Glauben; wir können auch nicht durch eigene Kräfte das tugendhafte Leben führen, wodurch wir uns deßelben fähig machen. Diejenigen hingegen, welche das höchste Gut, so wie das höchste Uebel, in dieses Leben setzen, wollen hier glückseelig seyn, und es nach einer eiteln Einbildung, durch sich selbst werden. Das gegenwärtige Leben ist so elend und mühseelig; die Tugend selbst, welche der Gipfel menschlicher Güter seyn soll, hat so unaufhörlich mit den Lastern, selbst mit unsern eigenen, zu streiten, und ist überhaupt so unvollkommen, daß man schon hieraus einsehen kann, wie wenig auf der Welt Glückseeligkeit möglich sey. Dazu kommen die vielfachen Uebel des gesellschaftlichen Lebens der Menschen; ihre thörichten und schädlichen Urtheile von einander; die Trennung, welche durch die vielen Sprachen unter ihnen gestiftet wird; das Ungemach der Kriege, selbst der gerechten; und die beständige Besorgniß, in der wir wegen unserer wahren Freunde stehen. Auch kann es leicht geschehen, daß man, indem man die guten Engel zu Freunden zu haben glaubt, die bösen Geister zu verstellten und desto gefährlichern Freunden bekomme, je listiger sie sind. Glückseeligkeit kann also nur dort seyn, wo völlige und ewige Ruhe zu erwarten ist; so wie der Gebrauch aller zeitlichen Dinge auf den Genuß des irdischen Friedens ankömmt, nach welchem freylich auch die himmlische Stadt, so lange sie in dieser Sterblichkeit lebt, trachtet. Diese Betrachtung führt

den

den Verfaßer noch zu andern Untersuchungen, wie unter andern über die Römische Republick, welchen Nahmen er aus einer sonderbaren Ursache nicht erkennen will; über einige Stellen des Porphyrius von Christo; und über die Tugenden, die keine Beziehung auf Gott haben, als welche er nicht unter die wahren zählen will. F. n. E. G. 363 bis 430.

Auf der andern Seite gedenkt er auch des ewigen Unglücks derer, die nicht zur Stadt Gottes gehören, und geht daher im zwanzigsten Buche die Lehre vom jüngsten Gerichte durch. Er erinnert, daß Gott zwar vom Anfange des menschlichen Geschlechts gerichtet habe, und noch immer fort richte; obgleich seine Gerichte bey den Leiden der Frommen, und dem Glücke der Gottlosen unergründlich wären; daß aber die unverständigen Klagen darüber mit dem jüngsten Gerichte aufhören würden. Von diesem werden mehrere biblische Beweisstellen angebracht. Die erste Auferstehung, deren die heilige Schrift Meldung thut, trift nach seiner Erklärung die Seelen; die zweyte aber die Körper. Diejenigen, setzt er hinzu, welche die erstere auf die Körper ziehen, sind vornemlich durch die Zahl der tausend Jahre dazu bewogen worden, welche in der Offenbarung Johannis (Cap. XX.) angegeben werden: als wenn nemlich nach einer Arbeit von sechs tausend Jahren, das siebente Tausend zu einer Sabbaths-Ruhe bestimmt wäre, zu welcher die Heiligen auferstehen würden; welches schon durch die sechs Tage der Schöpfung, und den siebenten Ruhetag, abgebildet worden wäre, weil doch bey dem Herrn ein Tag soviel als tausend Jahre, und diese so viel als jener ausmachten. „Diese Meinung, so schließt Augustinus, wäre ziemlich erträglich, wenn man dabey annähme, daß an diesem Sabbath die Gegenwart des Herrn den Heiligen einige geistliche Ergötzlichkeiten verschaffen würde; so wie ich ehe-

J. n. C. G. 363. bis 430.

mals auch geglaubt habe. Allein, da man sagt, daß die alsdenn Auferstehenden höchst unmäßige fleischliche Mahlzeiten halten sollten, so kann dieses nur von Fleischlichgesinnten geglaubt werden. Die Geistlichgesinnten hingegen, nennen diejenigen welche dieses glauben, mit einem griechischen Worte Chiliasten, welches wir wörtlich durch Milliarios übersetzen können." Nach des Verfaßers Einsicht kann man die gedachten tausend Jahre entweder so verstehen, daß von den letzten der sechstausend Jahre die Rede sey, nach welchen der ewige Sabbath folgen werde; oder man kann sie auch überhaupt vor die gesammte Zeitdauer der Welt nehmen, weil die Zahl Tausend das vollkommene Quadrat der zehnten Zahl ist. Das Anbinden des Teufels, von welchem Johannes redet, besteht darinnen, daß ihm nicht erlaubt wird, die ganze Versuchung, welche er mit Gewalt oder List zur Verführung der Menschen anwenden kann, auszuüben. Er ist seit der Zeit gebunden worden, da die Kirche außerhalb Judäa unter andern Völkern ausgebreitet worden, und wird bis zum Ende der Welt in diesem Zustande bleiben. Alsdann wird er drey Jahre und sechs Monathe hindurch mit allen seinen und der seinigen Kräften wüten; ohne doch diejenigen, mit welchen er kriegen wird, überwinden zu können. Würde er niemals loßgebunden: so würde seine boshafte Macht weniger merklich seyn; es würde alsdenn die treue Geduld der heiligen Stadt weniger geprüft werden; man würde auch weniger einsehen, wie gut sich der Allmächtige eines so grossen Uebels zu seinen Absichten bedient habe. Denn selbst während der kurtzen Zeit seiner Loßlaßung, wird doch die christliche Kirche zunehmen. Unterdeßen regieren die Heiligen mit Christo, schon in den tausend Jahren, da der Teufel gebunden ist; das heißt, sie sind Mitglieder seines Reichs, der Kirche.

Viele

Viele andere mit den vorhergehenden verwandte Fragen beantwortet der Verfaßer auch noch in diesem Buche. Denjenigen, welche leugnen, daß es auch eine Auferstehung der Seelen gebe, muß man, nach seinem Urtheil, die Stellen des Apostels Paulus entgegen setzen, wo er vom geistlichen Auferstehen mit Christo redet. Gog und Magog zeigen nicht einige besondere, sondern alle gegen die Kirche feindselig gesinnten Völker an. Die Regierung der Heiligen mit Christo, wird auch in den viertehalb Jahren der Loßlassung des Teufels fortwähren. Das Meer, welches seine Todten zum Gerichte hergeben wird, ist die Welt, wo Christus noch viele Lebende antreffen wird, von denen sowohl die Frommen, als die Bösen, nach der biblischen Sprache, (Coloß. C. III. v. 3. Matth. C. VIII. v. 22.) oder auch wegen ihrer sterblichen Leiber, gar wohl Todte heißen können. In welchem Tempel Gottes der Antichrist, von welchem Paulus an die Christen zu Thessalonica schreibt, sitzen werde? ob in den Trümmern des vom Salomo gebaueten? oder in der Kirche? ist ungewiß. Daher verstehen auch einige unter demselben eine große Anzahl Menschen, die zu ihm gehören, und übersetzen die Stelle des Apostels: Er wird sitzen in den Tempel Gottes; als wenn er selbst dieser Tempel, oder die Kirche wäre. Manche glauben, daß der Apostel von dem Römischen Reiche rede, und sich deswegen versteckt ausdrücke, damit man ihn nicht beschuldigen könne, als wünschte er demselben Böses; indem er würklich den Nero unter dem Antichriste gemeint habe. Einige vermuthen, daß dieser Kaiser auferstehen, und der Antichrist seyn werde. Andere sind der Meinung, er sey nicht einmal umgebracht, sondern nur auf die Seite geschafft worden, damit man ihn vor todt halten möchte; er lebe heimlich in dem muntern Alter, in welchem man glaubte, daß er getödtet

F. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

tödtet worden sey, bis er zu seiner Zeit wieder die Regierung erlangen werde. Von allen diesen Meinungen nimmt der Verfaßer nur so viel an, daß der Apostel allerdings das Römische Reich im Sinne gehabt habe; übrigens aber auf die vielen Ketzer ziele, die in den letzten Zeiten aus der Kirche hervorgehen würden. Die bey der Zukunft Christi zum Gerichte noch Lebenden werden, wie er es erklärt, in einem Augenblicke den Körper verlaßen, und denselben, nachdem er sogleich unsterblich geworden, alsbald wieder annehmen. So hält er auch davor, daß nach dem Propheten Maleachi, (C. IV. v. 5. fg.) der Prophet Elias noch lebe, und vor dem jüngsten Tage auf die Welt kommen werde, um die Juden durch eine geistliche Auslegung des Gesetzes, an statt der fleischlichen, der sie jetzt folgen, zu Christo zu bekehren.

Endlich handelt der Verfaßer in den beyden letzten Büchern von der ewigen Bestrafung der Gottlosen, und von der ewigen Seeligkeit der Frommen. Im ein und zwanzigsten zeigt er zuerst, daß jene Strafe nicht unglaublich sey. Denjenigen, schreibt er, die es nicht begreifen können, daß beseelte menschliche Körper niemals sterben, und sogar in den Martern ewiger Feuer fortdauern sollten; die es auch nicht zugeben, daß wir sie hierinne auf die göttliche Allmacht verweisen, sondern ein Beyspiel zu ihrer Ueberzeugung fordern, antworten wir zwar, daß es in der That sterbliche, und also verwesliche Thiere gebe, die mitten im Feuer leben; daß auch eine gewiße Art von Würmern im Quell heißer Waßer, welche sich niemand zu berühren getrauet, gefunden werde; nicht allein ohne Verletzung, sondern auch, ohne daß sie sich anderswo aufhalten könnten. Allein sie wollen dieses entweder nicht glauben, wenn wir es ihnen nicht zeigen können;

oder,

oder, wenn wir solches thun, so antworten sie, dieses sey nicht hinlänglich, die streitige Sache zu bestätigen, weil jene Thiere nicht immer lebten, und in der Hitze keine Schmertzen empfänden, da dieselbe ihrer Natur gemäß wäre. Als wenn es nicht unglaublicher wäre, im Feuer zu leben, als dadurch gemartert zu werden. Aber, so sagen eben diese Ungläubigen, es giebt keinen Körper, der Schmerzen leiden, und nicht sollte sterben können. Woher wißen wir dieses? Wer ist von den Körpern der bösen Geister gewiß, daß sie an denselben Schmerzen leiden, wenn sie bekennen, große Martern auszustehen? Antwortet man, es gebe kein des Schmerzens fähiges Fleisch, das nicht sterben könnte: so sagt man damit nichts weiter, als was die Menschen durch Sinnen und Erfahrung herausgebracht haben. Denn sie kennen kein anderes Fleisch, als ein sterbliches: und was sie nicht erfahren haben, das halten sie vor unmöglich. Wie kann man aus den Schmerzen den Todt folgern, da er vielmehr ein Merkmal des Lebens ist? Wenn ein Schmerz den Körper tödtet: so ist dieses die Ursache, weil die Seele mit demselben so verbunden ist, daß sie den höchsten Schmerzen weicht, und fortgeht; der Zusammenhang der Glieder mit den Lebenskräften, ist alsdann so schwach, daß sie die Gewalt, welche den höchsten Schmerzen verursacht, nicht ertragen kann. In jener Welt hingegen wird die Seele mit einem solchen Körper und dergestalt verbunden seyn, daß dieses Band durch keine Länge der Zeit aufgelöset, und durch keinen Schmerz zerrißen werden kann. Der erste Todt treibt die Seele wider ihren Willen aus dem Körper; der zweyte wird sie wider ihren Willen im Körper erhalten. Darauf aber geben diese Widersprecher nicht Acht, daß es etwas Größeres gebe, als den Körper. Hier haben wir dasjenige gefunden, was bey aller Empfindung des Schmerzens,

F. n. E. G. 363 bis 430.

F. n. C. G. 363 bis 430.

gleichwohl unsterblich ist. — Im Grunde gehört auch der Schmerz, den man dem Körper beylegt, mehr zur Seele. Es schmertzt sie etwas entweder mit ihm, oder auch allein, wenn gleich im Körper befindlich; oder wenn sie auch außerhalb deßelben ist. Allein der Körper kann weder unbeseelt, noch beseelt, ohne die Seele Schmerzen leiden. Wenn man also vom Schmerze richtig auf den Todt schließen könnte: so müßte auch der Todt mehr für die Seele gehören, als für den Körper. Zwar haben die Platoniker behauptet, die Leidenschaften kämen von den irdischen Körpern in die Seele; allein ihre Begierde ist schon eine Quelle des Schmerzens. Und wenn die Körper den Schmerz in der Seele hervorbringen: warum können sie nicht auch machen, daß dieselbe sterbe? Hieraus erhellet also, daß der Schmerz keinen nothwendigen Grund von einem künftigen Tode abgebe. Da nun der Salamander, welcher im Feuer lebt, und einige Berge Siciliens, welche, ob sie gleich seit so langer Zeit brennen, doch ganz fortdauern, Beweises genug sind, daß nicht alles was brennt, verzehrt werde; da auch die Seele anzeigt, daß nicht alles was Schmerz leiden kann, darum auch sterben könne: wozu verlangt man noch von uns Beispiele zum Beweise, es sey nicht unglaublich, daß die Körper der Menschen, welche ewige Strafe ausstehen, auch im Feuer die Seele nicht verlieren, und ohne Abgang brennen, und ohne Untergang Schmerz leiden? Eine solche Eigenschaft wird das Fleisch alsdann von demjenigen besitzen, der so vielen andern Dingen wunderbare Eigenschaften ertheilt hat, daß wir sie eben um ihrer Menge Willen, nicht einmal bewundern. So fault das Fleisch des Pfaues niemals. Die Kohlen aus verbrannten Holze, die so sehr zerbrechlich sind, widerstehen doch durch ihre Dauerhaftigkeit jeder Feuchtigkeit, und der Zeit überhaupt.

haupt. Der Kalch und der Demant sind nicht weniger bewundernswürdig. Es giebt so viele andere wunderbare Dinge in der Natur, von denen sich, so gewiß sie auch sind, doch keine Ursache angeben läßt: und diesen Ungläubigen ist es ebenfals unmöglich. Gleichwohl leugnen sie es, daß Fleisch brennen könne, ohne verzehrt zu werden. F. n. T. G. 363 bis 430.

Hierauf, sagt Augustinus, antworten unsere Gegner vielleicht: Alle diese Erzählungen von wunderbaren natürlichen Erscheinungen dürfen nicht geglaubt werden; sonst müßte man auch die vermeinten Wunderwerke der heydnischen Religion glauben! Doch es ist leicht zu sehen, daß viele sogenannte Wunder nicht allein von menschlicher Kunst, sondern auch durch Zauberkünste und List der bösen Geister hervorgebracht werden. Je mehr diese versuchen, die Herzen der Menschen zu besitzen, indem sie sich in Engel des Lichts verstellen, desto sorgfältiger müßen wir uns vor ihren wunderbaren Handlungen hüten. Wenn sie aber dieses vollbringen können, wieviel mächtiger müßen die heiligen Engel, wie vielmehr muß es Gott seyn, der diese so große Wunderwerke verrichten läßt? Warum sollte also Er, der die Welt voll unzählbarer Wunder gemacht hat, nicht auch machen können, daß die Körper der Verdammten durch ewiges Feuer gemartert werden? Legt man jenen Ungläubigen etwas bewundernswürdiges in der Natur vor, so sagen sie: das ist eine Kraft der Natur; die Natur der Sache bringt es so mit sich! Allein, da Gott der Urheber aller Naturen ist: so sollten sie es auch, ohne eine besondere Ursache zu verlangen, glauben, wenn wir ihnen beweisen, daß dieses oder jenes der Wille des allmächtigen Gottes sey. — Sollten sie aber antworten, sie könnten es deswegen nicht glauben, daß die menschlichen Körper

J. n. C. G. 363 bis 430.

immer brennen und doch nicht sterben würden, weil wir wißen, daß die Natur dieser Körper ursprünglich ganz anders eingerichtet worden sey: so können wir ihnen zwar aus der heiligen Schrift entgegen setzen, daß eben dieses menschliche Fleisch anders vor der Sünde, nemlich unsterblich, und anders nach der Sünde, nemlich sterblich, eingerichtet worden; daß es auch wieder in der Auferstehung der Todten eine andere Beschaffenheit erhalten werde. Weil sie aber der heiligen Schrift nicht glauben: so wollen wir aus ihren eigenen gelehrtesten Schriftstellern zeigen, es sey allerdings möglich, daß ein Ding die erste bekannte Bestimmung seiner Natur verändern könne. Und hier führt Augustinus aus dem Varro verschiedene Abweichungen vom gewöhnlichen Laufe der Natur, am Himmel und auf der Erde, an.

Uebrigens glaubt der Verfaßer, daß nicht allein das Feuer, welches die Verdammten brennen soll, sondern auch der an ihnen nagende Wurm, von Schmerzen des Leibes zu verstehen sey. Er macht sich zwar den Einwurf, daß jenes Feuer, wenn es nicht unkörperlich wäre, keine Strafe für die bösen Geister abgeben könne, wie doch in der heiligen Schrift versichert werde. Allein er antwortet hierauf, man könne entweder mit den Gelehrten annehmen, daß auch die Dämonen Körper haben, welche aus jener dicken und feuchten Luft bestehen, deren Bewegung bey blasendem Winde empfunden werde; oder wenn man ihnen keine Körper zuschreiben wolle, so dürfe man doch behaupten, daß auch unkörperliche Geister auf eine wahre, obgleich wunderbare, Art, durch körperliches Feuer gestraft werden können, da die Geister der Menschen, die doch gewiß unkörperlich sind, nicht nur jetzt in körperliche Gliedmaaßen eingeschloßen werden könnten;

son-

sondern auch dereinst durch die Bande ihrer Körper unauflöslich gefeßelt werden sollen. F. n. C. G.

Augustinus streitet hierauf mit denen, welche es vor ungerecht hielten, daß Sünden, selbst große, die in einem sehr kurzen Zeitraum begangen worden sind, mit einer ewigen Strafe belegt werden sollten. Er erinnert dagegen, daß in den gerechtesten Gesetzen nicht darauf gesehen werde, wie viel Zeit auf eine Sünde gewandt worden; sondern auf die Wichtigkeit des Verbrechens, das oft in wenigen Augenblicken begangen worden, und gleichwohl mit immerwährender Strafe geahndet wird. Es komme auch deswegen den Menschen nach ihrer Empfindung eine ewige Strafe hart und ungerecht vor, weil sie nach ihren schwachen Einsichten nicht begreifen könnten, wie ungemein groß ihre erste Versündigung gewesen sey. Je mehr der Mensch damals Gottes genoß, desto gottloser habe er dadurch gehandelt, daß er denselben verlaßen, und sich dadurch eines ewigen Uebels werth gemacht, indem er dasjenige Gute in sich zu Grunde gerichtet hätte, das ewig seyn konnte. Deswegen ist die ganze Maße des menschlichen Geschlechts verdammt worden. Der erste Sünder wurde mit dem Stamme, der in ihm eingewurzelt war, gestraft; so daß keiner von dieser gerechten Ahndung anders als durch Barmherzigkeit und unverdiente Gnade befreyet, und ein solcher Unterschied in dem menschlichen Geschlechte beobachtet wird, daß an einigen gezeigt werde, was die barmherzige Gnade, an andern, was die gerechte Rache vermöge. Die letztere trift weit mehrere, als die erstere, damit man merke, was allen gebühre. Zwar glauben die Platoniker, daß alle Strafen, göttliche und menschliche, in diesem Leben, oder nach dem Tode, zur Beßerung auferlegt werden. Allein, fährt der Verfaßer fort, ob es gleich in diesem Leben einige reinigende Strafen für diejenigen giebt, welche dadurch 363 bis 430.

J. n. T. G. 363 bis 430.

beßer werden; so werden doch alle andere Strafen, theils zeitliche, theils ewige, entweder für ehemalige Sünden, oder für solche, die noch begangen werden, oder zur Ausübung und Bekanntmachung von Tugenden, auferlegt. Die zeitlichen Strafen leiden einige bloß in diesem Leben; andere nach dem Tode; noch andere jeßt und alsdann; doch alle vor dem jüngsten Gerichte. Diejenigen welche keine Strafen in diesem Leben, sondern erst nach demselben leiden, sind überaus selten. Doch hat der Verfaßer einige gekannt, deren ganzes Leben ruhig, und von allem kränklichen Anstoße frey war. Unterdeßen kann man das ganze Leben als eine Strafe ansehen, weil es ganz Versuchung ist. Diese ist uns durch die Sünde im Paradiese zur Strafe geworden.

Friedlicher, wie der Verfaßer sagt, will er mit jenen Mitleidigen handeln, die entweder von allen, welche Gott zur Hölle verurtheilt hat, oder von einigen derselben glauben, daß ihre Strafen nur eine gewiße Zeit, nach der Größe ihrer Sünden, dauren werden. Origenes hoffte gar, daß selbst die Teufel, nach weit härtern und längern Martern, dereinst wieder in die Gemeinschaft der heiligen Engel kommen würden. In der That, wenn jene so mitleidig gegen die verdammten Menschen sind: so sollten sie ihr Mitleiden auch bis auf den Teufel erstrecken. Aber dieses wagen sie nicht, weil es noch ein gröberer Irrthum gegen das Wort Gottes wäre. Andere behaupten, es sey zwar den bösen Menschen vorher gesagt worden, daß sie der Strafe würdig wären; wenn es aber einst zum Gerichte käme, würde doch die Barmherzigkeit Gottes die Oberhand behalten, indem er sie dem Gebete und der Fürbitte seiner Heiligen schenken würde. Da diese noch als Sünder für ihre Feinde gebetet haben, wie vielmehr

werden sie es, von aller Sünde frey, für eben dieselben thun, welche sie als Flehende erblicken werden? und wie sollte Gott sie nicht alsdann erhören? Die nicht zu erfüllende Drohungen Gottes sollen die Würkung thun, daß sich viele, aus Furcht vor den langen oder ewigen Strafen, beßern. Andere versprechen die Befreyung von den ewigen Strafen, nicht allen Menschen; sondern nur denen, welche auf Christum getauft worden, und seines Leibes theilhaftig werden; sie mögen in einer Gottlosigkeit oder Ketzerey gelebt haben, in welcher sie wollen. Manche schränken auch dieses wiederum nur auf diejenigen ein, welche in dem Körper Christi, oder in der rechtgläubigen Kirche, gelebt haben; so daß sie auch bey der ärgsten Ruchlosigkeit, keine ewige, wenn gleich schwere und lange Strafen, auszustehen haben würden. Noch andere sind der Meinung, daß alle Rechtgläubigen, wiewohl sie übel gelebt haben, doch darum, weil sie Christum zum Grunde gelegt hätten, durch das Feuer, wie Paulus sich ausdrücke, (1 Corinth. C. III. v. 11.) seelig werden, das heißt: nach den Strafen jenes Feuers befreyet werden würden, mit welchem am jüngsten Gerichte die Bösen bestraft werden sollen. Endlich sind auch einige auf den Gedanken gerathen, daß nur diejenigen im ewigen Feuer brennen würden, die es versäumt hätten, für ihre Sünden Almosen auszutheilen, wie Jacobus in seinem Briefe (C. II. v. 13.) bezeuge. Wer aber im Allmosengeben fortfahre, ohne eben dabey seine Sitten zu beßern, der werde entweder gar keine Strafen in jener Welt leiden; oder nur auf eine gewiße Zeit. Daher gedenke auch der Richter der Lebendigen und der Todten keiner andern Worte, die er dereinst zu den Menschen sagen würde, als daß sie Almosen gegeben, oder nicht gegeben hätten. Es sey auch darunter die von andern gebetene Verzeihung ihrer

F. n. C. G. 363 bis 439.

Be-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Beleidigungen mit begriffen, die wir deswegen als eine Art des Almosens täglich im Vater Unser anführten, um dafür auch Vergebung unserer Sünden von Gott zu erlangen.

Alle diese Meinungen widerlegt Augustinus nach einander. Denen welche die ewige Verdammniß der bösen Geister und Menschen leugneten, setzt er entgegen, daß die Ausdrücke der heiligen Schrift (Matth. C. XXV. v. 41. 46. Offenb. Joh. C. XX. v. 9. 10.) darüber zu deutlich wären; daß, wenn die Strafen der Menschen endlich seyn sollten, schlechterdings auch den bösen Geistern eine solche Milderung bevorstehen müße; und daß entweder das ewige Leben, deßen neben der ewigen Verdammniß Meldung geschehe, auch nur einige Zeit dauern, oder beyde gleich unbegränzt seyn müßten. Was die Fürbitte der Heiligen für die Verdammten betreffe, so müßte man, dieselbe vorausgesetzt, annehmen, daß entweder sie, oder die heiligen Engel, auch für die verdammten Geister beten würden, welches kein Rechtgläubiger sagen werde. Eben so wenig findet die Kirche jetzt Ursache, für dieselben zu beten; ob sie gleich für die bösen Menschen betet, weil es bey keinem von diesen so gewiß als von den Teufeln ist, daß er ohne alle Hoffnung der Beßerung, zu ewigen Strafen bestimmt sey. Zwar betet sie auch jetzt nicht für verstorbene Gottlose; wohl aber wird ihr oder mancher Frommen Gebet für solche Verstorbene erhört, die, nachdem sie in Christo wiedergebohren worden, weder so schlimm hier gelebt haben, daß sie eines solchen Mitleidens unwürdig seyn sollten; noch auch so sehr wohl, daß sie deßelben nicht bedürften. Denn nach der Auferstehung der Todten, werden allerdings einige, nach den Strafen welche die Geister der Verstorbenen leiden, die Barmherzigkeit erlangen, daß sie nicht in

das

das ewige Feuer gesandt werden; sonst wäre es nicht wahr, was von einigen gesagt wird, daß sie weder in dieser, noch in jener Welt, Vergebung erhielten, wenn es nicht einige gebe, denen dieselbe in der künftigen Welt ertheilt würde. — Eben so wenig kann die Meinung, als wenn es zur Seeligkeit hinlänglich wäre, bey einem gottlosen Leben der Sacramente zu genießen, (ob gleich als ein Mitglied der wahren Kirche,) mit der biblischen Lehre bestehen, daß vorsetzliche Sünder nicht in das Reich Gottes kommen werden; daß ein Beharren in Christo bis ans Ende zur Seeligkeit erfordert werde; und dergleichen mehr. — Christum zum Grunde haben, heißt nicht bloß, an ihn glauben; sondern ihm auch nichts von irdischen und zeitlichen Dingen vorziehen; sollte man sie gleich durch Verfolgungen einbüßen. Das Feuer der Trübsale ist es, welches dergleichen Dinge, die man auf jenen Grund gebauet hat, verzehrt. Wer im ehelosen Stande lebt, hat Gold, Silber und Edelgesteine darauf gebauet: er kann also durch das Feuer nichts verlieren; wer aber verheyrathet ist, hat Holtz, Heu und Stoppeln gebauet: das Feuer verzehrt alles dieses; doch wird er seelig, weil ihm der Grund selbst verbleibt. Der Apostel kann also nicht von dem ewigen Feuer reden; sondern von demjenigen, durch welches vollkommenere und unvollkommenere Christen geprüft werden. Sollen aber nach dem Tode des Leibes bis zum jüngsten Tage, die Geister der Verstorbenen ein solches Feuer ausstehen, das diejenigen nicht empfinden, welche keine ähnliche Sitten und Neigungen in diesem Leben gehabt haben; wohl aber diejenigen, welche jene vergängliche Gebäude mit sich trugen, und zwar entweder bloß dort, oder hier und dort; oder deswegen hier, damit nicht dort; und also zwar von der Verdammniß frey bleiben, aber doch ein brennendes Feuer einer vor-

S. n. E. G. 363 bis 430.

über-

K. n. E. G. 363 bis 430.

übergehenden Trübsal finden: so will ich solches nicht bestreiten, weil es vielleicht wahr ist. Und zu dieser Trübsal kann auch der Todt des Fleisches gehören, der aus der ersten Sünde erwachsen ist; so daß die darauf folgende Zeit von einem jeden nach der Beschaffenheit seines Gebäudes empfunden wird. — Almosengeben allein, ohne wahre Gottseligkeit, kann auch nicht Vergebung der Sünden, und Hoffnung der Seeligkeit hervorbringen, weil es auf diese Art erlaubt seyn müßte, für dasjenige was man schenkt, auf andern Seiten zu rauben, und sich die Freyheit zu sündigen von Christo zu erkauffen. Wir müßen Almosen geben, damit wir erhört werden, wenn wir um die Vergebung begangener Sünden bitten; nicht um in denselben zu verharren: und in dieser Absicht hat auch der Erlöser vorhergesagt, daß er einst als Richter der Welt dieser Mildthätigkeit gedenken werde. Im Vater Unser wird deswegen gesagt, daß wir andern verzeihen, um uns täglich zu erinnern, daß wir Sünden genug an uns haben. Selbst diejenigen Gerechten, die so heilig gelebt haben, daß sie auch andere in die ewigen Hütten aufnehmen, von denen sie durch den ungerechten Mammon Freunde geworden, sind aus Barmherzigkeit und Gnade von Gott gerechtfertigt worden. Diejenigen aber, welche von ihnen in jene Hütten aufgenommen werden, können freylich kein solches Leben aufweisen, daß sie ohne Fürbitte der Heiligen von der Strafe befreyet blieben. Nicht als wenn der Gottlose in jene Hütten aufgenommen würde, wenn er nur den Heiligen vom ungerechten Mammon, (das heißt, von ungerecht erworbenen Reichthümern, oder auch, wenn sie diesen Fehler nicht haben, von solchen, welche die Ungerechtigkeit fälschlich für die wahren Reichthümer hält,) etwas mittheilt. Es giebt vielmehr eine Art des Lebens, welche weder so böse ist, daß denjenigen, welche

es

es führen, ihr freygebiges Almosen nichts zur Erlangung des Himmelreichs helfen sollte; noch so gut, daß es zur Erwerbung einer so großen Seeligkeit hinlänglich wäre, wenn sie nicht durch die Verdienste derer, welche sie sich zu Freunden gemacht haben, Barmherzigkeit erlangten: wobey ich mich zu wundern pflege, daß auch beym **Virgilius** (Aeneid. L. VI. v. 664.) die vorher genannte Lehre **Christi** (Lucä C. XVI. v. 9.) vorkömmt. Welches aber diese Lebensart und diese Sünden sind, welche das Gelangen zum Reiche Gottes dergestalt verhindern, daß sie doch durch die Verdienste der heiligen Freunde, Vergebung erhalten; das ist sehr schwer zu finden, und sehr gefährlich zu bestimmen. Ich habe wenigstens bis jetzt, mit allem Nachforschen, dieselben nicht ausfindig machen können. Und vielleicht sind sie darum verborgen, damit die Bemühung, alle Sünden immer mehr zu vermeiden, nicht erkalte. Denn wüßte man es, welches diese Vergehungen sind, für welche, wenn sie gleich fortdauern, und durch kein beßeres Leben verzehrt werden, die kräftige Furbitte der Gerechten zu hoffen stünde: so würde sich die menschliche Trägheit mit aller Sicherheit in dieselben verwickeln. — J. n. C. G. 363 bis 430.

Das **zwey und zwanzigste** oder letzte **Buch** untersucht nun auf der andern Seite, das Ende oder Ziel der Stadt Gottes, ihre ewige Seeligkeit. Hier rettet der Verfaßer hauptsächlich die Gewißheit der Lehre von der Auferstehung der Todten, auf folgende Weise. Die klügern Heyden glauben, es sey wider die Natur, daß etwas aus der Erde entstandenes anderswo als auf der Erde bleibe. Warum sollte aber dieses nicht eben so wohl möglich seyn, als die Erde voll von Seelen ist, die durch ein wunderbares Band mit irdischen Körpern vereinigt sind? Doch es mag die Auferstehung ehemals unglaublich gewesen seyn; jetzt hat es die Welt

schon

J. n. C. G. 363 bis 430.

schon geglaubt, daß der irdische Körper Christi in den Himmel aufgenommen worden sey; Gelehrte und Ungelehrte haben es angenommen. Haben sie hierinne etwas Glaubliches geglaubt: so müssen diejenigen thöricht seyn, welche es nicht glauben; wenn aber eine unglaubliche Sache geglaubt worden ist: so ist auch dieses unglaublich, daß man es geglaubt hat. Gott hat beyde unglaubliche Dinge, die Auferstehung unsers Körpers zur Ewigkeit, und daß die Welt eine so unglaubliche Sache glauben würde, vorher gesagt. Eines von beyden, nemlich das letztere, ist schon geschehen: warum will man daran verzweifeln, daß auch das andere geschehen werde? Selbst die Art wie die Welt geglaubt hat, ist noch unglaublicher. Wenige ungelehrte, unberedte, unansehnliche Leute, die Christus als Fischer mit den Netzen des Glaubens an das Meer dieser Welt geschickt hat, haben die Welt, und selbst die Gelehrten in derselben, dahin gebracht, eine so unglaubliche Sache zu glauben. Noch kamen die grossen Wunder hinzu, welche die Apostel im Nahmen des auferstandenen Erlösers öffentlich verrichteten. Wenn die Heyden auch diese nicht glauben: so ist uns das große Wunder genug, daß die Welt jene Auferstehung ohne Wunder geglaubt hat. Das kaum gegründete Rom hat aus Liebe zu seinem Stifter, leicht und ohne allen Beweis, geglaubt, daß er ein Gott sey; aber die Stadt Gottes ist eben dadurch erst gegründet worden, daß sie an Christum geglaubt hat, nachdem so viele Wunder und erfüllte Weißagungen seine Gottheit bewiesen hatten. Für das Bekenntniß, daß er Gott sey, haben so viele tausend Menschen alles, auch den Todt, ausgestanden; aber die Römer sind niemals durch solche Drangsalen verhindert worden, den Romulus, und andere seines gleichen, vor Götter auszugeben. Die Auferstehung und Himmelfahrt

fahrt Christi würden gewiß, da sie in so blühenden Zeiten der Gelehrsamkeit vorgefallen sind, von den Menschen als etwas Unmögliches verworfen worden seyn, wenn die Göttlichkeit ihrer Wahrheit, und das Zeugniß der darauf folgenden Wunder, sie nicht hinlänglich bestätigt hätten; damit unter dem Schröcken und Widerspruch so vieler und harter Verfolgungen, die in Christo vorhergegangene, nachher aber in der neuen Welt, an den übrigen folgende Auferstehung und Unsterblichkeit des Fleisches, desto zuverläßiger geglaubt, desto unerschrockener gepredigt, und zum fruchtbarern Hervorsprossen durch die Welt, zugleich mit dem Blute der Märtyrer gesäet werden möchte. F. n. E. G. 363 bis 430.

Warum geschehen aber solche Wunder, als ehemals vorgegangen seyn sollen, nicht noch jetzt? Auf diesen Einwurf der Heyden antwortet Augustinus: Es wäre genug, zu sagen, daß sie darum vorher nothwendig gewesen sind, ehe die Welt glaubte, damit sie glauben möchte. Wer noch jetzt nach Wundern frägt, um zu glauben, der ist selbst ein großes Wunder, indem er nicht glaubt, da doch die Welt glaubt. Aber diese Leute reden deswegen so, damit man auch jene ältere Wunder nicht glauben möge. Woher kommt es denn also, daß die Himmelfahrt Christi mit seinem Fleische, überall mit so vielem Beyfall besungen wird? Entweder hat diese unglaubliche Sache durch andere unglaubliche Dinge, die man aber geschehen sah, Glaubwürdigkeit erlangt; oder die Sache war so glaublich, daß sie keiner Wunder bedurfte. Doch wir wissen nicht allein mit der größten Gewißheit, daß solche Wunder geschehen sind; sondern es werden auch noch immer in seinem Nahmen, entweder durch seine Sacramente, oder durch das Gebet und Gedächtniß seiner Heiligen, Wunder verrichtet; nur werden sie nicht so berühmt,

J. n. C. G. 363 bis 430.

wie jene. Denn jene werden durch den Canon der heiligen Schrift unter allen Völkern bekannt; diese neuern aber kennt kaum die ganze Stadt, in welcher sie vorfallen. Oft wißen in großen Städten nur sehr wenige etwas davon: und wenn sie weiter andern erzählt werden, ist das Ansehen derer, welche solches thun, nicht so groß, daß man sie ohne alle Schwierigkeit glauben sollte.

Zwar dasjenige Wunder, fährt **Augustinus** fort, welches zu Mediolanum, während meiner Anwesenheit daselbst, geschah, als nemlich ein Blinder durch die Körper der Märtyrer **Protasius** und **Gervasius** sein Gesicht erlangte, nachdem dieselben von Gott im Traum dem Bischof **Ambrosius** waren offenbart worden, dieses Wunder konnte vielen bekannt werden, weil es in einer großen Stadt, in Gegenwart des Kaisers, und vor einer unermeßlichen Menge Volcks, vorgieng. Wer weiß es hingegen zu Carthago, als nur überaus wenige, worunter ich ein Augenzeuge gewesen bin, wie der Eradvocatus **Innocentius** bloß durch sein unbeschreiblich eifriges Gebet von einem fürchterlichen Uebel geheilt worden ist? Eben daselbst wurde eine Frauensperson vom Krebs alsbald geheilt, nachdem sie den unheilbaren Ort des Körpers von einer Neugetauften mit dem Kreußeszeichen hatte bezeichnen laßen. Daß in eben dieser Stadt ein am Podagra kranker Arzt, der im Begriff war, sich taufen zu laßen; den aber schwarze Knaben, die ihm im Traum erschienen, und böse Geister waren, davon abzuhalten suchten, auch in dieser Absicht seine Schmerzen fast unausstehlich machten, sogleich durch die Taufe, sein ganzes übriges Leben hindurch, vom Podagra befreyet worden sey, wißen auch nur wenige, und darunter ich. Heilige Erde, die von dem Orte des Begräbnißes **Christi** in unsere Stadt

(Hippo)

(Hippo) war gebracht, und von einem frommen Manne in seinem Zimmer aufgehängt worden, damit ihm nicht etwas Böses wiederfahren möchte, so wie seine Knechte und sein Vieh von bösen Geistern geplagt wurden; diese Erde ward auf sein Verlangen, (nachdem ihn ein Presbyter durch Gebet und Feyrung des heiligen Abendmahls, von den Teufeln befreyet hatte,) mit meiner und eines andern Bischofs Bewilligung an einem Orte eingegraben, wo die Christen zum Gebete zusammen kommen konnten. Als dieses ein gichtbrüchtiger junger Bauer gehört hatte, bat er seine Eltern, ihn geschwind an diesen Ort zu tragen; er betete daselbst, und gieng gesund nach Hause. In eine zum Andenken des Märtyrers Stephanus gebauete Kirche, (Memoria) wohin Ueberbleibsale von ihm gebracht wurden, kam eine blinde Frau, gab die Blumen her, welche sie trug, bekam sie wieder, berührte damit ihre Augen, und wurde alsbald sehend. Solcher Wunder, die zu seinen Zeiten, besonders in Africa geschehen seyn sollten, führt Augustinus über zwanzig an. Er schließt mit einem so berühmten, sagt er, daß jeder Einwohner von Hippo es gesehen oder erfahren haben müße, und keiner es jemals vergeßen könne. Zween Geschwister von zehn, welche vom Fluche ihrer Mutter getroffen, unter einem beständigen gräßlichen Zittern ihrer Glieder, in der Welt herumirrten, kamen in die Kirche des Märtyrers Stephanus zu Hippo, wo ich eben vor der Gemeine auftreten wollte. Plötzlich sank der Bruder nieder, als er betend das Gitter des heiligen Platzes umfaßt hatte, lag einem Schlafenden gleich, und stand bald völlig geheilt auf. Zwey Tage darauf, als eine Erzählung von dieser Familie in der Kirche vorgelesen wurde, gelangte auf einmal auch die Schwester, welche fortgefahren hatte, zu dem Märtyrer zu beten, auf völlig gleiche Art zu ihrer Gesundheit.

J. n. C. G. 363 bis 430.

F. n. C. G. 363 bis 430.

Das Frohlocken und freudige Geschrey mit Thränen vermischt, war bey dieser Gelegenheit ungemein groß; es regte sich nemlich in den Gemüthern der Glaube an Christum, für welchen Stephanus gestorben war. Denn für eben diesen Glauben legen alle diejenigen Wunder ein Zeugniß ab, welche durch die Märtyrer, das heißt, auf ihr Biten, nicht durch ihre Würkung, vollbracht werden. Die Heyden werden vielleicht sagen, daß auch ihre Götter wunderbare Dinge verrichtet haben. Allein theils sind dieselben mit den vorhergedachten Wunderwerken gar nicht zu vergleichen; theils haben die Dämonen deswegen solche Handlungen gethan, damit sie als Götter verehrt werden möchten; die Märtyrer hingegen haben dieses niemals gesucht. Diesen bauen wir daher keine Tempel als Göttern; sondern Gedächtnißplätze, als verstorbenen Menschen; sie werden von dem opfernden Priester nicht angeruffen; ihnen wird das Opfer des Leibes Christi nicht dargebracht, weil sie dieses selbst sind. Hieraus sieht man, welchem von beyden, wenn er Wunderwerke vollbringt, mehr geglaubt werden müße.

Augustinus kehrt darauf zu der Einwendung der Platoniker zurück, daß ein irdischer Körper wegen seines Gewichts, unmöglich in den Himmel kommen könne. Er beruft sich dagegen auf die Allmacht Gottes, auf das Sinken der Seele zur Erde herab, und auf das gleichmäßige Daseyn des Feuers auf derselben, welches doch das höchste Element seyn soll. Weiter beantwortet er einige von den spöttischen Fragen der Heyden, durch welche sie die Lehre von der Auferstehung der Todten lächerlich zu machen meinten. Auf ihre Frage, zum Beyspiel: ob die unzeitigen Geburten, die im Mutterleibe gestorben sind, auferstehen würden? giebt er die Antwort, er unterstehe sich dieses weder zu beja-

bejahen, noch zu verneinen; wiewohl die Auferstehung allerdings auch für sie gehören müße, da sie unter den Todten wären. Kinder, sagt er, werden nicht so klein auferstehen, als sie gestorben sind; sondern mit demjenigen Körper, zu dem sie, wenn sie länger gelebt hätten, aufgewachsen wären. Alle werden in derjenigen Größe des Körpers auferstehen, die sie im Alter von Jünglingen entweder gehabt haben; oder gehabt haben würden. Obgleich einige, wegen einer biblischen Stelle, (Ephes. C. IV. v. 13.) glauben, daß alle Menschen im männlichen Geschlechte auferstehen werden; so urtheilen doch diejenigen vernünftiger, welche solches von beyden Geschlechtern behaupten. Die Körper derselben werden ihre Natur behalten; aber ihre Fehler verlieren, weil die Bestimmung ihrer Glieder aufhören wird, die alsdann nur zum Lobe der Weisheit und Güte Gottes dienen werden. Auch werden bey der Auferstehung alle Mängel der Körper, und alles was sie in diesem Leben verunstaltet hat, wegfallen. Sie werden ihre Haare und Nägel haben, in sofern sie dadurch nicht häßlich werden. Es wird auch einerley gutes Verhältniß in den Körpern seyn, ohne daß der eine mager, der andere fett wäre. Vielleicht wird man an den Märtyrern die Narben der Wunden sehen, welche sie um Christi Willen erlitten haben: denn diese machen ihre Würde, und die Schönheit, wo nicht ihres Körpers, doch ihrer Tugend, aus. Hingegen werden sie, so wie alle übrige Menschen, ihre auf irgend eine Art verlorne Glieder völlig wieder bekommen. Hat jemand, von Hungersnoth gedrungen, menschliche Leichname verzehrt: so wird doch das Fleisch demjenigen Menschen, dem es ursprünglich zugehörte, wieder gegeben werden. Worinne eigentlich die großen Annehmlichkeiten des geistlichen Leibes, welcher auferstehen soll, bestehen sollen, ist zwar etwas

T. II. S. G. 363 bis 430.

verwegen, bestimmen zu wollen; doch läßt sich aus
n. C. G. den Gaben, welche Gott in diesem höchst mühseeligen
363 Leben den Guten und Bösen verleihet, einigermaaßen
bis auf jene Welt schließen. Hier giebt es zwar unzählige
430. Arten von Uebel und Noth, theils für alle Menschen gemeinschaftlich, theils für die Frommen insonderheit. Aber auch das gegenwärtige Leben hat so vielerley Gutes empfangen, daß man es nicht alles anzeigen kann. Da nun alles dieses, (wobey sich der Verfaßer lang genug aufhält,) mehr Trost für Elende und Verdammte, als Belohnungen von Seeligen abgiebt: wie unendlich vorzüglicher müßen alle Güter der Seele und des Leibes nach der Auferstehung seyn! Zwar die Güter der Seele hoffen selbst die Philosophen; nur dem Leibe wollen sie kein neues Leben zugestehen. Sie versündigen sich aber durch Unglauben gegen die Auferstehung Christi, und durch Zweifeln an der Allmacht Gottes. Ja wenn diese Philosophen selbst ihre Meinungen durch einiges Nachgeben mit einander hätten vereinigen können: so wären sie hierinne Christen geworden. Denn Plato lehrte, daß die Seelen ohne Körper nicht in Ewigkeit bleiben könnten; daher würden auch die Seelen der Weisen, selbst nach einer sehr langen Zeit, in ihre Körper zurückkehren. Porphyrius hingegen behauptete, die völlig gereinigte Seele werde sich, wenn sie einmal zum Vater zurück gekehrt wäre, niemals wieder zu den Uebeln dieser Welt verfügen. Eben so hätten Plato, Labeo und Varro durch die Verbindung ihrer Gedanken, die wahre Lehre von der Auferstehung der Todten ziemlich zu Stande bringen können.

Den gänzlichen Beschluß macht Augustinus mit der Untersuchung der Beschäftigungen, welche die Seeligen in ihrem geistlichen Leibe vornehmen werden. Sie

sollen

sollen im Frieden Gottes leben, der allen Verstand, gewißermaaßen auch der Engel ihren, übersteigt. Insbesondere werden sie Gott im Körper selbst sehen; ob aber durch denselben? so wie wir jetzt Sonne, Mond, und andere Dinge sehen, ist keine geringe Frage. Denn es ist hart, zu sagen, die Heiligen würden alsdann solche Körper haben, daß sie nicht, wenn sie wollten, die Augen öffnen und schließen könnten. Noch härter aber ist es, zu glauben, daß keiner, der daselbst die Augen zuschlöße, Gott sehen werde. Elisa sah seinen Knaben in der Abwesenheit; wie vielmehr werden die Heiligen in jenem geistlichen Körper alles, nicht allein mit verschloßenen Augen, sondern auch abwesend, sehen? Zwar werden alsdenn auch die körperlichen Augen ihr Amt haben; indem sich der Geist derselben bedienen wird. Doch entsteht die Frage, ob die Seeligen Gott durch dieselben sehen werden, wenn sie solche offen haben werden? Denn wenn die geistlichen Augen im geistlichen Körper so viel vermögen werden, als diejenigen, die wir jetzt haben: so wird ohne Zweifel durch diese Gott nicht gesehen werden können. Sie werden also eine ganz andere Macht haben, wenn durch sie die unkörperliche Natur gesehen werden soll, die an keinem Ort eingeschloßen, sondern überall ganz ist. Die Schriftstellen, welche vom Sehen Gottes in jenem Leben reden, können freylich alle von den geistlichen Augen verstanden werden. Unterdeßen wird auch der Schluß der Philosophen, daß der Verstand durch sich keine körperliche Dinge, und der Körper nichts das bloß für den Verstand gehört, anschauen könne, sowohl durch die Vernunft, als durch das Ansehen der Propheten widerlegt. Denn wer wird sich erkühnen zu sagen, daß Gott die körperlichen Dinge nicht kenne, wenn er gleich keine körperlichen Augen hat? Das angeführte Beispiel des Elisa beweiset, daß man auch

F. n. E. G. 363 bis 430.

mit dem Geiste etwas körperliches sehen könne: wie? wenn der geistliche Körper so mächtig würde, daß man auch mit dem Körper den Geist sehen könnte? So sieht man auch jetzt das Leben anderer, ob es gleich unsichtbar ist, durch den Körper. Es ist also möglich und sehr glaublich, daß wir alsdenn die weltlichen Körper des neuen Himmels und der neuen Erde dergestalt sehen werden, daß wir Gott überall gegenwärtig, und alles Körperliche regierend, durch die Körper, welche wir tragen werden, auf das allerdeutlichste sehen. Nicht wie jetzt das Unsichtbare Gottes durch dasjenige, was geschehen ist, bemerkt und angeschauet wird, hauptsächlich durch den Glauben; sondern wie wir von lebendigen Menschen, unter denen wir selbst leben, nicht glauben, daß sie leben, sondern sie lebend sehen. Entweder also wird durch unsere Augen Gott dergestalt gesehen werden, daß sie bey ihrer Vortrefflichkeit etwas dem Verstande ähnliches haben werden, um auch unkörperliche Naturen zu sehen; wiewohl solches aus der heiligen Schrift zu beweisen, schwer oder unmöglich ist; oder, welches leichter zu verstehen ist, Gott wird uns so bekannt und sichtbar seyn, daß er von einem jeden unter uns, in einem jeden unter uns, in sich selbst, im neuen Himmel und in der neuen Erde, in jedem Geschöpfe, das alsdenn seyn wird, durch den Geist gesehen werde; aber auch die Körper in jedem Körper, wohin nur die Augen des geistlichen Körpers gerichtet seyn werden. Auch werden uns einander unsere Gedanken bekannt seyn. — Wie unbeschreiblich groß wird die Glückseeligkeit jener Welt seyn, wo es nichts Böses geben, und an keinem Guten fehlen wird! Gott und sein Lob wird alles in allem seyn: denn was man sonst daselbst thun würde, weiß ich nicht. Zwar unterstehe ich mich nicht, die Bewegungen jener herrlichen Körper zu bestimmen; aber alles wird doch anständig seyn, und wo der Geist wol-

F. n. C. G. 363 bis 430.

wollen wird, da wird sich der Körper sogleich befinden. F. n. C. G. 363 bis 430.
Daß es Grade der Belohnungen daselbst geben werde, ist gewiß; von ihrer Beschaffenheit aber läßt sich noch nichts sagen. Auch werden die Seeligen einen freyen Willen haben; wenn sie gleich durch Sünden nicht belustigt werden können. Nach dem ersten freyen Willen, den der Mensch hatte, konnte er sündigen, und auch nicht sündigen; nach diesem letzten aber wird er gar nicht sündigen können. In Ansehung der vernünftigen Wißenschaft, werden sie zwar sich auch ihrer vorigen Uebel erinnern; aber ohne alle unangenehme Empfindung; auch wird ihnen das Elend der Verdammten nicht verborgen bleiben. Alsdenn wird der größte Sabbath angehen, der keinen Abend haben wird, und welchen der Herr gleich bey der Schöpfung der Welt empfolen hat. Wir selbst werden der siebente Tag seyn, wenn wir voll seines Seegens und seiner Heiligung seyn werden. Dieser Sabbath fällt noch deutlicher in die Augen, wenn man die Anzahl der Zeitalter, als so vieler Tage, nach den Zeitbestimmungen berechnet, die in der heiligen Schrift ausgedrückt sind. So geht das erste Zeitalter, gleichsam als der erste Tag, vom Adam bis zur Sündfluth; das zweyte, von dieser bis auf den Abraham. Darauf folgen, nach dem Evangelisten Matthäus, drey Zeitalter bis auf Christum, wovon die zwey andern Zeitpunkte im David und in der Babylonischen Auswanderung zu suchen sind. Das sechste währt jetzt fort, und seine Dauer ist unbekannt. Endlich wird Gott gleichsam im siebenten Tage ruhen, wenn er denselben, oder uns, in sich selbst ruhend machen wird. Der Sonntag, als der ewige achte Tag, geweiht durch die Auferstehung Christi, führt die Vorbedeutung einer ewigen Ruhe des Geistes und des Leibes mit sich. Da werden wir ruhen und sehen; sehen und lieben;

lieben und loben. Das ist es, was am Ende ohne
J. n. Ende seyn wird. Denn welches ist sonst unser End-
C. G zweck, als zu dem Reiche zu gelangen, welches kein
363. Ende hat?
bis
430.

Die Länge dieses Auszugs scheint sich durch die Beschaffenheit des Werks selbst, leicht rechtfertigen zu laßen. Es ist eines der berühmtesten, größten und merkwürdigsten des christlichen Alterthums. Sein Verfaßer hat auch selbst einen vorzüglichen Werth auf daßelbe gelegt: er fordert noch am Ende seine Leser auf, wenn er ihre Erwartung erfüllt haben sollte, nicht ihm, sondern Gott dafür glückwünschend Dank zu sagen. So viel es unterdeßen bereits lange von seiner ehemals geglaubten Vortrefflichkeit verloren hat; so hört es doch nicht auf, von Wichtigkeit zu seyn. Es ist eine der nützlichsten Schriften, nicht allein um den Augustinus, sein Zeitalter, und das Verhältniß der Christen und Heyden gegen einander in demselben; sondern auch die theologische Denkungsart der christlichen Lehrer in der lateinischen Kirche, selbst viele folgende Jahrhunderte hindurch, kennen zu lernen. Da es die Hauptbestimmung dieses Werks war, einen oft wiederholten und sehr hoch getriebenen Vorwurf der Heyden gegen das Christenthum nicht nur abzulehnen, sondern auch auf ihre Religion zurück zu werfen, und selbst wider ihre gelehrtesten und scharfsinnigsten Männer, die Vorzüge der christlichen Religion vor der ihrigen, in diesem und jenem Leben, so zu behaupten, wie es für solche Gegner am begreiflichsten und brauchbarsten war: so verdient es Aufmerksamkeit, wie ein philosophischer Kopf, dergleichen Augustinus würklich war, diese Absicht zu erreichen gesucht habe. Der Gang des Werks ist allerdings methodisch, und der Verfaßer verliert den Zusammenhang des ganzen Entwurfs niemals

mals aus den Augen. Er philosophirt oft beßer, als er theologisch untersucht und lehrt. Viele seiner Gedancken sind nicht allein richtig; sondern auch bündig und abgemessen eingekleidet. Mit den vornehmsten heydnischen Schriftstellern, besonders den römischen, zeigt er nicht allein viele Bekanntschaft; sondern streitet auch mit ihnen meistentheils auf eine ihrer nicht unwürdige Art. Dabey ist man ihm zugleich besondern Dank für die Stellen und Auszüge schuldig, die er aus nunmehr verlornen Schriften derselben eingerückt hat. Die große Mannichfaltigkeit der Materien, welche er in sein Werk zu bringen gewußt hat; die vielfachen Erläuterungen und Nachrichten, welche er darüber wiederum ausstreuet; ein hin und wieder treffender Witz, nebst einer nicht geringen Anlage zur männlichen Beredsamkeit; alles dieses giebt dem Werke, zwar nicht durchgehends, aber doch Stückweise, Annehmlichkeiten, die zum Lesen einladen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Hätte sich der Verfaßer auf seine vornehmste Absicht, das Christenthum gegen die Heyden philosophisch, zum Theil auch historisch, zu vertheidigen, eingeschränkt: so würde er ein weit unter der Hälfte kürzeres, aber auch bündigeres Werk haben schreiben können. Allein es gelüstete ihn, bey dieser Gelegenheit nicht nur überhaupt seine christliche Religionswißenschaft zu zeigen; sondern sie auch überall, bey der geringsten Reizung, und in vollem Maaße, anzubringen. Dadurch hat er jedoch für seinen Ruhm am wenigsten vortheilhaft gesorgt. Man nennt dieses sein gelehrtestes Werk: und in einem gewißen Verstande kann man es so nennen; nur von Seiten der theologischen Gelehrsamkeit, hat es nicht viel Empfelendes. Es beweiset vielmehr, daß er ein sehr mittelmäßiger Ausleger der heiligen Schrift, oder, noch genauer zu reden, mit der gelehrten

J. n. C. G. 363 bis 430.

ten und gründlichen Erklärung derselben beynahe ganz unbekannt, und mehr geschickt gewesen sey, geheimnißvolle Deutungen und spielende Einfälle darüber auszuschütten. Zuweilen hilft ihm zwar sein scharfsichtiger Geist in der Erforschung des biblischen Wortverstandes glücklich genug; aber wo Sprachkenntniß und andere ähnliche Hülfsmittel nöthig waren, da konnte derselbe allein nicht hinreichend seyn. Daher ist auch seine Glaubenslehre, weil sie sich höchstens nur auf die lateinische Uebersetzung der Bibel gründet, mehrmals eine seichte und wortreiche Entwickelung eigener oder eingeführter Begriffe. Ueber die Sittenlehre sagt er zwar in manchen Stellen viel Gutes und Einnehmendes; hat aber auch nicht selten schwankende Grundsätze, und Vorschriften der Mönchsfrömmigkeit. Dagegen ist er unerschöpflich in spitzfindigen, leeren und überflüßigen, aber mit großem Ansehen von Wichtigkeit behandelten Fragen; in deren Erfindung und Erörterung er sich am meisten gefällt. Ob er gleich gern Vernunft und heilige Schrift mit einander verbindet; so vermißt man doch den richtig denkenden und schließenden Philosophen an ihm oft genug, weil er einmal entschloßen war, seine theologischen Meinungen durch jedes Mittel durchzusetzen. Daher kommen mehrere solche Behauptungen, durch welche die Gewißheit und Stärke von andern entkräftet, oder gar aufgehoben wird: wie wenn er glaubt, die Dunkelheit der heiligen Schrift sey dazu nützlich, daß von mehrern ihrer Ausleger auch mehrere Wahrheiten in derselben gefunden würden; (L. XI. c. 19.) oder wenn er so zuversichtlich viele neugeschehene Wunderwerke beschreibt; und gleichwohl mitten unter dieser Erzählung gesteht, sie wären nur überaus wenigen bekannt geworden. Daß er klügern heydnischen Lesern insonderheit manche Blößen gegeben, und vieles vorgetragen habe, das für sie entweder unnütz, oder

gar

gar Veranlaßung zur Spötterey war; kann nicht geleugnet werden. Die Schreibart des Werks ist bald römisch; bald, oder vielmehr größtentheils ein Ausfluß der kirchlichen Latinität. Ueberhaupt besitzt Augustinus mehr einige Wohlredenheit, als eigentliche Beredsamkeit. Er verwickelt sich öfters in seine gekrümmten und stachlichten Untersuchungen so sehr, daß es Mühe kostet, seine bestimmten Gedanken heraus zufinden; aber wenn man dazu gelangt ist, sieht man, daß es kaum der Mühe werth gewesen war, nachzusuchen. Er verfällt sehr leicht ins Weitschweifige, dähnt, wiederholt und durchwäßert das bereits deutlich gesagte, zu nicht geringer Ermüdung seiner Leser. Aber er scheint sich auch selbst viel Beredsamkeit und Witz zuzutrauen; desto weniger hört er am rechten Orte auf; oder befleißigt sich eines körnichten und fruchtbaren Ausdrucks. Die Wortspiele, welche er häuffig einmischt, machen auch einen eigenthümlichen Zug an diesem Schriftsteller und Philosophen aus. F. n. C. G. 363 bis 430.

Vielleicht scheint es unnöthig zu seyn, daß ein Werk, von welchem ein so vollständiger Auszug mitgetheilt worden ist, noch überdieß ausführlich beurtheilt wird. Aber außerdem daß diese Beurtheilung nicht genau werden kann, so lange man das Ganze der Urschrift selbst nicht überschauet, muß man auch darum bey diesem Werke länger stehen bleiben, weil es vorzüglich lehrt, wie und nach wessen Muster sich der Begriff von theologischer Gelehrsamkeit, zumal in der lateinischen Kirche, von dieser Zeit an, gebildet habe. Augustinus hat hierinne durch sein ungemeines Ansehen mehr Einfluß gehabt, als alle übrige Lehrer der gedachten Kirche. Gerade dieselbe bequeme Art, sich zum Schriftausleger aufzuwerfen, die er geübt hat, ohne Sprachwißenschaft, Kritik, und Fertigkeit in

der

J. n. C. G. 363 bis 430.

der gründlichen Erklärungskunst überhaupt, bloß mit Hülfe einer Uebersetzung, des kirchlichen Lehrgebäudes, einer geschäftigen Einbildungskraft, und eben so würksamen Neigung, überall etwas Erbauliches zu finden; eben diese Leichtigkeit, über die heilige Schrift zu schwatzen, die so schmeichelnd für die andächtige Trägheit ist, haben Zeitgenossen und Nachkommen von ihm begierig angenommen. Dabey ließen sich doch zugleich weitläufige Erörterungen über dunkle Stellen und Materien der Bibel anbringen, die unter gewißen Wendungen eines geschickten Kopfs, bey dem großen Haufen bald das Ansehen bekamen, als wenn er die Sprache und alle Schwierigkeiten der heiligen Schrift vollkommen durchdrungen habe. Noch mehr wurde Augustinus in der Behandlung der christlichen Glaubens- und Sittenlehre ein zu gefährliches Muster. Man sah mit Vergnügen die Kunst, mit welcher er jeden Theil des herrschenden Lehrgebäudes, oder auch seine eigene Erweiterungen deßelben, bald aus dem Buchstaben, bald wie man glaubte, aus dem Geiste der heiligen Schrift herleitete; aber man bewunderte ihn vollends in den mancherley sinnreichen, recht für die Neubegierde gemachten, wenn gleich großentheils unnützen Fragen, die er bald mit der Bibel, bald noch häufiger ohne dieselbe, aufzulösen wußte. Das schien die höchste Weisheit in der christlichen Religionswißenschaft zu seyn; und doch war es nur der Anfang zu dem nachmaligen scholastischen Wuste von Fragen, Aufgaben, tiefsinnigen Unterscheidungen, und neuen Kunstwörtern in der Theologie. Was viele andere Schriften des Augustinus, auch seine Art, würkliche oder vermeinte Irrlehren zu bestreiten, hiezu beygetragen haben; das wird seine folgende Geschichte zeigen. Das Werk von der Stadt Gottes, ist bis auf die neuern Zeiten, immer sehr hochgeschätzt, schon im funfzehnten Jahrhunderte mehrmals

mals besonders gedruckt, auch mit erläuternden Anmerkungen versehen worden. Man hat sogar einen sehr weitläufigen und schwerfälligen, wiewohl mit vieler Gelehrsamkeit angefüllten Commentarius über daßelbe, welchen der berühmte Wiederhersteller der Wißenschaften Johannes Ludovicus Vives, ingleichen Leonhardus, Coquäus, geschrieben haben, und in deßen Begleitung das Werk einigemal in einem Quart- oder Foliobande, (unter andern zu Frankfurt am Mayn, 1661. 4.) ans Licht getreten ist. Einen ausgesuchten kleinen Theil der Anmerkungen deßelben, findet man in der Benediktiner Ausgabe von diesem Werke des Augustinus, (T. VII. ed. Antverp.) Es giebt auch eine gut gerathene französische Uebersetzung des Werks vom Lombert, (Paris 1675. Amsterd. 1736. 12.) die noch besonders wegen der Anmerkungen, in denen vielen Stellen des Textes verbeßert werden, geschätzt wird. J. n. C. G. 363 bis 430.

Augustinus begnügte sich nicht daran, die christliche Religion in einem Buche von solchem Umfange gegen die Beschuldigungen der Heyden gerettet zu haben; er munterte auch einen seiner Schüler und Freunde, den Orosius, auf, eben dieses in einer Schutzschrift zu thun. Vermuthlich wünschte er, daß, wie die seinige in Africa, also jene in Spanien, dem Vaterlande des Orosius, die Ehre des Christenthums gegen die Heyden sichern möchte: und vielleicht fühlte er es auch, daß ein weit kürzeres Buch dieser Art, das bloß seiner Hauptabsicht getreu bliebe, und nicht so vieles heydnischen Lesern nicht angemeßene enthielte, als das seinige, desto nützlicher werden könnte. Paulus Orosius war, wie man am wahrscheinlichsten glaubt, Presbyter zu Tarracona in Spanien, um den Anfang des fünften Jahrhunderts. Als die Einfälle der Barbaren diese Gegenden beunruhigten, und die Parthey

der

F. n. C. G. 363 bis 430.

der Priscillianisten eben daselbst unter den Christen einige Bewegungen stiftete, reiste er gegen das Jahr 415. zum Augustinus nach Hippo, um sich seines Rathes und Unterrichts zu bedienen. Augustinus schickte ihn darauf nach Palästina, damit er aus dem Munde des daselbst wohnenden Hieronymus, deßen Meinung vom Ursprunge der Seele erfahren möchte, um die er ihn befragt hatte. In dem Schreiben, welches er ihm mitgab, (Augustini Epist 166. p. 443. sq. T. II. Opp. ed. Bened. Antverp.) nennt er ihn einen muntern Kopf, von fertiger Beredsamkeit, und vielem Eifer in dem Hause des Herrn nützlich zu werden. Orosius hatte über die gedachte Materie vom Augustinus belehrt zu werden gewünscht; dieser aber verwies ihn mit ausnehmender Bescheidenheit an die größern Einsichten des Hieronymus.

Die Frage selbst, über welche Augustinus eine ziemlich ausführliche Abhandlung beylegt, bestätigt das kurz vorher über seine philosophischtheologische Untersuchungen gefällte Urtheil. Er schickt zuerst dasjenige voraus, was er von der Seele gewiß glaubt. Sie ist in gewißer Maaße unsterblich; wenn gleich die heilige Schrift auch von ihrem Tode redet. Sie ist kein Theil Gottes: denn sonst wäre sie auf alle Art unveränderlich, und nicht dem geringsten Verderben ausgesetzt. Diejenigen welche solches behaupten, leiten zwar die Ursache ihrer Verschlimmerung vom Körper her; bedenken aber nicht, daß ein Theil Gottes gar keiner Verschlimmerung fähig seyn sollte. Sie ist auch unkörperlich, in der eigentlichen Bedeutung dieses Worts. Doch könnte man sie wohl in sofern einen Körper nennen, weil jedes Ding, das einigermaaßen in sich besteht, ingleichen alles was nicht völlig unveränderlich, und überall ganz ist, körperlich heißen kann. Soll

man

man ihr den Nahmen eines Körpers beylegen: so ist sie wenigstens gewiß kein solcher, wie die irdischen, feuchten oder luftigen; sie hat ihre eigene Natur und kann nicht durch sinnliche Bilder gedacht, sondern nur durch den Verstand begriffen, durch das Leben empfunden werden. Auch ist die Seele nicht durch die Schuld Gottes, durch sein Verhängniß und Willen; sondern durch ihren freyen Willen selbst, in die Sünde verfallen, und kann nicht anders daraus befreyet werden, als durch die Gnade Gottes in Jesu Christo. Eine jede Seele, welche ohne die Gnade und heilige Hülfe (Sacramentum) des Mittlers, in irgend einem Alter des Körpers, diesen verläßt, wird mit demselben dereinst ihre Strafe leiden. F. n. C. G. 363 bis 430.

Nun aber, fährt Augustinus fort, entsteht die Frage: wo sich die Seelen jene Schuld zugezogen habe, welche ihnen, selbst in Kindern, die Verdammniß verursacht, wenn die Gnade Christi durch die Taufe ihnen nicht Rettung verschaft? Es giebt vier gewöhnliche Meinungen über die Entstehung der Seele: die erste, daß alle aus der einen, welche dem ersten Menschen gegeben worden, fortgepflantzt würden; — die andere, daß jeder neugebohrne Mensch auch eine erst neugemachte empfange; — die dritte, und vierte, daß sie zwar vorher schon irgendwo vorhanden wären; aber erst von Gott in die Leiber gesandt würden; oder sich freywillig in dieselben herabließen. Von diesen Meinungen hatte Hieronymus in einem Schreiben die zweyte behauptet. Auf den Einwurf, daß Gott solchergestalt die Schöpfung nicht in sechs Tagen vollendet habe, antwortete er mit den Worten Christi: "Mein Vater und ich würken bis jetzt." Allein Augustinus machte ihm eine andere Einwendung: Wenn alle Seelen erst mit ihren Körpern entstehen, wo sün-

digen sie denn in den Kindern, so daß sie der Vergebung
F. n. C. G. der Sünden durch Christum bedürfen, weil sie auch
363 in Adam gesündigt haben, aus welchem das Fleisch
bis der Sünde fortgepflanzt worden ist? Oder, wenn sie
430. nicht sündigen, mit welcher Gerechtigkeit des Schöpfers werden sie durch ihre Einführung in menschliche Glieder, dergestalt in eine fremde Sünde verwickelt, daß sie, wenn ihnen die Kirche nicht zu Hülfe kömmt, verdammt werden? da es doch nicht in ihrer Gewalt steht, daß ihnen die Gnade der Taufe Beystand leisten konnte. Andere Einwürfe gegen die Meinung des Hieronymus, hält Augustinus selbst vor unbeträchtlich, und widerlegt sie daher kurz; wie zum Beispiel diesen, die fortdaurende Würkung des Vaters zeige nur seine Regierung des Geschaffenen an; ingleichen einen andern: warum Gott für diejenigen Seelen mache, von welchen er weiß, daß sie bald sterben würden? Hingegen gesteht er, daß er sich bey jener Meinung in großer Verlegenheit befinde, wenn er die Strafen der kleinen Kinder, nicht bloß diejenigen, denen sie nach diesem Leben ausgesetzt wären, dafern sie ungetauft aus demselben giengen; sondern selbst solche, die sie bereits in dieser Welt, ohne alles ihr Verschulden auszustehen hätten, überlegte. Er versucht noch mancherley, um diese Schwierigkeiten zu heben; bleibt aber zuletzt dabey, daß ihm solches nicht gelinge.

Es ist merkwürdig, daß Hieronymus vorher selbst über eben diese Frage vom Ursprunge der Seele, den Marcellinus an den Augustinus verwiesen hatte, (Epist. 82. p. 213. T. II. Opp. ed. Francof.) der jetzt ihn hierinne vor seinen Lehrer erkannte. Hieronymus lobte in seiner Antwort die Erörterung deßelben; entschuldigte sich aber mit dem Mangel an Zeit, daß er sein Verlangen nicht befriedigte. Da unterdeßen

Augu-

Augustinus immer noch das letztere hoffte, machte er seine Abhandlung erst nach dem Tode des Hieronymus bekannt, um, wie er sagt, (Retractatt. L. II. c. 45.) die Leser derselben dadurch zu erinnern, entweder gar nicht zu fragen, wie die Seele den neugebohrnen Menschen ertheilt werde? oder wenigstens über diese höchst dunkle Sache nur diejenige Auflösung anzunehmen, die der deutlichsten Lehre des wahren Glaubens nicht widerspreche, nemlich daß die Kinder, wenn sie nicht in Christo wiedergebohren werden, ohne Zweifel verdammt seyn müßen. — Man wird es zwar in der Folge, bey der Geschichte der Streitigkeiten mit dem Pelagius, worinne Augustinus eine Hauptperson vorgestellt hat, am besten beurtheilen können, wie ihn sein Widerspruch gegen denselben, zu so harten, zum Theil der heiligen Schrift so fremden Behauptungen habe verleiten können. Aber auch außer diesem Zusammenhange sieht man bereits, daß sein philosophischer Scharfsinn eben nicht sehr dreist in die Höhe habe blicken dürfen, sobald sich nur ihm zur Seite irgend eine theologische Meinung gebieterisch erhob.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Orosius brachte vermuthlich einen mündlichen Unterricht des Hieronymus über die gedachte Frage mit. Er glaubte aber auch sein Vaterland mit einem außerordentlichen Schatze, mit einigen Ueberbleibsalen des heiligen Stephanus, des ersten Märtyrers, zu bereichern. (Gennadius de viris illustrib. c. 39.) Man wollte dieselben eben damals in Palästina entdeckt haben, indem der Presbyter Lucianus in der Nähe von Jerusalem, vorgab, durch eine göttliche Offenbarung die Nachricht empfangen zu haben, wo die Gebeine deßelben lägen. (Gennad. l. c. c. 46. sq.) Sein Bericht darüber, in einem griechischen Schreiben an die ganze christliche Kirche abgefaßt, ist nach der lateinischen

J. n. C. G. 363 bis 430.

Ueberſetzung des ſpaniſchen Presbyter, **Abundius Avitus**, noch vorhanden, und vom **Baronius** (Annal. Eccleſ. a. 415. n. 1. ſq.) bekannt gemacht worden. **Avitus** war es eben, der einen Theil dieſer Ueberbleibſale, mit jener Nachricht, und einem vorgeſetzten Schreiben, an den Biſchof und die Gemeine zu Braccara in Spanien, durch den **Oroſius** überſandte. Doch die Erzählung von dieſer Entdeckung wird erſt an einem andern Orte, in der Beſchreibung des chriſtlichen Aberglaubens dieſer Zeiten, durchgegangen werden können.

Mit einem nützlichern Vorſatze, den **Auguſtinus** in ihm erregt hatte, kam **Oroſius** nach Spanien zurück: und er brachte denſelben im Jahr 417. durch ſeine **Vertheidigung des Chriſtenthums gegen die Heyden, aus der Geſchichte**, (adverſus Paganos Hiſtoriarum Libri ſeptem,) zu Stande. Dieſes Buch heißt in einigen Handſchriften: de Ormeſta, oder auch Hormeſta mundi; eine Aufſchrift, die zu mehrern ſinnreichen und gelehrten, aber faſt durchgehends gezwungenen Muthmaßungen und Erklärungen Gelegenheit gegeben hat. Man findet dieſelben beym **Voßius** (de Hiſtor. Latinis, L. II. c. 14.) beym **du Freſne** (Gloſſar. Latinit. med. et infimi aevi, v. Hormeſta et Ormeſta,) noch vollſtändiger aber in einem Werke des **Fabricius**, (Biblioth. Lat. med. et infimae aetatis, v. Oroſius, p. 176. ſq. T. V. ed. Patav.) und in den Vorreden zur **Havercampiſchen** Ausgabe des **Oroſius**, angezeigt. Darunter iſt die von **Chriſtoph Auguſt Heumann** nach dem **Voßius** vorgetragene (in Progr. Goetting. 1732. 4. et in Sylloge nova Diſſertt. P. II. p. 484.) daß **Hormeſta** der dritte Nahme des **Oroſius**, **Hormisdas**, oder **Hormisdas Mundus** ſey, gerade eine der unwahrſcheinlichſten.

Deſto

Desto glaublicher aber ist es, wie bereits Du Fresne (l. c.) gemerkt, und Havercamp (Praefat. in Orosium, fin.) solches bestätigt hat, daß jenes Wort, das auch bisweilen Ormelia geschrieben wird, durch einen Fehler der Abschreiber, aus miseria erwachsen sey. Denn da Orosius selbst im Anfange seines Buchs sagt: (L. I. c. 1.) ego initium *miseriae* hominum ab initio peccantis hominis ducere instituì: so konnte man leicht von dieser Stelle das ganze Buch nennen; wie es würklich in der Pariser Ausgabe vom Jahr 1506. die Aufschrift: de miseria hominum per peccatum ab initio, führt. T. I. n. E. G. 363 bis 430.

In dem Eingange dieses an den Augustinus gerichteten Werks, erscheint der Verfaßer ziemlich kriechend. Er versichert nicht nur, daß er es auf den Befehl dieses Lehrers unternommen habe, und bloß mit dem Zeugnisse eines willigen Gehrsams zufrieden sey; sondern vergleicht sich auch mit den Hunden in einem großen Hause, die nach und nach auf den bloßen Wink ihrer Herren, und aus Liebe zu denselben, ihre Dienste leisteten. Da ihm nun, so fährt er fort, Augustinus, der eben damals an dem eilften Buche seines Werks von der Stadt Gottes arbeitete, befohlen habe, wider die Heyden, welche die gegenwärtigen Zeiten bloß deswegen als außerordentlich unglücklich vorstellten, weil in denselben an Christum geglaubt, und er als Gott verehrt, die Götzen hingegen vernachläßigt würden, aus allen Geschichten und Jahrbüchern, die er bekommen könnte, die Beispiele von harten Kriegen, ansteckenden Seuchen, trauriger Hungersnoth, schröcklichem Erdbeben, ungewöhnlichen Ueberschwemmungen, fürchterlichen Feuerausbrüchen, grausamen Wetterschäden, auch von unnatürlichen Mordthaten, oder von dem Elende anderer Verbrechen, durch alle

n. C. G. 363. bis 430

vorhergehende Jahrhunderte, kürzlich in einem Buche zu sammeln; besonders da Augustinus, der sein wichtiges Werk zu vollenden suche, sich mit einer so geringen Arbeit nicht beschäftigen könne: so habe er sein Buch, welches auch von dem Bischof zu Carthago, Julianus, verlangt worden, eilfertig, aber auch mit der Ueberzeugung, geschrieben, daß die vorigen Zeiten desto bedauernswürdiger gewesen wären, je mehr es ihnen an der wahren Religion gefehlt hätte.

Solchergestalt verfertigte Orosius eine Art von Weltgeschichte; doch fast allein von ihrer unglücklichen Seite. Er rechnet von der Schöpfung bis auf den Abraham, drey tausend einhundert und vier und achtzig Jahre: und von diesem wieder bis auf die Geburt Christi, zweytausend und funfzehn. Zuerst theilt er eine Erdbeschreibung nach den damals bekannten drey Welttheilen mit, welche zu dem brauchbarsten Inhalte seines Werks gehört; wenn sie gleich nicht alle Genauigkeit und Vollständigkeit hat, deren sie fähig wäre. Den Anfang des Uebels und Unheils, das die Menschen betroffen hat, macht er mit der Sündfluth, zu deren bleibenden Denkmälern er die Muscheln und vom Waßer ausgehölten Steine auf den Bergen rechnet. Darauf geht er zum Ninus über, der ein funfzigjähriges blutiges Leben geführt habe; und zur Semiramis, von welcher, außer ihren vielen Mordthaten und unzüchtigen Ausschweifungen, auch das Heyrathen zwischen Eltern und Kindern frey gegeben worden seyn soll. Er erzählt weiter den Untergang von Sodoma, und den benachbarten Städten, mit deren Sitten er die bey den Römern seiner Zeit üblichen vergleicht, welche nach dem Unglücke, das Rom durch die Gothen gelitten hatte, ausriefen: es sey nichts geschehen, wenn nur die Schauspiele wieder hergestellt würden! Hierauf

gedenkt

gedenkt er des Kriegs der Telchiner und Carpathier mit dem Phoroneus; der Ogygischen Waßerfluth; der Unfruchtbarkeit und Hungersnoth in Aegypten zu Josephs Zeit, den doch die Aegyptier eben so geschwind vergeßen hätten, wie noch viele Heyden Christum, nachdem sie unter dem Schutze seines Nahmens sich gerettet haben, zu lästern pflegen; ferner der Ueberschwemmung des Deucalion; der Pest in Aethiopien; der zehn aegyptischen Plagen; einer unausstehlichen Hitze, woraus die Heyden ihre Fabel vom Phaeton ersonnen haben sollen; und vieler andern Unglücksfälle, trauriger Unruhen, und Verbrechen der Menschen, bis zu Roms Erbauung. J. n. C. G. 363 bis 430.

Das zweyte Buch fängt mit der Anmerkung an, daß die Schicksale der Reiche von Gott geordnet werden, und bringt zum Beweise eine merkliche Aehnlichkeit die sich zwischen dem Babylonischen und Römischen Reiche, in ihrem beyderseitigen Ursprunge, Fortgange und Zustande, finden soll, an. Nur ihre letzten Schicksale wären verschieden, indem Babylon, tausend einhundert und fast vier und sechszig Jahre nach seiner Erbauung, von den Medern seiner Herrschaft beraubt worden wäre; Rom hingegen zwar auch, nach ohngefähr eben so vielen Jahren, von den Gothen geplündert worden, aber doch sein Reich beybehalten hätte: und dieses bloß darum, weil es einen frommen christlichen Kaiser gehabt hätte; zur Beschämung derjenigen, welche sich über das Unglück der christlichen Zeiten beklagten. Hier wären es nicht allein Christen gewesen, welche Rom verschont hätten; sondern auch Christen, deren sie geschont, und Christen, um deren Andenken Willen sie auch der Heyden geschont hätten. Desto mehr möchten die heydnischen Römer aufhören, die christliche Religion zu lästern, und Gottes Geduld zu reitzen;

J. n. C. G. 363 bis 430.

zumal wenn sie die unruhigen und elenden Zeiten überdächten, zu welchen ihre Vorfahren gelebt hätten. Mit diesem Uebergange fängt nun Orosius an, aus der Römischen Geschichte alle solche Begebenheiten, von dem Brudermorde des Remus an, bis auf die Einfälle der Barbaren in das Römische Reich zu seiner Zeit, im ganzen übrigen Umfange des Werks zu sammeln, welche es darthun sollen, daß nicht allein während der Herrschaft des Heydenthums in diesem Reiche, eben so traurige und für daßelbe höchst unglückliche Vorfälle, sondern sogar noch schlimmere sich darinne ereignet hätten, als seitdem das Christenthum in demselben eingeführt worden. Aber er verbindet auch damit in gleicher Absicht die übrige Völkergeschichte, besonders die Persische, Griechische, Macedonische und Carthaginiensische.

Zum Behuf seines Beweises, streuet er zuweilen, vornemlich am Ende der Bücher, Anmerkungen ein, die jene Vergleichung merklicher machen sollen. So zeigt er den großen Unterscheid zwischen der Verwüstung Roms durch die Gallier, und derjenigen, welche sie von den Gothen ausgestanden; da Gott härter gestraft habe, als die Menschen selbst, und weil diese nicht alles erfüllt hätten, wozu sie von ihm gesandt worden, einen Theil der Götzenbilder durch den Blitz zerstört habe. Er bemerkt weiter, daß die Römer durch das Glück ihrer Siege, worauf sie so stolz gewesen wären, alle andere Völker unglücklich gemacht hätten. Der Eingang des sechsten Buchs besteht aus einer weitläufigen Erörterung zur Ehre des Christenthums. Nicht allein die Verehrer dieser Religion, sagt Orosius, sondern selbst die Heyden erkennen mitten unter der Menge ihrer Götter, doch einen wahren höchsten Gott. Dieser ist es, der das Römische Reich durch einen sehr tapfern

und

und gnädigen Fürsten gestiftet hat: und unter eben dem- F. n. selben, den fast alle Völker liebten und fürchteten, hat T. G. Gott den großen Quell seiner Erkenntniß geöfnet, in- 363 dem er zur geschwindern Belehrung der Menschen durch bis einen Menschen, seinen Sohn gesandt hat, der über- 430. menschliche Thaten verrichtete, und die Dämonen angriff, welche von einigen vor Götter gehalten wurden; damit diejenigen, welche ihm als einem Menschen, nicht geglaubt hätten, seinen Werken, als eines Gottes glauben möchten; weiter, damit in einer großen Ruhe, und im durchgängigen Frieden, der Ruhm dieses neuen Nahmens, und der Ruf von dem angekündigten Heil, ungehindert und geschwind überall hingelangen; oder auch, damit seine Schüler, wenn sie unter verschiedene Völker, um die Güter dieses Heils anzubieten, gehen würden, als Römische Bürger unter Römischen Bürgern, die sicherste Freyheit genießen möchten. Sollten einige gleichwohl gegen einen so deutlichen Beweis, die Stiftung dieses so schönen Reichs ihren Göttern zuschreiben, welche die ihnen erwiesene Verehrung belohnt; aber auch wegen der Verabsäumung derselben, ihren Schutz entzogen hätten: so müßten die Götter ihre Verehrung vorausgesehen haben, weil sie in den ersten Jahrhunderten nach Roms Gründung, dieselbe nicht genoßen. Sahen sie aber solche voraus: warum haben sie dieses Reich eben zu derselben Zeit auf den höchsten Gipfel der Macht erhoben, da derjenige ein Mensch gebohren werden wollte, der ihnen eine so allgemeine Verachtung, selbst von denen, die sie erhoben hatten, zugezogen hat? — Aber, sagen sie, er hat sich in einer niedrigen Gestalt eingeschlichen, und ist heimlich eingetreten. Wenn das wahr ist, woher kommt denn sein so ausgebreiteter Ruf, der so ungezweifelte Glaube an ihn, und seine so offenbare Macht? Antwortet man, er habe durch einige

Wunder-

J. n. C. G. 363 bis 430.

Wunderzeichen die vom Aberglauben geängstigten Gemüther für sich eingenommen: so müßen doch dieses die Götter noch mehr thun können, wenn es ein Mensch thun konnte. Oder ist man nicht vielmehr erst durch ihn zu der Erkenntniß jenes bekannten und unbekannten Gottes gekommen? Diese so mächtigen Götter wurden eben zu der Zeit, da Christus erschien, am eifrigsten verehrt; und dennoch haben sie die Ausbreitung und zuletzt die Herrschaft des Christenthums nicht zurück halten können; ob es gleich so lange und heftige Verfolgungen ausstand; da hingegen ihre Religion durch einen einzigen kaiserlichen Befehl aufgehoben wurde. — Von der Erzählung, daß zur Zeit des Augustus zu Rom eine reiche Quelle von Oel, aus einer Garküche, einen ganzen Tag hindurch geflossen wäre, macht Orosius die Deutung, daß dadurch die Geburt Christi angezeigt worden sey. Denn sein Nahme bedeute in der hebräischen Sprache einen Gesalbten; und man könne also daraus schließen, daß Christus und die Christen während der ganzen Dauer des Römischen Reichs, aus der bewirthenden Kirche reichlich und unaufhörlich hervorfließen würden. — Der Verfaßer beschließt endlich das sechste Buch mit der Geburt Christi, nachdem eben der allgemeine Friede im Römischen Reiche wäre hergestellt worden. Damals, setzt er hinzu, weigerte sich auch Augustus, den Nahmen eines Herrn von Menschen zu führen; oder vielmehr er erkühnte sich nicht, denselben anzunehmen, weil der wahre Herr des ganzen menschlichen Geschlechts gebohren worden war. Er ließ in eben demselben Jahre eine Schatzung in allen seinen Ländern anstellen; und so kam auch Christus gleich nach seiner Geburt in die Schatzungsverzeichnisse.

Auch das siebente Buch fängt Orosius mit einer Betrachtung über den wahren Gott an, den Christus erst

erst recht bekannt gemacht habe. Einigen kam es anstößig vor, daß derselbe, bey einer so großen Macht, dennoch so vieles Unglück der Menschen geduldig angesehen habe. Darauf antwortet der Verfaßer für die Christen, durch den Mißbrauch welchen die Menschen von der Güte des Schöpfers, und von ihrer Freyheit gemacht hätten, wäre diese göttliche Geduld gerecht und heilsam worden. Die Heyden aber frägt er: Wenn das Römische Reich durch die Macht der Götter so ansehnlich geworden ist, warum gab es ihre Geduld zu, daß daßelbe nicht eher so hoch empor stieg? Man darf nicht antworten, es habe noch keine Römer gegeben, welche mit Recht hätten erhoben werden können; es kam ja nur auf die Götter an, solche Römer hervorzubringen, wenn sie mächtig genug waren, es zu thun. — **Orosius** findet weiter, daß, so wie **Abraham** im drey und vierzigsten Jahre des ersten aller Könige, des **Ninus**, gebohren worden, also auch **Christus**, der dem **Abraham** versprochen worden war, beynahe am Ende des zwey und vierzigsten Jahrs der Regierung des ersten aller Kaiser, des **Augustus**, zu derjenigen Zeit, da eben das Jahr zu wachsen anfieng, auf die Welt gekommen sey: und zwar darum auf diese Weise, damit er nicht in einem Theil des dritten Jahrs, sondern dieses in ihm entstehen möchte. — Weil **Cajus**, der Enkel des **Augustus**, verächtlich vor dem Tempel zu Jerusalem vorbeygieng, ohne sein Gebet darinne zu verrichten, wurde Rom gleich darauf durch eine fürchterliche Hungersnoth gestraft. — Das von den Juden vergoßene Blut **Christi** wurde durch den Untergang von Jerusalem gerächt; wie er selbst und die Propheten solches so lange vorher gesagt hatten. — Als der Römische Senat sich dem Vorsatze des **Tiberius** widersetzte, **Christum** vor einen Gott der Römer zu erklären, ahndete Gott dieses dadurch, daß aus

J. n. C. G. 363 bis 430.

einem

einem sehr guten Fürsten nach und nach einer der schlimmsten wurde. Hingegen wurde die Empörung des Scribonianus unter dem Claudius durch ein Wunderwerk unterdrückt, damit die Ankunft des Apostels Petrus zu Rom, und die damals noch zarten Sprößlinge des Christenthums, dadurch nichts leiden möchten. Es kam auch in der großen Hungersnoth, welche bald darauf Syrien plagte, die Königinn von Adiabene, Helena, den Christen zu Jerusalem, deren Glauben sie angenommen hatte, durch reichliche Zufuhren zu Hülfe. Ob aber die Stelle des Svetonius (in Claudio c. 24.) nach welcher Claudius die Juden, die auf Anstiften des Christus häuffige Unruhen erregten, aus Rom vertrieben hat, so zu verstehen sey, daß sie gegen Christum Aufstand erregt hätten? oder ob er auch die Christen, als Leute von einer mit ihnen verwandten Religion, verjagt habe? läßt sich nicht bestimmen. — Wie nun Orosius weiter die Verfolgungen der Christen durch die heydnischen Kaiser, und die unglücklichen Schicksale der letztern, ingleichen die allgemeine Noth, welche das Reich oftmals durch Kriege, Feuersbrünste, Seuchen, und dergleichen mehr, unter den heydnischen Regierungen ausgestanden, zur Ehrenrettung seiner Religion nütze, das begreift man schon aus den vorhergehenden Beispielen. So merkt er unter andern an, daß, obgleich Trajanus nur aus Irrthum die Christen verfolgte, und gar bald ein Gesetz zu ihrem Besten gab, dennoch kurz darauf das goldene Haus des Nero abgebrannt sey, damit man sehen möchte, daß selbst eine fremde Verfolgung an den Denkmälern ihres ersten Stifters gestraft worden sey. Und auf der andern Seite schreibt er den Sieg des Marcus Aurelius über die Marcomannen, dem Beystande Christi zu; welches der

J. n. C. G. 363 bis 430.

Kaiser

Kaiser selbst in einem Schreiben, das noch bey vielen vorhanden seyn soll, bekannt habe. F. n. C. G. 363 bis 430.

Zuletzt kömmt der Verfaßer auf die Zeiten der christlichen Kaiser. Hier, schreibt er gleich anfänglich, (L. VII. c. 26.) begegnet man mir mit einem gewißen Frohlocken und Spotten. „Endlich, sagen sie, „bist du in unsere Gruben gefallen, wo wir dich lange „erwartet hatten, und leicht zu Grunde richten können. „Bisher haben wir es gelitten, daß du künstlich und „schlau die zufälligen Veränderungen der Zeiten so vor„gestellt hast, als wenn die Christen dadurch wären „geächt worden. Zuweilen wurden wir, als Men„schen, denen die göttlichen Geheimniße unbekannt „sind, durch die Wahrscheinlichkeit gerührt, und er„blaßten vor Furcht. Aber jetzt hat unser Maximia„nus die ganze von dir angefüllte Schaubühne ausge„leert, und hat das Alterthum unserer Religion als „eine unbezwingliche Säule unterstützt. Zehn Jahre „hindurch sind eure Kirchen niedergerißen worden, wie „du selbst gestehst; und man hat die Christen im gan„zen Reiche durch Martern hingerichtet. Wir haben „auch dein eigenes deutliches Zeugniß in den Händen, „daß keine der vorigen Verfolgungen so hart, oder so „langwierig gewesen sey. Gleichwohl hat diese Zeit „einen ganz ruhigen Genuß von Gütern gehabt, und „die Kaiser, welche diese Verfolgungen stifteten, ha„ben eine ungewöhnliche Glückseeligkeit erreicht. Ue„berdieß ereignete sich damals etwas den Menschen „bisher unbekanntes: die gemeinschaftliche Regie„rung, große Einigkeit und verbundene Macht meh„rerer Fürsten, die sonst niemals für das gemeine Beste „gesorgt hatte. Auch davon hatte bis dahin kein „Mensch etwas gewußt, daß eben diese verfolgenden „Fürsten, nachdem sie ihre Würde niedergelegt, als

„Privat-

J. n. C. G. 363 bis 430.

„Privatpersonen ruhig leben konnten, welches sonst die „Menschen vor das höchste Gut des Lebens halten: „und das erlangten diese Urheber der Verfolgung, „gleichsam als eine Belohnung, damals, da eben „diese Verfolgung im ganzen Reiche wütete. Behau„pte du auch von dieser Glückseeligkeit, daß sie zur „Strafe erfolgt sey? und versuchst du uns auch damit „zu schröcken?“

Auf diese Art von Ausforderung giebt **Orosius** folgende Antwort: Die neun ersten Verfolgungen der Christen wurden allemal sogleich durch rächende Strafen begleitet. Bey der zehnten aber sehen diese elenden Blinden nicht, daß die Strafe desto härter sey, je weniger sie solche verstehen. Er vergleicht daher die zehn Plagen der Aegyptier umständlich mit den zehn Verfolgungen der Christen, und sucht zu zeigen, daß die Römer ohngefähr eben das gelitten haben, was ehemals die Feinde des israelitischen Volks. So wie insonderheit die zehnte Plage in der Tödtung aller Erstgebohrnen bestanden habe: so sey auch für die Römer der Untergang aller Götzenbilder die zehnte Plage geworden. Dort habe der König die Macht Gottes empfunden, und aus Furcht vor derselben, sein Volck frey abziehen laßen; hier sey das Volk Gottes auf gleiche Art frey geworden, und man habe es seitdem so wenig zur Abgötterey gezwungen, als dort die Israeliten wieder Knechte geworden wären. Dort wären die kostbaren Gefäße der Aegyptier den Hebräern überliefert worden; hier wären die vornehmsten heydnischen Tempel zu christlichen Kirchen geworden. Und so wie auf die Aegyptier, indem sie die Israeliten verfolgten, durch das über sie einbrechende Meer, das ewige Verderben losgestürzt wäre: so würden auch alle Feinde Christi, mit ihrem Könige, dem Antichriste, im See des ewigen Feuers unaufhörlich leiden.

In

In der Geschichte der christlichen Kaiser selbst, bringt Orosius auch allerley Anmerkungen, meistentheils in Beziehung auf die Religion, an. Er, der die göttlichen Absichten bey so vielen Begebenheiten entscheidend bestimmt, versichert dennoch, daß er die Ursachen nicht wiße, warum Constantinus seinen Sohn Crispus und den jungen Licinius habe umbringen laßen; aber diese ganz bekannten Ursachen gereichten freylich dem Kaiser nicht zur Ehre. Von der unglücklichen Schlacht des Valens mit den Gothen, urtheilt er, die Heyden könnten sich damit nicht trösten, weil auch dieser Fürst einen Verfolger der rechtgläubigen Kirche abgegeben hätte. Die Gothen hätten ihn um Bischöffe gebeten, von welchen sie den christlichen Glauben lernen könnten. Da er aber boshaft genug gewesen wäre, ihnen Arianische Lehrer zu schicken: so hätten ihn die Gothen lebendig verbrannt, weil sie durch seine Schuld, auch nach dem Tode, wegen jenes Irrthums brennen würden. In der Geschichte des völligen Einbruchs der Barbaren in das Römische Reich zu seiner Zeit, sucht der Verfaßer besonders viele Spuren von der göttlichen Beschützung der Christen, und von dem Siege ihrer Religion, auf. Besonders aber bemüht er sich darzuthun, daß sowohl Fromme als Gottlose dabey mit Recht gelitten haben; und daß bey allem diesem öffentlichen Ungemach, weniger Unglück, Noth und Blutvergießen, eine leichtere Dämpfung von Kriegen und Empörungen, auch geschwindere Demüthigung der wildesten Völker, ohne viele Anstrengung, sichtbar gewesen sey, als in den heydnischen Zeiten. Dieses kann, so schließt er zuletzt, nur daher kommen, weil die christlichen Zeiten, durch die mehr gegenwärtige Gnade des Erlösers, einen großen Vorzug vor jenen erlangt haben.

F. II. E. G. 363 bis 430.

Dieses

J. n. C. G. 363 bis 430.

Dieses Werk des Orosius zeigt noch seine vornehmste Nutzbarkeit in dem ziemlich wohl gerathenen Auszuge der ältern, besonders der römischen Geschichte, den er darinne mitgetheilt hat. Es kommen auch in demselben, zumal den Zeiten des Schriftstellers am nächsten, einige Nachrichten vor, die ihm entweder eigen sind; oder wodurch anderer ihre aufgeklärt und bestätigt werden. Seine Schreibart ist überhaupt nicht unangenehm; nur mit dem Unterschiede, daß die Erzählungen weit beßer geschrieben sind, als die Betrachtungen: vermuthlich, weil er diese aus sich selbst gesponnen, jene aber aus den römischen Geschichtschreibern entlehnt hat. Im übrigen ist er freylich nur ein mittelmäßiger Schriftsteller; man mag ihn als einen historischen Sammler, oder als einen Vertheidiger der christlichen Religion betrachten. Bey dem Hauptsatze den er beweisen wollte, gab es in der That keine Schwierigkeiten; aber er hatte doch nicht Geschicklichkeit genug, um seinen Endzweck auf dem natürlichsten und kürzesten Wege zu erreichen. Unter manchem Treffenden was er zusammen getragen oder angemerkt hat, findet sich doch auch viel Ueberflüßiges, Unnützes oder Seichtes. Nicht zu gedenken, daß er auch als ein Vorfechter seiner Parthey, doch nach einem gewissen Ansehen von Unpartheylichkeit und Mäßigung hätte trachten sollen, um den Beyfall der gegenseitigen nach und nach zu erwerben; zumal da er einen Geschichtschreiber, nicht einen aufgebrachten Redner, vorstellen wollte: so war überhaupt für ihn mehr zu thun, als er sich einbildete. Lauter Uebel, Unglück und Elend in der Geschichte geflißentlich aufzusuchen, ist an sich schon keine edle Beschäftigung. Allein hier konnte sich auch der Heyde beklagen, daß so vieles Gute aus denjenigen Zeiten, da seine Religion die herrschende war, zu wenig in Anschlag gebracht worden sey; daß ihm

mit

mit großer Zuversicht Deutungen von Begebenheiten entgegen gesetzt worden wären, die er gar nicht zuzugeben brauchte. An die allgemeinen Fragen: Ist es nicht zu verwegen, zu mißlich wenigstens, und zu bedenklich, göttliche Absichten, Strafen, und ähnliche Verfügungen, so zuverläßig errathen und angeben zu wollen, auch da, wo man in den Veränderungen der Welt keine Anleitung dazu findet? Kann eine Religion Schuld an öffentlichem Unglücke seyn, welche die Aufklärung in Religionssachen auf das höchste bringt, und in die Beßerung der Sitten den sichtbarsten Einfluß hat? Ist es überhaupt weise geurtheilt, von einem weit ausgebreiteten Uebel, das öfters nur von einigen wenigen mächtigen und übermüthigen Menschen gestiftet wird, den Grund allemal in der Religion ganzer Länder und Völker zu suchen? an diese und andere damit verwandte Fragen, von denen auch bereits oben (S. 261. fg.) etwas berührt worden ist, hat **Orosius**, so wie sein Lehrer, wenig oder gar nicht gedacht. Daß er zum Theil auf die Spur von denselben gekommen sey, hat man an dem triumphirenden Einwurf gesehen, den er im siebenten Buche seines Werks den Heyden in den Mund legte; und er würde sie doch vermuthlich leichter überzeugt haben, wenn er im Einverständniße mit ihnen, über gemeinschaftlich angenommene Grundsätze und Geschichten zu philosophiren versucht, nicht ihnen seine historischen Erklärungen aufgedrungen hätte. Was seine Erzählungen selbst betrifft, so merkt man wohl, daß er alles bloß aus Römischen Schriftstellern geschöpft habe. Er ist auch leichtgläubig gegen ungewiße Sagen, nächstdem in der Zeitrechnung ungeübt, und kann desto weniger die Würde eines Zeugen behaupten. Bey dem allen aber ist er in einzelen Stellen lesenswürdig, und scheint nicht ohne Würkung für seine Zeiten geschrieben zu haben. Es

F. n. F. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

kann auch zugegeben werden, was man durchgängig angenommen hat, daß er seine Vorgänger in diesem historischen Beweise, den Tertullianus, (Apologet. c. 40. ad Nation L. I. c. 9.) den Cyprianus, (ad Demetrian.) den Arnobius, (adv. gentes, L. I.) den Ambrosius und Prudentius, (adverſ. Symmachum) und den Augustinus (de Civit. Dei) wenigstens an der Vollständigkeit gesammleter Erzählungen übertroffen habe.

Wie fleißig dieses Werk in den ältern Zeiten gelesen worden sey, zeigen mehrere Ausgaben deßelben, die in den letzten dreyßig Jahren des funfzehnten Jahrhunderts, und auch noch im sechszehnten, erschienen sind. Johannes Albertus Fabricius hat sie unter andern in dem angeführten Werke verzeichnet. Die erste vorzüglich gute, wurde zu Maynz im Jahr 1615. in Oktav, nach den ehemaligen Berichtigungen des Franciscus Fabricius, auch mit seinen und anderer Gelehrten Anmerkungen, gedruckt. Im Jahr 1738 aber hat sie Siegbert Havercamp, durch seine zu Leiden in Quart besorgte Ausgabe weit übertroffen. Er hat darinne nicht nur die Arbeiten seiner Vorgänger genützt; sondern auch den Text durch Handschriften und andere bewährte Hülfsmittel, merklich verbeßert, und auf mancherley Art, und besonders durch eine Menge seltener oder noch nicht bekannt gemachter Münzen, erläutert. Nur muß man es bedauern, daß er in dieser schönen und kostbaren Ausgabe, mehr die Geschichte, die in dem Werke beschrieben wird, als die Hauptabsicht des Verfaßers, seine Gründe und Anwendungen, aufzuklären, oder zu beurtheilen gesucht hat: und selbst über den Orosius hätte man darinne noch mehr erwarten können. Dieser Ausgabe ist auch eine Schrift des Verfaßers wider die Pellagianer beygefügt,

gefügt, von welcher, so wie von einer andern, die er gegen die Priscillianisten und Origenisten hinterlaßen hat, an einem bequemern Orte Nachricht gegeben werden soll. Die Briefe, welche Trithemius (de Scriptt. ecclesiast. c. 121.) dem Orosius beylegt, sind nicht mehr vorhanden; aber er hat auch die Schriften deßelben nicht richtig genug gekannt. Zu den Schriftstellern, welche lehrreiche Nachrichten vom Orosius gesammelt haben, verdient noch Bayle (Dictionn. hist. et crit. v. Orosius) gesetzt zu werden. F. n. C. G. 363 bis 430.

Bekehrung heydnischer Völker zum Christenthum.

So vielfache Bemühungen der Christen im Römischen Reiche, das Heydenthum daselbst zu schwächen, konnten freylich nicht anders als einen erwünschten Fortgang haben. Aber auch manche Völker außerhalb dieses Reichs, oder sogar solche, die sich als Sieger in demselben niederließen, nahmen doch zu dieser Zeit den christlichen Glauben an, der würklich durch eben die große Staatsveränderung, die dem Römischen Nahmen den Untergang drohte, und den äußerlichen Wohlstand der christlichen Religion zernichten konnte, noch mehr Anhänger gewann. Wäre die sogenannte Völkerwanderung zu dieser Zeit nicht unternommen worden: so würden allem Ansehen nach viele Tausende weit länger oder stets im Götzendienste geblieben seyn.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Die Bekehrung dieser Völker ist von dem Uebergange der heydnischen Römer zum Christenthum, ziemlich verschieden. Der letztere wurde zum Theil durch Verfolgungen und Strafen bewerkstelligt oder beschleunigt; jene aber war ein Werk der freyesten Entschliessungen. Wenn die Heyden im Römischen Reiche oft durch Untersuchungen über beyde Religionen, durch Bekanntschaft mit den heiligen Schriften der Christen, durch Versprechungen und Belohnungen, dahin gebracht worden, ihrem väterlichen Glauben zu entsagen: so fand beynahe nichts von diesem allem bey den sogenannten Barbaren Statt. Völker, deren Hauptbeschäftigungen Krieg und Jagd waren; die außerdem den Müßiggang als den Genuß des Lebens ansahen, und ihren Geist über Gegenstände der Sinne hinaus nicht wohl anstrengen konnten; davon die meisten weder lesen noch schreiben gelernt hatten; deren Religion endlich sammt ihren Kenntnißen überhaupt, so kurtzsichtig und so sehr in die Enge irdischer und körperlicher Begriffe eingeschloßen war; solche Völker konnten unmöglich aufgefordert werden, über ihren Zustand viel nachzudenken, und das Christenthum zu prüfen. Konnte ihnen aber irgend eine Lehre des Christenthums, wie zum Beispiel, von der Majestät des einzigen höchsten Gottes, von der Geschichte und den Wundern Christi und der Apostel, von der ewigen Seeligkeit, Teufel und Hölle, so auffallend vorgestellt werden, daß nicht nur ihre Aufmerksamkeit rege wurde; sondern selbst ihre Einbildungskraft sich beschäftigte; oder gar ihr Herz eher Antheil an diesen Wahrheiten nahm, als ihr Verstand: alsdann hatte die Religion einen sichern Eingang bey ihnen; wenn ihr nicht etwan kriegerische, eigennützige oder andere Triebe denselben versperrten. Kam vollends noch dieses hinzu, daß diejenigen, welche ihnen das Christenthum predigten, durch ihr Gebet

bey

bey Kranken, oder durch das Zeichen des Kreuzes, wunderbare Würkungen hervorzubringen schienen: so war man bereit, alles anzunehmen, was sie vorschrieben. Denn Völker, welche in dem Anbau ihres Geistes noch sehr weit zurück geblieben sind, nehmen jede Erzählung von Wunderwerken, zumal wenn sie mit Religionsmeinungen in Verbindung stehen, am begierigsten auf; oder sie sind vielmehr geneigter als andere, überall Wunder zu finden. Bey diesen heydnischen Nationen nahm auch das Christenthum, indem es zuerst eindrang, einen etwas andern Weg, als bey den Heyden im Römischen Reiche. Hier war es nach und nach eine große Menge von Unterthanen, die sich zu jener Religion bekannte, bis erst nach Jahrhunderten, auch der Fürst sich für dieselbe erklärte. Dort hingegen machte meistentheils der Fürst den Anfang, sich taufen zu laßen: und darauf folgte ihm gar bald der größeste Theil seines Volks nach. Aus welchem Grunde er dieses that, das wurde nicht so genau überlegt, oder empfunden; genug, daß man das Beispiel des Landesherrn vor sich hatte, und andere äußerliche Einladungen hinzukamen. Man darf also auch nicht glauben, daß diese so schleunig in die christliche Kirche übergegangene heydnische Hauffen, im eigentlichen Verstande Bekehrte und Ueberzeugte gewesen sind, wie man sie nur in den ersten Jahrhunderten zugelaßen hat. Diese Flüchtigkeit scheint anstößig und von geringem Nutzen gewesen zu seyn; allein die Folgen davon wurden in kurzem groß und edel. Auch unter sehr rohen und mangelhaften Einsichten konnte doch die christliche Religion nicht anders als eine ungemeine Wohlthat für diese Völker heißen. J. n. C. G. 363 bis 430.

Ueberhaupt eröfnet sich mit diesem Zeitalter ein Schauplatz neuer Auftritte, in denen man die Schicksale des Römischen Reichs mit dem Fortgange des

J. n. C. G. 363 bis 430.

Christenthums nicht ohne Bewunderung vereinigt erblickt. Der Untergang des Staats, und der Verlust der Weltherrschaft für die Römer, war zugleich ein äußerlicher Gewinnst, und eine eben so schnelle als weit ausgebreitete Erweiterung für diese Religion. Sie war im Römischen Reiche entstanden, und hatte noch kaum seit einem Jahrhunderte die völlige Oberhand darinne behauptet. Jetzt da die Römer den Germaniern weichen mußten, wurden diese rauhern Sieger so geschwind für den christlichen Glauben eingenommen, daß derselbe im Grunde durch sie wenig leiden konnte, wenn ihn nicht vorher die Christen selbst schon in einen gewißen Verfall gebracht hatten. Diese heydnischen Völker lernten bereits durch die ersten Begriffe vom Christenthum, jeden Rest ihrer alten Wildheit ablegen: und bald nahmen sie von den Ueberwundenen auch Sprache, Sitten, Gesetze, Künste und Wißenschaften an. Die neue Religion, der sie sich ergaben, war freylich bey den meisten von ihnen, anfänglich nur ein äußerliches Bekenntniß und Cärimoniel; aber sie konnte desto leichter bis zu ihrem Herzen fortdringen, da ihnen die Weichlichkeit der damaligen Römer fremd war: und einmal in ihrer Stärke erfahren, einmal redlich ausgeübt, wurde sie ihnen theurer und wichtiger, als in der Begleitung der scharfsinnigsten Unterfuchungen. Glücklicher Weise für sie und für die ganze Welt, ist die christliche Religion eben so einfach, und leicht zu überschauen, als erhaben, belebend und Trostvoll. Sie kam zwar zu diesen Völkern, nicht ohne Zusatz von Aberglauben; allein ihre Kraft hatte doch dadurch noch nicht erstickt werden können. Einen Theil dieser Anmerkungen haben schon die damaligen christlichen Schriftsteller gemacht, wie besonders auch Orosius, der gegen das Ende seines Werks wider die Heyden (L. VII. c. 41.) schreibt: „Sollten die Bar-

„baren

„baren bloß darum in das Römische Reich geschickt
„worden seyn, damit die christlichen Gemeinen in den
„Morgenländern und Abendländern, mit Hunnen
„und Sveven, Vandalen und Burgundern, mit
„so verschiedenen und unzähligen Völkern von Gläu-
„benden angefüllt werden möchten: so müßte man die
„göttliche Barmherzigkeit loben und preisen; weil doch
„so viele Völker, wenn gleich mit unserer Entkräftung,
„die Erkenntniß der Wahrheit erlangt haben, zu der
„sie gewiß nicht anders als bey dieser Gelegenheit,
„hätten kommen können.“

J. n. C. G. 363 bis 430.

Gänzlich kann also hier die Geschichte von Spuren der göttlichen Vorsehung unmöglich schweigen. Man hat zwar alle Ursache und Anleitung, sie im ganzen Lauf der christlichen Religion bis zum fünften Jahrhunderte, als sichtbar zu verehren: und es giebt nicht leicht, außer der alten Israelitischen Geschichte, ein zusammenhängendes Gebäude von Begebenheiten, an welchem man jene Spuren mit mehr historischer Wahrheit erkennen sollte. Allein in diesem Zeitalter eines sinkenden Reichs, des schon merklich verfälschten Christenthums, und des übermächtigen Eindringens so vieler Völker, die Feinde von beyden waren; zu einer Zeit, da auch die Sitten der Christen zur Erhaltung und Ehre ihres Glaubens nicht viel beytragen konnten: da ist der höhere Schutz, mit welchem derselbe begünstigt wurde, desto bemerkungswürdiger. Man sieht allzu deutlich, daß eine Religion, die so viel Weisheit, Seegen und Glückseeligkeit unter dem menschlichen Geschlechte verbreitet hatte, und noch unendlich mehr verbreiten konnte, Trotz aller Mißhandlungen der sie verkennenden Menschen, und am meisten ihrer Anhänger selbst, dennoch nicht untergehen sollte. Eben da es das Ansehen hatte, sie würde

n. C. G. 363 bis 430.

nur in einem Theil des Römischen Reichs, oder in dem andern nur unter unangenehmen Einschränkungen übrig bleiben, bekam sie beynahe so viele neue Stützen und Freunde, als Völker in dieses Reich einbrachen. Sie war es jetzt, die unter so vielen Europäischen Völkern menschlichere und mildere Sitten einzuführen anfieng: und sie bereitete sich gleichsam ihren Hauptsitz schon zu diesen Zeiten, den sie in den folgenden Jahrhunderten in unserm Welttheil behaupten sollte. Ohne sie würde der Einfall aller dieser Völker in das Römische Reich, ein weit härteres Unglück für die Menschen geworden seyn. Aber einige kamen als Christen; andere wurden es bald darauf: das Unglück war vorübergehend; die Folgen unter Millionen wurden wichtig und bleibend. Daß man oft auf die Rechnung dieser Barbaren zu viele Schuld der Unwißenheit, des Aberglaubens, und der Barbarey überhaupt gesetzt habe, die seit dem fünften Jahrhunderte in den Abendländern herrschte, ist schon an einem andern Orte (oben S. 30.) gezeigt worden.

Weiter aber darf sich die Geschichte in der Bestimmung und Beurtheilung der göttlichen Absichten bey dieser großen Staatsveränderung zum Besten der Religion und der Menschlichkeit, nicht wagen. Sie ist nicht berechtigt, bloße Muthmaaßungen ohne einen historischen Grund; oder Betrachtungen über den Nutzen, den die Menschen aus gewißen Begebenheiten ziehen können, als Entdeckungen der Ursachen und Endzwecke von denselben anzuführen. So ist es zwar ein frommer Gedanke, den man zuweilen vorgetragen hat, daß Gott die Römer, wegen ihrer Lasterhaftigkeit, durch die Versetzung des Evangelium zu ausländischen Nationen, bestraft habe. Allein nicht zu gedenken, daß derselbe mehr theologisch als historisch ist;

ist; so hat er auch nicht einmal die Wahrheit für sich. Es kann überhaupt nicht recht historisch bewiesen werden, daß das Unglück des Römischen Reichs zu dieser Zeit, eine eigentliche Strafe der Römer nach dem Willen Gottes habe seyn sollen; aber durch die Ausbreitung ihrer Religion unter heydnischen Völkern, wurde ihnen diese so wenig entzogen, daß sie vielmehr von Rom aus, hauptsächlich in den Abendländern fortgepflanzt wurde. Eine gleiche Bewandniß hat es mit andern entscheidenden Aussprüchen, die man über die göttlichen Absichten bey manchen grossen Veränderungen der Welt versucht hat. Sind durch diese letztern, heilsame und herrliche Folgen, auf eine unerwartete, Menschen kaum wahrscheinliche Art, nicht nur für einzele Personen, sondern auch im Zustande ganzer Völker, oder eines beträchtlichen Theils der Welt, bewürkt worden; da ist es eher erlaubt, mit einer gewissen zuversichtlichen Ehrerbietung gegen die Rathschläge Gottes zu sagen: diese Folgen sind ohne Zweifel von seiner Weisheit vorbereitet worden!

J. n. C. G. 363 bis 430.

Es würde sehr erwünscht seyn, von den Bekehrungen heydnischer Völker in diesem und mehrern folgenden Zeitaltern, nicht bloß umständliche, sondern auch sehr genaue, auf feinere Menschen- und Religionskenntniß gegründete Nachrichten zu besitzen. Freylich hat das Christenthum bey ihnen, wie bey allen Nationen die es angenommen haben, früher oder später, in einem engern oder weitern Kreise von Würksamkeit, seine Kraft gezeigt. Aber es ist gar nicht gleichgültig, den ersten Anfang und Fortgang deßelben bey jedem dieser Völcker überschauen zu können. Die apostolische, und die ihr nahe kommende Bekehrungsart, hatte schon seit einiger Zeit aufgehöret. Aus den fast immer einseitigen, flüchtig geschriebenen, und mit Erzählungen

n. C. 363 bis 430.

von Wundern, auch allgemeinen Lobsprüchen angefüllten Nachrichten der christlichen Lehrer, kann man selten hinlänglich sehen, welchen Gang die Religion zu den neubekehrten Völkern genommen habe. Bald scheint es, daß der Unterricht vorher gegangen sey; bald, und noch öfter, mögen sinnliche Andachtsübungen, gottselige Mährchen, Begebenheiten welche Erstaunen erregten, weil man ihre Ursachen nicht kannte, und vielleicht nicht kennen sollte, nicht allein ohne Unterweisung alles gethan, sondern auch diese auf eine Zeitlang verdrängt haben. Ob diese beyden Bekehrungsarten, und welche am meisten oder geschwindesten, einen Einfluß auf die Sitten jedes dieser Völker geäußert haben? welche Lehren des Christenthums, und wie man ihnen solche beygebracht habe, und welche davon am ersten durchgedrungen seyen? was vor Begriffe sich die Neubekehrten von manchen Religionswahrheiten gemacht, und wie sie zuweilen solche mit ihren ehemaligen heydnischen vereinigt haben? diese und andere davon nicht entfernte Fragen wären werth, in jeder solchen Bekehrungsgeschichte aufrichtig beantwortet zu werden. Indeßen, so viel uns daran fehlt; so dienen doch die vorhandenen Nachrichten zu mancher lehrreichen Erläuterung.

Bey demjenigen dieser Völker, das unter allen Deutschen den Römern am furchtbarsten geworden war, bey den **Gothen**, hatte auch das Christenthum zuerst einen bleibenden Eingang gewonnen. Schon zu den Zeiten des Kaisers **Gallienus**, und noch mehr während der Regierung des **großen Constantins**, wie anderwärts (Christl. Kirchengesch. Th. VI. S. 31. fg.) erzählt worden ist, war diese Religion bey ihnen glücklich ausgebreitet worden. Sie waren das erste deutsche Volk, das seine eigene Buchstabenschrift, gleichsam

nur

nur hauptsächlich dazu bekam, um die heilige Schrift durch den Dienst des **Ulfilas** in ihrer Sprache lesen zu können. Selbst ihre Niederlaßung im Römischen Reiche, besonders die für daßelbe so unglückliche unter dem **Valens**, halfen den christlichen Glauben bey ihnen noch bekannter und beliebter machen; wiewohl sie um gleiche Zeit den Arianischen Lehrbegriff annahmen: welches ebenfals in der angeführten Stelle dieser Geschichte beschrieben worden ist. Man hat gesehen, wie mächtig die Gothen seitdem im Römischen Reiche geworden waren, dem ihre Feldherren, obgleich in Diensten deßelben, zu trotzen wußten. Eigentlich waren es die **Westgothen**, die solchergestalt nach und nach das Schicksal der Römer entschieden, bis sie ihre Hauptstadt selbst eroberten. Als Christen unterdeßen sorgten sie auch für die Fortpflanzung ihrer Religion unter den mit ihnen verwandten **Ostgothen** und **Gepiden**. (Jornand. de rebus Get. c. 47.)

J. n. C. G. 363 bis 430

Das Betragen der **Westgothen** bey mehrern Gelegenheiten, selbst bey der Plünderung von Rom, wie oben (S. 17.) bemerkt worden ist, war Christen keineswegs unanständig. **Salvianus**, der einige Zeit darauf in Gallien schrieb, nachdem ihr Reich daselbst zu blühen angefangen hatte, (um das Jahr 439.) urtheilt sogar von ihren Sitten weit rühmlicher, als von der christlichen Römer ihren. „Die Barbaren, schreibt er, (de Gubernat. Dei, L. VII. p. 137. ed. Bremens.) ärgern sich an unsern Unreinigkeiten. Unter den Gothen darf kein gebohrner Gothe ein Hurer seyn; nur den Römern allein wird es bey ihnen, weil es einmal ihre Nation und ihr Nahme mit sich bringen, (praeiudicio nationis ac nominis) erlaubt, unrein zu seyn. Ob sie gleich, setzt er an einem andern Orte hinzu, (p. 140.) von schlimmen Lehrern unterrichtet worden sind; so bitten sie doch, ganz anders

als

J. n. C. G. 363. bis 432.

als wir, in der Gefahr Gott um Hülfe, und sehen ihr Glück als ein Geschenk der Gottheit an. Wir werfen ihnen vor, sagt er zuletzt, (p. 142.) daß sie Ketzer sind; aber wir selbst leben nach ketzerischer Bosheit."

Da die Gothen sich nach und nach in diejenigen Länder gegen den Ausfluß der Donau und das schwarze Meer gezogen hatten, welche sonst von den Geten und Scythen, nach dem weitläuftigern Verstande dieses Worts bey den Alten bewohnt wurden: so werden sie auch nicht selten mit eben diesen Nahmen belegt. Und in diesen Gegenden war es, wo einer ihrer Könige Athanarich, wie solches bereits an einem andern Orte (Th. VI. S. 40. folg.) berührt worden ist, nicht lange vor dem Jahr 370. über seine neubekehrten christlichen Unterthanen eine harte Verfolgung ergehen ließ. Catholische und Arianer unter denselben, scheinen damals mit gleichem Muthe für ihren Glauben den Todt ausgestanden zu haben. Den letztern Umstand haben einige Neuere, unter andern Ruinart, (Acta Martyrum, p. 525. ed. Veron.) dem Socrates (Hist. Eccl. L. IV. c. 33.) nicht glauben wollen. Es ist wahr, daß Zeitgenoßen unter den christlichen Schriftstellern, dergleichen Basilius der Große, (Epist. 338. 339.) und Augustinus (de Civit. Dei L. XVIII. c. 52.) waren, die Gothischen Märtyrer als lauter Rechtgläubige vorstellen. Der erstere rühmt insonderheit den Ascholius, Bischof von Thessalonica, welcher ihm eine Beschreibung jener Verfolgung übersandt hatte, daß er die Gothen zum standhaften Bekenntniß Christi aufgemuntert habe; und daß überhaupt der wahre Glaube durch seinen Eifer bey diesen Barbaren zu eben derselben Zeit fortblühe, da derselbe im Römischen Reiche durch die Arianer vielen Schaden leide. Allein man weiß wohl, daß die eifrigern Catholischen den Ketzern stets

stets die Ehre und den Nahmen eines Märtyrers ver- J. n.
sagt haben. Der Arianismus war gewiß zu dieser C. G.
Zeit schon unter den Gothen ausgebreitet; allein 363
darum konnte es doch geschehen, daß die meisten welche bis
durch den Athanarich das Leben verloren, Catho- 430.
lische waren. Einer der berühmtesten unter ihnen ist Nicetas, den die spätern Griechen, insonderheit Nicephorus, (Hist. Eccl. L. XI. c. 48.) unter die großen Märtyrer rechnen; über welchen man aber keine zuverläßigen Nachrichten hat. Von den Leiden und dem Tode des Sabas hingegen, der im Jahr 372. ersäuft worden seyn soll, giebt es eine ausführliche alte Beschreibung in einem griechischen Briefe, welchen die Gothische Gemeine an die in Cappadocien geschrieben haben soll, als der Körper dieses heiligen Mannes der letztern zum Geschenke überschickt wurde. Ruinart hat dieselbe aus einer großen Sammlung, wo sie zuerst bekannt gemacht worden, (Acta Sanctor. M. April.) in die seinige (p. 527 sq.) aber nur in der lateinischen Uebersetzung, eingerückt. Ihm kömmt es in der vorangesetzten Einleitung (p. 526.) wahrscheinlich vor, daß Ascholius selbst der Verfaßer dieses Aufsatzes sey, den er an den Basilius gesandt habe. Man muß dieses dahin gestellt seyn laßen; in der Erzählung selbst kömmt eben nichts vor, das hindern könnte, sie in diese Zeiten zu setzen. Denn auch die Erscheinung, durch welche Gott dem Sabas anbefohlen haben soll, Ostern mit einem gewißen Presbyter zu feyern; ingleichen der wunderbar gefallene Schnee, der ihn, als er diesem Befehl ungehorsam seyn wollte, von seiner beschloßenen Reise plötzlich zurückhielt; beydes verträgt sich gar wohl mit der Leichtgläubigkeit der damaligen Christen.

Mit der christlichen Religion kamen auch bald Mönche und Klöster unter den Gothen auf; dergleichen schon Audius unter ihnen stiftete. (Christl. Kirchen-

J. n. C. G. 363 bis 430.

gesch. Th. VI. S. 222.) Aber, was ungleich wichtiger war, die Gothen fiengen auch frühzeitig genug an, sich nicht bloß auf das Lesen der heiligen Schrift, sondern sogar auf ein gelehrtes Forschen in derselben, dergleichen unter den Lehrern der Römischen Christen selbst nur wenige achteten, oder vornehmen konnten, zu legen. Zween ihrer Geistlichen, **Sunia** und **Fretila**, befragten in einem Schreiben den **Hieronymus**, über ihre Untersuchungen; sie verlangten von ihm belehrt zu werden, wenn die griechische Uebersetzung der Psalmen von der lateinischen abwiche, welche von beyden dem hebräischen Texte gemäßer wäre? Einige sehr gelehrte Männer, und darunter auch **Richard Simon**, haben ehemals diese beyden Gothen vor Frauenspersonen gehalten. **Martianay** widerlegt sie mit geringer Mühe; (in edit. Opp. Hieronymi, T. II. p. 665.) glaubt aber selbst, daß es gelehrte Soldaten in Deutschland oder Scythien gewesen wären; welches er auch an einem andern Orte (Vie de St. Jerôme, p. 469. sq.) wiederholt. Allein außerdem daß er die damaligen Wohnplätze der Gothen wenig gekannt zu haben scheint, gründet sich auch sein Beweis von dem Stande, den er ihnen beylegt, hauptsächlich nur auf gewiße Ausdrücke in dem Antwortschreiben des **Hieronymus**, das zugleich eine ausführliche Abhandlung ist, (in Opp. l. c. p. 624. sq.) die aber eben so bequem, und mit mehrerm Rechte von den Gothen insgesammt, als bloß von Soldaten, verstanden werden können. „An euch, ruft **Hieronymus** aus, ist wahrlich die Apostolische und Prophetische Rede erfüllt worden: **Ihr Schall ist in die ganze Erde ausgegangen, und ihre Worte in die Enden der Welt!** Wer sollte das glauben, daß die barbarische Sprache der Geten die hebräische Wahrheit suchen sollte! daß, indem die Griechen schlafen, oder vielmehr zancken, selbst Germanien

manien die Ausſprüche des heiligen Geiſtes erforſchen ſollte! Nun erkenne ich in Wahrheit, daß Gott nicht die Perſonen annimmt; ſondern daß in jedem Volke, wer Gott fürchtet, und Gerechtigkeit würkt, ihm angenehm ſey. Die längſtens durch Führung des Schwerdts hart gewordene Hand, und die Finger, welche ſich beßer zum Abſchießen der Pfeile ſchicken, werden weich genug für Griffel und Feder; die kriegeriſchen Gemüther verändern ſich in chriſtliche Sanftmuth." Nachdem er noch weiter bemerkt hat, daß man hier eine Erfüllung der Weißagungen des Jeſaias: Sie werden ihre Schwerdter in Pflugſchaaren verwandeln, u. ſ. w. ingleichen: der Wolf wird mit dem Lamm weiden, u. ſ. w. ſehe: ſo beantwortet er die Frage der beyden Gothen auf eine noch jetzt leſenswürdige Art. Er zeigt den Unterſcheid zwiſchen den damals üblichen Abſchriften und Ausgaben der Alexandriniſchen Ueberſetzung, worunter er an Richtigkeit der in den Hexapeln befindlichen den Vorzug giebt, und geht ſodann die große Anzahl Stellen in den Pſalmen durch, worüber ihm die gedachte Frage vorgelegt worden war. Mit welcher Geſchicklichkeit in der bibliſchen Kritik, Ueberſetzungs- und Auslegungskunſt er dieſes gethan habe, gehört eigentlich in die Geſchichte ſeiner Schriften, Gaben und Verdienſte.

F. n. C. G. 363 bis 430.

Nach einer Stelle des Prudentius (Apotheoſ. v. 494. ſq.) zu urtheilen, müßte die Bekehrung der Gothen weit hinein unter den mitternächtigen Völkern, wenigſtens um das ſchwarze und caſpiſche Meer herum, die glücklichſte Würkung gethan haben. „Durch die eindringende Stimme des Evangelii, ſagt der Dichter, zerſchmolz der Reif von Scythien, und der Winter von Hyrcanien; ſo daß nun der Hebrus weit ſanfter, nicht mehr mit Eis beſchwert, vom Caucaſiſchen Gebürge

Rho-

n. C. G. 363 bis 430.

Rhodope herabfließt. Die Geten sind gemildert worden, und die blutige Wildheit des Geloners füllt durstend die blutlosen Becher mit lauterer Milch, indem sie einen heiligen Trank von dem Blute Christi darbringen will." Allein es ist glaublich, daß dieses nur eine poetische Erweiterung von der Bekehrung der Gothen sey, die zwar das Christenthum in entfernte Länder gebracht haben können; wovon man aber keine bestimmte Nachricht hat.

So ist es überhaupt mit der Bekehrungsgeschichte mancher anderer deutschen Völker beschaffen, die in den ersten Zeiten des fünften Jahrhunderts als Christen erscheinen. Die **Vandalen**, welche neben den **Westgothen** in Pannonien gewohnt hatten, waren grossentheils schon Christen, ehe sie über den Rhein in Gallien einbrachen: und auch sie wandten sich gar bald zum **Arianischen** Glauben. **Idatius** (in Chron. ad a. IV. Valentin.) meldet, daß ihr König **Genserich** oder **Geiserich**, der im Jahr 428. zu regieren anfieng, von der rechtgläubigen Lehre abgefallen sey; aber die **arianische** könnte gleichwohl schon früher von den Gothen zu einzelen **Vandalen** übergegangen seyn. Uebrigens wird diese Nation ebenfals vom **Salvianus** (de Gubernat. Dei, L. VII. p. 137.) wegen ihrer ehrbaren Sitten gerühmt. „Spanien, schreibt er, ist durch eben so große und vielleicht noch größere Laster, als Gallien, zu Grunde gerichtet worden. Es ist darum den **Vandalen** hauptsächlich, das heißt, keuschen Barbaren, überlaßen worden, damit es offenbar würde, daß dieses Land wegen seiner Unkeuschheit verdammt werde. Wo ich nicht irre, sind alle andere Barbaren tapferer, als die **Vandalen**; aber die schwächsten Feinde haben hauptsächlich bloß wegen ihrer Keuschheit die Oberhand behalten."

Andere

Andere deutsche Völker, wie die Sveven, Alanen, und noch mehrere, haben sich vermuthlich erst nach ihrem Einbruche in Gallien und andere Römische Provinzen, zur christlichen Religion bekannt. Von den Burgundern, welche um das Jahr 414. sich in demjenigen Theil von Gallien festsetzten, welcher dem Rhein am nächsten lag, weiß man dieses gewißer. Eigentlich waren sie schon mit dem Anfange des Jahrs 407. zugleich mit den Sveven, Alanen und Vandalen, über den Rhein gegangen, und hatten an den damaligen Verwüstungen Galliens Antheil genommen. (Hieronym. epist. ad Ageruchiam, p. 748. T. IV. P. II. ed. Bened. Orosius Hist. L. VII. c. 40.) Nachher waren sie, wie die meisten andern einbrechenden Germanischen Völker, als ihre Begierde nach Beute befriedigt war, darauf bedacht, sich in festen Besitzungen niederzulaßen, und gründeten also, zumal nachdem sie mit den Römern in Gallien Friede geschloßen hatten, ihr Reich in der gedachten Gegend, unter ihrem Könige Gundikar. Die Römer scheinen sich ihrer zu einer Art von Schutzwehre gegen andere sogenannte Barbaren haben bedienen wollen; wie denn die Burgunder selbst sich von ältern Zeiten her, einerley Abkunft mit den Römern rühmten. (Ammian. Marcell. L. XXVIII. c. 5.) Vielleicht hat diese Meinung auch etwas dazu beygetragen, daß sie desto leichter die christliche Religion angenommen haben. Wenigstens war dieses bereits im Jahr 417, als Orosius sein Werk schrieb, geschehen. Er nennt sie darinne (L. VII. c. 32.) ein sehr mächtiges und schädliches Volk, das von seinen Burgen oder Schlößern den Nahmen führe; das aber durch Veranstaltung der göttlichen Fürsorge, sich ganz zu dem wahren christlichen Glauben bekannt habe, den unter sich aufgenommenen Lehrern dieses Glaubens gehorche; und so leutseelig, sanft und unschuldig lebe,

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. C. n. C. G. daß man wohl sehe, es betrachte die Gallier nicht als Ueberwundene, sondern als christliche Brüder.

363 bis 430. Mehr Umstände von der Bekehrung der Burgunder, theilt Socrates (Hist. L. VII. c. 30.) mit. Ihm zu Folge, waren die Hunnen in ihr Land eingefallen, hatten es verwüstet, und viele von ihnen umgebracht. Dadurch geriethen die Burgunder in eine solche Bedrängniß, daß sie sich entschloßen, ohne um menschliche Hülfe zu bitten, sich irgend einem Gotte zu überlaßen. Da sie nun bemerkt hatten, daß der Gott der Römer denen die ihn fürchteten, mächtig beystehe: so wandten sie sich alle mit einmüthigem Vorsatze zum Glauben an Christum. Sie begaben sich daher in eine Stadt von Gallien, und verlangten von dem dortigen Bischof, getauft zu werden. Dieser ließ sie sieben Tage hindurch fasten, unterrichtete sie im Glauben, taufte sie am achten Tage, und gab ihnen hierauf den Abschied. Nunmehr zogen sie voll Vertrauens gegen die Hunnen, und waren ungemein glücklich. Der König derselben Optar erstickte des Nachts, weil er sich zu sehr mit Speisen überladen hatte. Da also die Hunnen ohne Anführer waren, wurden sie von den Burgundern, nur dreytausend an der Zahl, dergestalt geschlagen, daß ihrer zehntausend auf dem Platze blieben. Die erstern aber wurden seitdem desto eifrigere Christen. — In diesem Berichte ist die Hauptsache nicht unwahrscheinlich, nemlich, daß die Burgunder von einem gallischen Bischof, etwan zu Treviri, jezt Trier, oder zu Lugdunum, jetzt Lion, vielleicht auch in einer andern Stadt, zum Christenthum gebracht worden seyn mögen. Allein Pagi hat bereits gezeigt, (Crit. in Annales Baronii ad a. 413. n. 13. sq.) daß Socrates hier einen doppelten Fehltritt begangen habe, der auch bey einem griechischen Schriftsteller in Begebenheiten der entlegenern Abendländer,

wohl

wohl verzeihlich ist. Er läßt die Burgunder erst um das Jahr 430. zum Christenthum übertreten; da sie es doch, wie man vorher gesehen hat, wenigstens drey zehn Jahre vorher gethan hatten. Nächstdem schreibt er ihnen einen Sieg über die Hunnen zu; und gleichwohl meldet Prosper (in Chron. ad a. 435.) der eben um diese Zeit in Gallien selbst lebte, daß die Burgunder, nebst ihrem Könige, von den Hunnen in einer gewaltigen Schlacht größtentheils niedergehauen worden sind. So viel ist übrigens gewiß, daß die Burgunder erst in den spätern Zeiten des fünften Jahrhunderts sich dem Arianischen Lehrbegriffe ergeben haben. J. n. C. G. 363 bis 430.

Von andern Germanischen Völkern, die sich Römischer Länder bemächtigten, wie, zum Beispiel von den Sveven in Spanien, sieht man zwar bald genug einige Spuren, daß sie ebenfals Christen geworden sind; aber Zeit und Umstände dieser Veränderung laßen sich nicht angeben. Eine der Svevischen Völkerschaften aber, die Markomannen, deren Nahmen sich eben unter jenen allgemeinen seit dem Zuge über den Rhein verliert, hatten schon einige Zeit vorher, dem Christenthum bey sich Eingang gegönnt. Paulinus (vita Ambros. c. 36.) erzählt, daß ihre Königinn Fritigil, oder Fridigild, auf die Nachrichten, die sie von einem gewißen Christen, der aus Italien zu ihr gekommen war, von seiner Religion empfangen hatte, derselben geneigt worden sey. Sie habe darauf Geschenke an die Kirche zu Meyland geschickt, und sich von dem berühmten Bischof derselben, Ambrosius, schriftlichen Unterricht ausgebeten. Er habe ihr auch denselben in der Gestalt eines Catechismus ertheilt; sie aber zugleich ermahnt, daß sie ihren Gemahl bereden möchte, den Frieden mit den Römern zu erhalten. Sie habe es würklich dahin gebracht, daß

J. n. C. G. 363 bis 430.

sich derselbe nebst seinen Unterthanen, den Römern ergeben hätte. Als sie jedoch nach Meyland (damals Mediolanum) gekommen sey, um den Ambrosius selbst zu sprechen, habe sie zu ihrer Betrübniß erfahren, daß er nicht mehr lebe. Der Todt dieses Bischofs fällt in das Jahr 398. Die Markomannen aber bewohnten um diese Zeit noch einen Theil vom jezigen Böhmen und Mähren, gegen die Donau zu. Wider die Nachricht des Paulinus läßt sich zwar nichts Erhebliches einwenden; doch findet man auch bey keinem andern Schriftsteller etwas davon, daß sich die gedachte Nation den Römern unterworfen habe; man müßte denn mit Mascov, (Geschichte der Deutschen, I. Th. VIII Buch, S. 351. Anm. 5. S. 372. Anm. 2.) sie an denjenigen Honorianis Marcomannis antreffen, die Constans im Jahr 407. aus Gallien nach Spanien überführte.

Diejenigen deutschen Völker, von deren Anfällen zwar bisher die Römer viel gelitten hatten; die sich aber doch nicht, wie fast alle bisher genannte, und andere mit ihnen vereinigte, auch nach und nach unter dem berühmtern Nahmen derselben verschwindende, im Römischen Reiche festsetzten, blieben noch größtentheils Heyden; ausgenommen solche Hauffen von ihnen, die sich schon seit einiger Zeit in diesem Reiche niedergelaßen hatten. Dahin gehören die Alemannen, die Francken, die Sachsen, und andere mehr. Unterdeßen folgten doch die meisten derselben in dieser Religionsveränderung den vorhergehenden bald nach. Die Sachsen und die Friesen haben am längsten unter allen das Heydenthum beybehalten.

Will man überhaupt von dem Religionszustande des jezigen Deutschlandes in den ersten Zeiten des fünften Jahrhunderts, sich einen richtigen Begriff machen:

so

so muß man es von dem damaligen Germanien wohl zu unterscheiden wißen. Das letztere war zum Theil kleiner, zum Theil auch größer als das heutige Deutschland: kleiner, indem der Rhein und die Donau seine mittäglichen und westlichen Gränzen bestimmten; gröſſer hingegen, weil nicht nur alles was diesseits des Rheins in der heutigen Schweiz und in den Niederlanden lag, sondern auch ein Stück von Pohlen, bis an die Weichsel, dazu gerechnet wurde. In diesem eigentlichen Germanien gab es damals noch so wenig Christenthum, daß es kaum in Betrachtung gezogen werden darf. Bekannt war es ohne Zweifel schon allen Nationen geworden, die noch in Germanien wohnten; es läßt sich auch vermuthen, daß hin und wieder einige von denselben es angenommen haben mögen; wie, zum Beyspiel unter den **Thüringern**, die von der Elbe und dem Harze her, bis gegen die Donau wohnten, und allem Ansehen nach, Gothischer Herkunft waren; ingleichen bey den **Francken**, die vom Mayn und Rhein an, ihre Wohnplätze bis an die Weser hatten, auch schon über den zweyten dieser Flüße in das Römische Gebiet einzudringen anfiengen. Aber weder diese, noch die übrigen Völker, zwischen welchen jetzt Germanien getheilt war, wozu auch nach und nach die in den östlichen Gegenden einrückenden **Slaven** kamen, bezeigten noch einige merkliche Neigung zur christlichen Religion. In dem großen Striche Landes hingegen, der zwar einen Theil des jetzigen Deutschlandes, aber nicht des damaligen, ausmachte; sondern unter andern Nahmen von den Römern beherrscht wurde, gab es schon lange desto zahlreichere und blühendere christliche Gemeinen. Solche waren im **Belgischen Gallien**, in den Städten welche jetzt **Trier**, **Cöln**, **Tongern**, **Maynz**, **Worms**, **Speyer** und **Straßburg** heißen; im **Noricum**, oder in einem ansehnlichen

J. n. C. G. 363 bis 430.

F. n. C. G. 363. bis 430.

Stücke des jezigen Oesterreichischen Kreises, besonders Laureacum, nachmals Lorch genannt; und, wie es scheint, auch in Vindelicien, wozu ein beträchtlicher Theil des jezigen Schwäbischen und Bayrischen Kreises gehörte. Die vornehmste unter allen diesen Gemeinen, war die zu Trier, deren Bischöfe sich auch bey den Arianischen Streitigkeiten besonders zeigten. Im übrigen aber fehlt es doch an einer richtigen und zusammenhängenden Geschichte dieser Gemeinen, bis auf das Zeitalter der sogenannten Völkerwanderung. Ihr Ursprung liegt im Dunckeln, und neben einigen bekannten ältern Lehrern bey denselben, stehen viele fabelhafte Erzählungen, besonders von Märtyrergeschichten. Weniges also darunter verdient noch Aufmerksamkeit; ob sich gleich mehrere gelehrte Männer viel Mühe gegeben haben, diese alten Nachrichten und Sagen zu nützen. So ist der Märtyrer Caßianus, den Prudentius in einem nicht unangenehmen Hymnus besungen hat, vor den ersten Bischof zu Sabiona, (welches ohngefähr das heutige Seben in Tyrol gewesen seyn soll,) unter der Regierung des Julianus, gehalten worden. (Marc. Velseri Rer. Boicar. L. III. p. 93. in Opp. Noriberg. 1682. Fol.) Man hat eine ausführliche Geschichte von der Bekehrung und dem Märtyrertode der heiligen Hilaria, ihrer Tochter, der heiligen Afra, und anderer Frauenspersonen, welche mit ihnen, unter dem Diocletianus, zu Augusta Vindelicorum, (oder Augsburg) das Leben verloren haben sollen, nachdem der spanische Bischof Narcißus, der als der Apostel von Augsburg angesehen wird, sie zum Christenthum gebracht hatte. (apud Velserum, l. c. p. 437. sq. cum eiusdem commentario.) Eine Menge Untersuchungen über den ältesten Zustand anderer Gemeinen im südlichen und westlichen Deutschland, besonders längst des Rheins, trifft man in bekannten

großen

großen Werken an. Das gelehrteste hat der Herr Weihbischof zu Trier, Johann Nicolaus von Hontheim geschrieben, Historia Trevirensis diplomatica, und Prodromus Hist. Trevirensis diplomat. et pragmat. womit die weit weniger kritisch abgefaßten Werke des Pater Hansiz, (Germania Sacra) des Jesuiten Harzheim, (Concilia Germaniae, T. I.) und andere mehr, verglichen werden können. Johann Heinrich Ursinus (de Ecclesiar. Germanicar. origine et progressu) steht ihnen freylich an Reichthum von Erzählungen und Urkunden sehr nach; doch zur Vergeltung ist das Wenige was er beybringt, desto geprüfter, oder von übereilten leichtgläubigen Entscheidungen freyer. F. n. E. G. 263 bis 430.

Eben diese deutschen Gemeinen aber am Rhein, in jenen ansehnlichen Städten, (die zwar zu Gallia Belgica gehörten; jedoch besonders auch einen Theil von Germania Cisrhenana ausmachten,) erlitten durch den Uebergang der Vandalen, Sveven, und anderer Völker über den Rhein, seit dem Jahr 407. beynahe ihren gänzlichen Untergang. Viele von den sogenannten Städten, auch tiefer in das jetzige Frankreich und in die Niederlande hinein liegende, wurden von diesen Nationen verwüstet, und ihre Einwohner umgebracht, oder weggeführt. Daß dieses eben aus einem Religionshaße der Heyden gegen die Christen geschehen sey, davon sieht man keine Merkmale. Es war die Wuth des einbrechenden halb barbarischen, durch Widerstand und Begierde nach Beute noch mehr erhitzten Feindes der Römer. Solchergestalt wurde, wie Hieronymus klagt, (Epist. 9. T. II. Opp. p. 748. ed. Bened.) Maynz (Moguntiacum) zu Grunde gerichtet, und in der dasigen Kirche wurden viele tausend Menschen getödtet. Worms (Vangiones) wurde nach einer lan-

gen Belagerung zerstört. Das sehr ansehnliche Rheims
n. C. G. (Rhemi) Amiens, Arras, Tournay, Speyer,
363 bis 430. Straßburg, (Ambiani, Atrebates, Tornacum, Nemetae, Argentoratum) und andere mehr, wurden ihrer Einwohner beraubt, die man nach Germanien führte. Die meisten dieser Städte lagen verheert darnieder, bis die Franken in denselben Gegenden die Oberherrschaft bekamen. Alsdann wurden sie erst wieder aufgebauet und bevölkert; zugleich erlangte auch die christliche Religion ihre freye und bequeme Uebung daselbst von neuem.

Außer den Germanischen Völkern, findet man zu dieser Zeit auch morgenländische, zu denen das Christenthum gedrungen ist. Zwar die Hunnen, welche darunter gehörten, hatten nach ihrem berühmten Einbruch in Europa im Jahr 376. sich daselbst völlig festgesetzt; sie herrschten nun vom schwarzen Meere, bis gegen das heutige Ungarn hin. Gar bald ließen sie sich auch, wie die Gothen, Franken, und andere Deutschen, in starken Hauffen von den Römischen Kaisern als gemiethete Kriegsvölker gebrauchen. So dienten sie schon im Jahr 388. dem ältern Theodosius wider den Maximus, und thaten sich dabey durch ihre eifrige Treue hervor. (Latin. Pacati Panegyr. in Theodos. c. 32.) Bey solchen Gelegenheiten konnte ihnen die christliche Religion nicht lange unbekannt bleiben; aber Sozomenus (H. Eccl. L. VII. c. 26.) nennt noch eine besondere Veranlassung, durch welche ihnen dieselbe ehrwürdig geworden sey. Unter der Regierung des eben genannten Kaisers, sagt er, lebte Theotimus, Bischof zu Tomi, und von ganz Scythien, (das heißt, von den Ländern, zunächst am schwarzen Meere.) Er war in der Philosophie, (ohne Zweifel in der strengern Mönchsfrömmigkeit) sehr geübt, und die barba-

barbarischen Hunnen, die an der Donau wohnten, schätzten ihn wegen seiner Tugend so hoch, daß sie ihn den Gott der Römer nannten. Denn sie hatten göttliche von ihm verrichtete Werke erfahren. Man erzählt von ihm, daß ihm, als er einst in der Nähe von dem Lande der Barbaren reiste, einige derselben begegnet wären, die eben denselben Weg nach Tomi giengen. Seine Gefährten hätten schon ihren nahen Untergang beklagt; er aber sey vom Pferde abgestiegen, und habe gebetet. Darauf wären die Barbaren vorbey gezogen, ohne weder ihn, noch seine Gefährten, noch ihre Pferde zu sehen. Da sie auch öfters den Scythen durch ihre Einfälle viel Schaden zufügten, wußte der Bischof ihre natürliche Wildheit in mildere Sitten zu verwandeln, indem er sich ihnen durch Bewirthung und Geschenke gefällig bezeigte. Wegen dieses Betragens glaubte einer von den Barbaren, daß er reich seyn müße, und suchte sich daher seiner zu bemächtigen. Schon war er im Begriff, als er mit dem Bischof, auf seinen Schild gestützt, sprach, ihm einen Strick um den Hals zu werfen, aber seine dazu bereits in die Höhe gehobene und ausgestreckte Hand blieb in dieser Stellung unbeweglich: und er konnte nicht eher von seinen unsichtbaren Banden befreyet werden, bis Theotimus, da andere sich seiner annahmen, zu Gott für ihn gebetet hatte. — Die Wahrheit dieser Erzählungen bey Seite gesetzt, ist es doch immer wahrscheinlich, daß die Hunnen ohngefähr auf eine solche Art, und durch diesen Bischof, zur überwiegenden Neigung gegen das Christenthum gebracht worden seyn mögen.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Früher war schon diese Religion unter die Saracenen gekommen. Die Geschichtschreiber dieser Zeit, und besonders Ammianus, (Hist. L. XXXI. c. 2.) machen von der Wildheit der Hunnen fürchterliche

J. C. n. C. G. 363 bis 430.

Beschreibungen, worinne vielleicht einiges übertrieben ist. Aber an den Saracenen zeichnen sie eine gewiße Unmenschlichkeit, die sogar mitten in der Hitze eines Gefechts, sie den Gothen, wider welche sie den Römern beystanden, abscheulich machte. (Ammian. l. c. c. 16.) Eigentlich waren sie nur eines von den vielen Arabischen Völkern, die von der Gegend ihres Vaterlandes, welche sie bewohnten, den Nahmen führten. (Steph. Byzant. h. v.) Zwar behauptet Pocok, (Not. ad Spec. Hist. Arabum, p. 33. sq.) sie hätten ihren Nahmen Scharakijuna, die Morgenländer, im Gegensatze auf die Abendländer, Magrebin, bekommen; und Reiske versichert, (in Guthrie's Allgem. Weltgesch. 6ten Bandes 1ster Theil, S. 16. Anm. l.) der Nahme Scharakenen, wie er eigentlich heißen müße, sey den Arabern unbekannt, und vielmehr von den syrischen Christen aufgebracht worden, welche damit nur diejenigen Araber, die um den Euphrates jenseits und dießeits wohnten, angezeigt hätten. Allein die Meinung des alten Stephanus, die auch Rehr (Diss. Saraceni, Hagareni et Mauri, Lipsi. 1723. 4.) angenommen hat, bleibt immer eine der natürlichsten; wenn sie anders nicht mit jenen beyden zusammen fließen kann. Nach und nach gab man auch den Arabern den allgemeinen Nahmen der Saracenen.

Obgleich das Christenthum nach Arabien überhaupt zeitig fortgepflanzt worden war; so findet man doch die erste Spur von der Bekehrung eines Theils der Saracenen, erst in dem Leben des Hilarion, des großen Beförderers vom Mönchsleben in Palästina, mithin in der Nachbarschaft von Arabien, der im Jahr 371 starb, und deßen Geschichte bereits anderswo (Th. V. S. 166. fg.) erzählt worden ist. Er gieng einst, nach dem Berichte des Hieronymus (in vita Hila-

Hilarionis inter Epist.) mit einer unzählichen Menge Mönche in die Arabische Wüste Cades, um einen seiner Schüler daselbst zu besuchen. Auf dieser Reise kam er in die Stadt Elusa, als eben daselbst das jährliche Fest im Tempel der Venus begangen wurde. Diese Göttinn verehrten die Einwohner wegen des Lucifer, deßen Dienste die Saracenen sehr ergeben waren. Da nun Hilarion viele Besessene unter diesen geheilet hatte: so kam ihm, sobald die Nachricht von seinem Vorbeygehen ruchtbar wurde, ein großer Haufen derselben mit ihren Weibern und Kindern entgegen; sie bückten sich vor ihm, und riefen ihm auf Syrisch, (vielleicht im nahe verwandten Arabischen:) Seegne uns! zu. Hilarion nahm sie eben so gütig, als demüthig auf; er bat sie aber zugleich, daß sie lieber Gott, als Sterne, anbeten möchten. Dabey vergoß er, mit gen Himmel gewandten Augen, häuffige Thränen, und versprach ihnen, sie oft zu besuchen, wenn sie an Christum glauben wollten. Ein Wunder der göttlichen Gnade! (ruft Hieronymus aus,) sie verstatteten ihm nicht eher abzureisen, bis er den Entwurf zu einer christlichen Kirche bey ihnen gemacht hatte; und ihr Priester selbst, so wie er nach heydnischem Gebrauche, zum Opfern gekrönt, stand, wurde mit dem Zeichen Christi bezeichnet, (das heißt vermuthlich mit dem Kreutzeszeichen zum christlichen Lehrer geweihet.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Solche schnelle Bekehrungen sind es eben, von welchen man die eigentliche Beschaffenheit und den Erfolg genauer beschrieben lesen möchte. Aber hier bricht die Nachricht des Hieronymus ab; nur findet man aus einer etwas spätern Zeit, um das Jahr 372, eine andere beym Rufinus, (Hist. Eccl. L. II. c. 6.) auch beym Socrates, (H. E. L. IV. c. 36. L. V. c. 1.) Sozomenus, (L. VI. c. 38.) und Theodoretus (H. E.

(H. E. L. IV. c. 23.) die als eine Fortsetzung von jener angesehen werden kann. Nach derselben hatte Mavia, Königinn der Saracenen, (Theodoretus nennt sie Ismaeliter,) die Römer bekriegt, und sowohl Palästina, als andere benachbarte Länder, dergestalt verheert, daß man ihr Friedensanträge thun mußte. Sie erklärte sich hierauf, daß sie dieselben nicht anders annehmen würde, als wenn ein gewißer Mönch Moses, der in der Wüste zwischen Aegypten und Palästina, sich Uebungen der Gottseligkeit ergab, (φιλοσοφῶν) und nicht nur durch sein heiliges Leben, sondern auch durch verrichtete Wunder berühmt war, zum Bischof ihrer Nation bestellt würde. Das bewilligte der Kaiser Valens; Moses wurde ergriffen, und nach Alexandrien geführt, wo man ihn zum Bischof weihte. Seitdem war das gute Vernehmen zwischen den Römern und Saracenen wieder hergestellt; die letztern zogen auch nicht lange darauf ihren Freunden mit einer Schaar zu Hülfe, und beharrten im christlichen Glauben. Wenige derselben waren ihm erst zugethan; aber Moses brachte auch die übrigen durch Unterricht und Wunder zu demselben. — Es ist vergeblich, gegen das Sonderbare jener Friedensbedingung, und gegen andere Umstände dieser Erzählung Zweifel zu erregen, da sie überhaupt so mangelhaft ist. Die Zeitbestimmung, welche Socrates und Sozomenus dabey anbringen, hat Pagi (Crit. Annal. Baron. ad a. 372. n. 10.) berichtigt.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Sozomenus hat zwar die Bekehrungsgeschichte der Saracenen noch mehr aufzuklären gesucht; aber er mischt Wahres und Falsches, Sagen und Wundergeschichten unter einander. Diese Nation, schreibt er, führt eigentlich von ihrem Stifter, den Nahmen der Ismaeliter. Allein damit sie ihre niedrige Abkunft von einer Magd, der Agar, verbergen möchte, hat

sie

sie sich Saracenen genannt, als wenn sie von der Sara, Abrahams Frau, herstammten. Da sie nun eines solchen Geschlechts sind: so werden sie alle, gleich den Hebräern, beschnitten, und enthalten sich des Schweinefleisches, beobachten auch viele andere Gebräuche jenes Volcks. Daß sie aber nicht völlig einerley Verfaßung mit demselben haben, kömmt von der Länge der Zeit, oder von ihrer Vermischung mit den benachbarten Völkern, her. Denn Moses, welcher lange hernach lebte, hat bloß für diejenigen, welche aus Aegypten zogen, Gesetze gegeben. Ihre Nachbarn aber, die vermuthlich sehr abergläubisch waren, haben die väterliche Einrichtung Ismaels verdorben, deren sich die alten Hebräer allein bedienten, indem diese vor der Gesetzgebung des Moses, sich bloß nach ungeschriebenen Gewohnheiten betrugen. Würklich haben sie einerley Götter mit ihren Nachbarn verehrt, und ihnen auch einerley Nahmen beygelegt. — Nachher, als einige von ihnen mit den Juden zusammen kamen, erfuhren sie ihren Ursprung, und nahmen, nachdem sie zu den ihrigen zurück gekehrt waren, die Gebräuche und Gesetze der Hebräer an. Seitdem leben viele von ihnen bis jetzt, nach jüdischer Art. Sie haben auch nicht lange vor der Regierung des Valens, den christlichen Glauben zu bekennen angefangen, der ihnen durch Unterredungen mit Priestern und Mönchen, die in den benachbarten Wüsten philosophirten, und eben so fromm lebten, als wunderthätig waren, beliebt gemacht wurde. Man erzählt, daß ein ganzer Stamm von ihnen diese Religion angenommen habe, nachdem der Fürst desselben Jocomus sich aus folgender Ursache hätte tauffen laßen. Er hatte keine Kinder, gieng daher zu einem berühmten Mönche, und beklagte sich darüber. Denn bey den Saracenen wird eben sowohl als bey allen Barbaren, das Kinder-

J. n. C. G. 363 bis 430.

zeugen

J. n. C. G. 363 bis 430.

zeugen sehr hoch geschätzt. Der Mönch sprach ihm Muth zu, betete, und schickte ihn wieder fort, nachdem er ihm versprochen hatte, er sollte einen Sohn bekommen, wenn er an Christum glauben würde. Als dieses würklich eingetroffen war, wurde der Fürst nicht allein selbst ein Christ; sondern machte auch, daß ihm seine Unterthanen hierinne nachfolgten. Und dieser Stamm soll seitdem glücklich und zahlreich, den Persern und den übrigen Saracenen furchtbar gewesen seyn.

Fast immer also werden die Stifter des Christenthums unter den barbarischen Völkern, als Wunderthäter vorgestellt: und die Völker selbst stehen auch meistentheils in der Erwartung übernatürlicher oder außerordentlicher Begebenheiten, auf deren Anblick sie jenen Glauben zu ergreifen bereit sind. Diese Fertigkeit der Schriftsteller in solchen Erzählungen, und die Bereitwilligkeit ihrer Zeitgenoßen, sie zu glauben, könnte ein sehr gültiger Beweis für die Wahrheit derselben zu seyn scheinen; und ist doch im Grunde ein Hauptbeweis wider dieselbe. Man spricht von solchen Begebenheiten als von bekannten und gewohnten Dingen; jeder Mönch oder Einsiedler, der in einem gewißen Ruf von strenger Heiligkeit steht, verrichtet Wunder, hat göttliche Erscheinungen, kündigt entfernte Vorfälle an; und es gewinnt völlig das Ansehen, als wenn die Zeiten Christi und der Apostel, gegen die Mönchszeiten gehalten, an Wundern entweder arm, oder doch sparsam, gewesen wären. Das erregt schon eine starke Bedenklichkeit; aber nun sieht man weiter: alles glaubt, niemand zweifelt, oder untersucht. Die Bewohner von Einöden, und ihre Verehrer, erzählen so viel Erstaunenswürdige Dinge, als ihnen gefällt; und sie sind sicher, daß ganze Städte und Länder ihnen alles mit dem größten Vertrauen nachsagen. Eine

Nach-

Nachricht von dieser Art, verschafft hundert andern Beyfall, weil ihn die Ehre der Religion zu erfordern scheint. Was sich unter ausländischen rohen Völkern zugetragen haben soll, die so leicht überall etwas Neues und Unbegreifliches sahen; was einer oder wenige Geistliche von ihren Verrichtungen unter denselben melden; das wird vor so gewiß aufgenommen, als wenn es vor den Augen von ganz Rom oder Constantinopel geschehen wäre. Man wendet sich mit der Bedingung zum Christenthum, daß es Sieg gegen die Feinde, oder einem Kinderlosen Vater Erben, oder sonst irdischen Wohlstand verschaffen sollte: gleichsam, als wenn der Stifter dieser Religion solche Unterhandlungen mit den Menschen darüber eingegangen wäre. Kurz, je geschwinder und gleichsam sorgloser man damals Wunder und Erfüllungen sonderbarer Erwartungen glaubte, desto schwerer werden sie mit Recht von der Nachwelt geglaubt. Es ist eine irrige Einbildung, die noch nicht ganz aufgehört hat, daß es dennoch zur Verherrlichung Gottes und der christlichen Religion diene, Erzählungen dieses Inhalts seinen Beyfall nicht zu versagen. Verdächtige Wundergeschichten können zu dieser Absicht keineswegs gebraucht werden. Hätte das Evangelium zu dieser Zeit auf einem Wege ausgebreitet werden sollen, der von dem festgesetzten Lauf der Dinge entfernt wäre: so würde es die göttliche Vorsehung nicht zugegeben haben, daß die zerstörenden Barbaren zu gleicher Zeit in andern Gegenden ihrem Willen gewißermaaßen entgegen gearbeitet hätten. Oder, wenn man sagen wollte, daß Gott den Schaden, welchen diese Völker dem blühenden Zustande des Christenthums zufügten, desto schneller und durch ungewöhnliche Mittel anderwärts ersetzt habe; so nimmt man doch immer dasjenige als ausgemacht an, was weder bewiesen werden kann, noch wahrscheinlich ist: daß nemlich jene

J. n. C. G. 363 bis 430.

Mittel

J. n. C. G. 363 bis 430.

Mittel so übermenschlich, und zum Theil mit der bisherigen Handlungsart Gottes so wenig übereinstimmend gewesen wären.

Verfolgung der Christen in Persien.

Es trägt einiges zur Bestätigung dieses Urtheils bey, wenn man sieht, daß die Christen in einer harten und langen Verfolgung, welche sie zu dieser Zeit in Persien ausstanden, durch keine Wunderwerke aufgemuntert und unterstützt werden; da sonst die Geschichte von solchen ihrer Schicksale, mit Wundergeschichten angefüllt zu seyn pfleget. Freylich gereicht den Christen die Veranlaßung, welche sie selbst zu diesem ihrem Leiden gaben, nicht zur Ehre: sie stifteten auch noch mehr Unglück, außer ihrer Verfolgung.

Nach den Bedrückungen, welche sie zu den Zeiten des Constantius, von dem Persischen Könige Sapor erduldet hatten, wie man in dieser Geschichte, (Th. VI. S. 40. fg.) gelesen hat, scheint sich die Ruhe ihrer Religionsübung in Persien, bis in den Anfang des fünften Jahrhunderts, ungestört erhalten zu haben. Ihre Anzahl nahm daselbst von neuem zu; sie hatten viele Kirchen und Lehrer: und glücklicher Weise wurde auch der Friede zwischen den Persern und Römern nicht unterbrochen. Wie weit das gute Vernehmen zwischen den Fürsten beyder Nationen gegangen sey, hat man schon oben (S. 26. fg.) gesehen. Isdegerd, (oder

(oder Nasdejird,) der vom Jahr 399. an regierte, war sogar, wenn man der Erzählung eines christlichen Schriftstellers, (Socrat. H. E. L. VII. c. 8.) völlig trauen darf, im Begriff ein Christ zu werden. Da zu seiner Zeit öfters Gesandte von dem Hofe zu Constantinopel an dem seinigen ankamen: so wurde auch einst Maruthas, Bischof in Mesopotamien, dazu gebraucht. Die griechischen Kirchengeschichtschreiber ertheilen nur wenig Nachrichten von diesem berühmten Manne; aber aus den syrischen Schriftstellern hat Aßemani (Biblioth. Orient. Clement. Vatic. T. I. p. 174-197.) desto mehr von ihm gesammelt. Wenn dieselben gleich jünger sind, als jene; so haben sie doch den Vorzug einheimischer Schriftsteller, von vielen Umständen genauer unterrichtet zu seyn, als die Ausländer: und ihre Berichte werden auch durch Handschriften unterstützt. Daß sie jedoch wegen ihres spätern Zeitalters, und mancher Spuren ihrer Leichtgläubigkeit, nicht immer unbegränzten Beyfall verdienen, bedarf keines Beweises.

J. n. C. G. 363 bis 439.

Maruthas war Bischof zu Tagrit in Mesopotamien, welche Stadt die Syrer auch Maipherkin oder Maipherkat, ingleichen Medinat-Sohde, das heißt, die Stadt der Märtyrer, nennen. Aus Mitleiden gegen die Christen im benachbarten Persien, die vom Jsdegerd verfolgt wurden, reiste er nach Constantinopel, wo er den Arcadius um seine Fürsprache bey dem Persischen Könige, für deßen christliche Unterthanen, bitten wollte. Da er aber die gedachte Hauptstadt, wegen einer Zusammenrottung von Bischöfen, die der Hof selbst aufmunterte, wider den dortigen Bischof Chrysostomus, voll Unruhen fand: kehrte er unverrichteter Sachen zu seiner Gemeine zurück. Auch Socrates (L. VI. c. 15.) und Sozomenus (L. VIII.

n. C. G. 363 bis 430. c. 16.) bestätigen diese seine Reise. Nachher, sagen die Morgenländer, wurde Maruthas von dem jüngern Theodosius an den Isdegerd abgeschickt, um ihn von der Verfolgung der Christen abzumahnen. Socrates, der von der bestimmten Absicht seiner Gesandschaft nichts zu berichten weiß, beschreibt doch seine dortigen Verrichtungen ausführlich. (L. VII. c. 8.) Der König, schreibt er, nahm ihn als einen sehr frommen Mann, mit ausnehmender Hochachtung auf, und hörte ihm als einem würklichen Freunde Gottes zu. Das verdroß die Magier, welche bey den Persischen Königen viel vermögen. Sie befürchteten, der König möchte gar durch den Bischof bewogen werden, das Christenthum anzunehmen, weil ihm dieser ein langwieriges Kopfweh, das sie nicht hatten heilen können, durch sein Gebet vertrieben hatte. Daher ersonnen sie folgenden Betrug. Weil die Perser das Feuer verehren, und der König also auch das beständig in einem Gebäude brennende Feuer anzubeten pflegte: so verbargen sie daselbst um die Zeit, da der König zu beten gewohnt war, einen Menschen, unter der Erde, welcher ausrufen mußte: Der König muß hinaus geworfen werden! denn er hat gottlos daran gehandelt, daß er den Priester der Christen vor einen Freund Gottes hält. Isdegerd war, nachdem er dieses angehört hatte, schon Willens, den Maruthas fortzuschicken, als dieser durch sein Gebet den Betrug der Magier entdeckte. Er brachte es dahin, daß der König sich noch einmal an den gedachten Ort begab, und da sich jene Stimme wieder hören ließ, nachzugraben befohl; worauf der versteckte Mensch gefunden wurde. Das erbitterte den König so sehr, daß er den zehnten Mann von den Magiern umbringen ließ. Seitdem erlaubte er dem Maruthas, so viele Kirchen zu bauen, als er wollte; und die christliche Religion wurde daher

unter

unter den Persern sehr ausgebreitet. Der Bischof kehrte zwar nicht lange darauf nach Constantinopel zurück; kam aber auch von neuem als kaiserlicher Gesandter nach Persien. Die Magier suchten ihn abermals von dem Könige zu entfernen, indem sie an dem oftgenannten Orte einen Gestank erregten, da der König hinkam, und vorgaben, die Christen hätten ihn verursacht. Doch da die Magier dem Könige schon längst verdächtig waren, ließ er nachforschen, und fand, daß sie auch an diesem übeln Geruche Schuld wären. Er ließ daher wieder viele von ihnen hinrichten; dem Maruthas erwies er noch größere Hochachtung; auch liebte er nun die Römer, und bewarb sich um ihre Freundschaft. Es fehlte sogar wenig daran, daß er ein Christ geworden wäre. Denn Maruthas und Abdas, ein anderer Bischof in Persien, verrichteten gemeinschaftlich ein Wunderwerk: sie trieben den Teufel, von welchem der Sohn des Königs besessen war, aus, nachdem sie sich im Fasten und Beten geübt hatten. Allein Isdegerd starb eher, als er ein vollkommener Christ geworden war: und ihm folgte sein Sohn Varanes, (oder Baharam der fünfte,) in der Regierung nach. J. C. n. 363 bis 430.

Man kann diese Erzählungen von so plumpen Kunstgriffen der Magier wider die christliche Religion, und andern nicht sehr wahrscheinlichen Umständen, freylich nicht widerlegen; wiewohl sie außer dem Socrates, kein anderer Schriftsteller meldet. Unterdessen bleibt das Allgemeine von dem günstigen Zustande der Christen in Persien um diese Zeit, allemal unleugbar. Maruthas bediente sich deßelben, wie die morgenländischen Nachrichten beym Aßemani (p. 176. sq.) hinzusetzen, um nebst dem Primas oder Catholicus, das heißt, dem obersten Bischof in Persien, der zu

J. n. Ctesiphon und Seleucia seinen Sitz hatte, Kirchenver-
C. G. sammlungen daselbst zu halten, auf welchen der Ni-
363 cänische Glaube auch für dieses Land bestätigt wurde.
bis Er bezeigte gleichen Eifer auf solchen Versammlungen
430. im Römischen Reiche selbst; und da er den Ruhm
eines Heiligen und Wunderthäters erlangte: so wird
sein Körper noch in Aegypten in dem Sketisch-Sy-
rischen Kloster der Jungfrau Maria aufbehalten und
vorgezeigt. Maruthas hat verschiedene Schriften
in syrischer Sprache hinterlaßen, von welchen die An-
zeigen, zum Theil auch Auszüge, ebenfals beym
Aßemani, (l. c. p. 179-195.) stehen. Sein litur-
gisches Werk über den öffentlichen Gottesdienst, un-
ter der Aufschrift, ܐܢܦܘܪܐ, welches das etwas ver-
änderte Wort Ἀναφορὰ ist, hat man theils in der
Urschrift, (in Missali Maronitarum, a. 1594. ed.
p. 172.) theils lateinisch beym Renaudot, (Liturg.
Orientall. T. II. p. 261.) Aus seiner Erklärung des
Evangelium führt Aßemani eine Stelle an, welche
beweiset, daß Maruthas geglaubt habe, so oft die
Christen im heiligen Abendmahl sich dem Leibe und
Blute Christi nahten, und solches in ihre Hände näh-
men, so empfiengen sie seinen Leib, Fleisch von sei-
nem Fleische, und Bein von seinen Beinen, wie
geschrieben steht. Eben dieser Bischof hat eine
Geschichte der Märtyrer in den persischen Ver-
folgungen des vierten und fünften Jahrhunderts, in-
gleichen Lobgesänge und Lieder auf dieselben, ge-
schrieben. Was er von der ältern unter dem Sapor
erzählt, hat nicht allein Aßemani in einen Auszug ge-
bracht, (l. c. p. 183. sq.) sondern sein Vetter, Ste-
phanus Evodius Aßemani, hat sie endlich vollstän-
dig mit anderen Märtyrergeschichten drucken laßen, wie
bereits anderwärts (Th. VI. S. 48.) gezeigt worden ist.
Aber von seiner Beschreibung der spätern Verfolgung
unter

unter dem Isdegerd und Varanes, haben sich nur zwo Stellen über eben so viele Märtyrer erhalten, die man in dem oftgedachten Werke des Aßemani, (p. 181. sq.) antrifft. Endlich werden auch dem Maruthas sechs und zwanzig Kirchengesetze, die er auf der Kirchenversammlung zu Seleucia und Ctesiphon, mit dem Erzbischof eben dieser Stadt Isaak aufgesetzt haben soll, die Kirchenzucht betreffend, und noch eine Geschichte der Kirchenversammlung von Nicäa, nebst den vorgegebenen drey und siebzig Gesezen derselben, die er ins Syrische übersetzte, beygelegt. Die letztern Arbeiten über die Nicänische Synode sind untergegangen: und obgleich Aßemani die Geschichte derselben ein goldenes Werk nennt; so kann man doch schon daraus, daß er ihr die untergeschobenen sogenannten Arabischen Canones zuschreibt, auf ihren geringen Werth schließen. J. n. C. G. 363 bis 430

Auch die wenigen Nachrichten über die Persische Verfolgung des fünften Jahrhunderts, die noch vom Maruthas übrig sind, werfen doch, nach der Anmerkung des Aßemani, (l. c. p. 182.) ein sicheres Licht auf die Zeitbestimmung derselben. In Ansehung dieser sind Socrates und Theodoretus mit einander uneins. Jener versichert, Isdegerd habe die Christen auf keine Weise bedrückt; (H. E. L. VII. c. 18.) da hingegen der letztere, der ohnedieß, weil er in Syrien lebte, und die wahre Ursache der Verfolgung allein angiebt, (H. E. L. V. c. 39.) den Vorzug zu verdienen scheint, sie von dem erstgenannten Könige anfangen läßt. Aus der Erzählung des Maruthas sieht man, daß sie allerdings unter dem Isdegerd entstanden; aber von ihm bald wieder aufgehoben, und von seinem Sohne desto mehr verlängert worden sey.

Abdas, Bischof in der königlichen Hauptstadt Susa, ein Mann von vielen rühmlichen Eigenschaf-

ten, unterstand sich, einen Persischen Feuertempel
n. C. G. (πυρεῖον) zu zerstören. Der König, dem die Ma-
363 gier dieses berichteten, ließ ihn zu sich kommen, gab
bis ihm einen gelinden Verweis darüber, und befohl ihm,
430. den Tempel wieder aufbauen zu laßen. Als sich aber der Bischof deßen schlechterdings weigerte, drohte er ihm, alle christliche Kirchen in seinem Reiche niederreißen zu laßen. Dieses erfolgte auch würklich, nachdem der König vorher den Bischof hatte hinrichten laßen. Und dieses war der Anfang einer Verfolgung über die Christen in Persien, welche nach dreyßig Jahren, da Theodoretus schrieb, sich noch nicht gänzlich gelegt hatte, indem sie von den Magiern auf alle Art angefeuert und unterhalten wurde.

Ueber das Betragen des Abdas ist von Christen selbst, in ältern und neuern Zeiten, nicht einerley Urtheil gefällt worden. Theodoretus tadelt mit Recht seinen unzeitigen Eifer. „Der göttliche Apostel, schreibt er, fand zwar ganz Athen dem Götzendienste ergeben; er stürzte aber keinen Altar der Götter um; sondern bestritt ihre Unwißenheit mit Worten, und führte sie dergestalt zur Wahrheit.“ Man kann noch hinzusetzen, daß Abdas in einem Lande, wo seine Religion nur geduldet, und mit so vieler Güte von einem Fürsten, der sich zu einer ganz verschiedenen bekannte, geschützt wurde, desto undankbarer und strafbarer gegen denselben handelte, indem er die Religion deßelben öffentlich beschimpfte; nicht zu gedenken, daß er auch dadurch die christliche verhaßt machte, indem er ihr das Ansehen einer kühnen Störerinn der Gesetze und der allgemeinen Ruhe gab. „Allein, fährt der Geschichtschreiber fort, daß Abdas lieber den Todt gewählt hat, als daß er den zerstörten Tempel wieder aufgebauet hätte; das bewundere ich, und sehe es als eine That an,

die

die gekrönet zu werden verdiente. Denn ich halte es vor einerley, dem Feuer einen Tempel errichten, und daßelbe anbeten.“ F. n. C. G. 363 bis 430.

Man kann die Standhaftigkeit dieses Bischofs überhaupt hochschätzen; aber man muß zugleich wünschen, daß er sie nach beßern Einsichten, und bey einer gerechtern Sache, angebracht hätte. Bayle hat zuerst darüber angemerkt, (Dictionn. historique et critique, v. Abdas,) daß Abdas kaum den Nahmen eines Märtyrers führen könne, weil er den Christen durch seine Verwegenheit so viel Unglück zugezogen habe; daß ein Lehrer eben so wenig als eine andere Privatperson, sich dem Gesetze der natürlichen Religion entziehen könne, nach welchem jedermann verbunden ist, den Schaden, welchen er seinem Nächsten zugefügt hat, durch Wiedererstattung, oder auf eine andere Art, zu ersetzen; daß das fremde Gut, an welchem sich dieser Bischof vergriff, desto mehr Rechte gehabt habe, da es der herrschenden Religion zugehörte; daß die Entschuldigung schlecht sey, der aufzubauende Tempel würde zur Abgötterey gedient haben, indem es doch nicht der Bischof gewesen seyn würde, der ihn dazu gebraucht hätte, oder daran Schuld gewesen wäre, und man unter eben demselben Vorwande, demjenigen sein gestohlnes Geld nicht zurück geben dürfte, von dem man wüßte, daß er es lasterhaft anwenden würde; und daß endlich keine Vergleichung zwischen einem Tempel, in deßen Ermangelung die Perser doch Abgötter geblieben seyn würden, und zwischen der Zerstörung vieler christlichen Kirchen, statt finde. Bayle räumte hierbey noch mehr ein, als er nöthig hatte, nemlich, daß die Perser Abgötter gewesen wären; wovon das Gegentheil schon an einem andern Orte bemerkt worden ist. (Th. VI. S. 51.) Und damit fällt auch eine vorzüglich scheinbare Entschuldigung des Bischofs weg. Uebrigens wurde

F. n. C. G. 363 bis 430.

Baylens Urtheil vom Barbeyrac (in der Vorrede zu seiner französischen Uebersetzung von Pufendorfs Natur- und Völkerrechte) gebilligt. Der französische Benediktinermönch, P. Ceillier, griff ihn auch deswegen, in dem gegen ihn gerichteten Werke, (Apologie de la Morale des Peres de l'Eglise, p. 444.) an; aber Barbeyrac vertheidigte sich ausführlich und gründlich. (Traité de la Morale des Peres de l'Eglise, p. 321. sq.)

Wenn die bereits angeführten Nachrichten der Morgenländer gelten sollen: so mag sich Isdegerd an der Bestrafung des Abdas, und an der Zerstörung der christlichen Kirchen, ziemlich begnügt haben; in seinem spätern Leben aber den Christen und ihrem Glauben vielmehr geneigt worden seyn. Es scheint also nur ein rednerischer Uebergang zu seyn, mit welchem Theodoretus erzählt, sein Sohn Varanes habe von ihm die Verfolgung der Christen, zugleich mit dem Reiche, nicht anders wie eine Erbschaft, übernommen. Er nennt sonst die Magier als Stifter dieser fortgesetzten Bedrückungen, und bringt verschiedene Beyspiele von neuerfonnenen Martern, und von Märtyrern an, die zu denselben gehören. Einigen Christen wurde die Haut vom Kopfe, vom Rücken, oder von den Händen abgezogen; andere wurden gebunden in Gruben, die man fest verschloßen, und mit Mäusen angefüllt hatte, geworfen, so daß sie eines langsamen Todes durch diese Thiere sterben mußten. Gleichwohl stellten sich die Christen, in der Hoffnung eines unsterblichen Lebens, freywillig zu diesen Hinrichtungen dar, und starben mit ihrer gewöhnlichen Standhaftigkeit im Leiden. Hormisdas, aus einem sehr ansehnlichen Persischen Geschlechte herstammend, sollte auf Befehl des Königs, Christum verleugnen. Er stellte dagegen vor, daß derjenige, welcher den höchsten Gott verachte,

noch

noch weit leichter seinem Fürsten ungetreu werden könne; das letztere Verbrechen werde mit dem Tode bestraft: welche Strafe würde scharf genug für das erstere seyn? Allein Varanes beraubte ihn alles deßen was er besaß, und machte ihn, beynahe nackend, zum Kameeltreiber. Nach einiger Zeit, da er ihn in einem elenden Zustande vorbey gehen sah, trug er Mitleiden mit ihm, ließ ihn vor sich kommen, und befohl ihm, ein leinen Kleid anzuziehen, wobey er hinzufügte: Höre nun endlich auf zu widerstehen, und verleugne des Zimmermanns Sohn! Doch er betrog sich in seiner Erwartung; Hormisdas zerriß das Kleid, warf es vor den König hin, und sagte zu ihm: Behalte dein Kleid sammt deiner Gottlosigkeit! Darauf wurde er ganz bloß von allem aus dem Reiche gejagt. Einen Diakonus, Benjamin, den der König ins Gefängniß hatte werfen laßen, traf ein noch traurigeres Schicksal. Zwar hatte er, auf die Fürbitte eines Römischen Gesandten, seine Freyheit unter der Bedingung erlangt, daß er versprechen sollte, keinem Magier das Christenthum vorzutragen. Doch da nur der Gesandte für ihn, nicht aber er selbst, diese Bedingung eingegangen hatte: so kehrte er sich auch an dieselbe nicht, indem er sagte, er könne, ohne sich die in der heiligen Schrift gedrohte Strafe zuzuziehen, das Licht, welches er empfangen hätte, andern nicht versagen. Als der König davon Nachricht bekam, suchte er vergebens, den Benjamin zum Abfall vom Christenthum zu bewegen. Dieser stellte ihm vor, er würde dadurch noch weit treuloser handeln, als wenn er sich seiner Herrschaft entzöge, und in ein fremdes Reich übergienge. Nun stieg die Erbitterung des Königs so hoch, daß er selbst dem Christen empfindliche Martern anthat, und ihn gleich darauf durch eine der abscheulichsten hinrichten ließ. — Aus den Nachrichten der Morgenländer hat Aßemani

n. J. C. 363 bis 430.

J. n. C. G. nur zween Märtyrer unter dem Varanes angeben können. (Biblioth. Orient. l. c. p. 181.)

363. bis 430. An statt aber, daß sonst die Verfolgungen der Christen in Persien, öfters Folgen der Kriege waren, welche die Perser mit den Römern führten, entstand vielmehr aus dieser Verfolgung selbst ein Krieg zwischen beyden Nationen. Ein Theil der Christen in Persien, flüchtete sich in das Römische Reich, und bat, daß man sie nicht ganz ausrotten laßen möchte. Atticus, Bischof zu Constantinopel, nahm sie sehr freundlich auf; er suchte ihnen auch durch den Kaiser Hülfe zu verschaffen. Theodosius der jüngere regierte damals im morgenländischen Reiche: denn Varanes hatte im Jahr 420. den Thron bestiegen. Von beyden Seiten gab es Gelegenheit zum Mißvergnügen. Die Perser wollten die Römischen Goldgräber oder Bergwerksleute, welche sie gemiethet hatten, nicht wieder entlaßen, und hatten überdieß einigen Römischen Kaufleuten Waaren weggenommen. Varanes hingegen forderte die christlichen Flüchtlinge zurück; welche aber von dem Kaiser desto mehr geschützt wurden, weil sie seine Glaubensgenoßen waren. Darüber kam es im Jahr 421. zum Kriege, der für die Römer sehr glücklich ausfiel. Sie konnten jedoch, wie Socrates erzählt, (H. Eccl. L. VII. c. 18.) dabey auf einen außerordentlichen göttlichen Beystand rechnen. Denn, weil Theodosius sein ganzes Vertrauen auf Gott setzte: so erschienen auch einigen Bürgern von Constantinopel, die sich eben in Bithynien befanden, Engel, welche ihnen auftrugen, den über den Ausgang des Kriegs bekümmerten übrigen Einwohnern der Hauptstadt zu melden, sie möchten nur gutes Muths seyn, beten, und Gott glauben, daß die Römer den Sieg erhalten würden, weil sie, die Engel, zur Oberaufsicht bey diesem Kriege von Gott gesandt wären. Der Geschichtschreiber führt besonders

sonders zur Bestätigung dieses Versprechens an, Gott habe über die Saracenen, welche den Persern zu Hülfe gekommen waren, ein plötzliches leeres Schröcken geschickt, so daß sich ohngefähr hundert tausend derselben, aus Furcht vor einem vermeintlichen Römischen Kriegsheere, in den Euphrates gestürzt hätten. Doch gesteht er auch gleich darauf, daß die Römer ebenfals, indem sie das Persische Kriegsheer in Nisibis belagerten, von einem solchen Schröcken ohne alle Ursache ergriffen worden, und von jener Stadt abgezogen wären. Theodoretus weiß auch ein Merkmal von wunderbarem göttlichen Beistande in diesem Kriege anzugeben. (Hist. Eccl. L. V. c. 37.) Varanes belagerte Theodosiopolis schon lange, und mit solchem Nachdrucke, daß diese Stadt, bey der Unthätigkeit der Römischen Feldherren, verloren zu seyn schien. Nur der Bischof derselben, Eunomius, vertheidigte sie, und machte alle feindliche Angriffe zu Schanden. Als auch einer von den Fürsten des Persischen Kriegsheeres Gott lästerte, und den Tempel deßelben zu verbrennen drohte: ließ der Bischof eine Balista, oder Steinwerfende Maschine, welche den Nahmen des Apostels Thomas führte, an die Mauer bringen, und einen großen Stein auf dieselbe legen. Darauf befohl er im Nahmen Gottes, der gelästert worden war, den Stein abzuschießen: dieser traf den Fürsten gerade an den Kopf, und zerschmetterte denselben; sogleich wurde die Belagerung aufgehoben, und Friede mit den Römern geschloßen.

F. n. C. G. 363 bis 430.

Die Handlung eines andern Bischofs beym Socrates, (L. VII. c. 21.) die ebenfals viel zur Wiederherstellung des Friedens beygetragen haben soll, hat zwar nicht jenen Anstrich des Wunderbaren; ist aber desto rühmlicher, und doch nicht von der gewöhnlichen Art. Bey einem Einfall in das Persische Reich, hatten

hatten die Römer gegen sieben tausend Gefangene mitgenommen. Sie wollten dieselben nicht zurückgeben, und ließen sie gleichwohl, zu großem Kummer des Königs von Persien, beynahe vor Hunger umkommen. Acacius, Bischof von Amida, der ein Zuschauer ihres Elends war, rief die ihm untergebene Geistlichkeit zusammen, und sagte zu ihr: „Unser Gott braucht weder Teller, noch Becher. Da nun unsere Kirche, durch die Gewogenheit ihrer Mitglieder, viele goldene und silberne Gefäße besitzt: so ist es das anständigste, daß wir mit denselben die Gefangenen von den Soldaten loßkauffen, und sie ernähren.“ Man gab ihm Beyfall; er ließ darauf diese Gefäße einschmelzen, bezahlte den Soldaten den Preiß, welchen sie für ihre Gefangenen forderten, unterhielt diese noch einige Zeit, und schickte sie darauf mit einer Wegzehrung an ihren König zurück. Dieser erstaunte darüber, daß die Römer ihre Feinde auch durch Wohlthätigkeit zu überwinden suchten. Man sagt, daß er ein Verlangen bezeigt habe, den Acacius kennen zu lernen, und daß dieser, auf Erlaubniß des Kaisers, würklich zu ihm gereiset sey. Der Friede zwischen den beyden Reichen erfolgte also bereits im Jahr 422, und mit demselben, schreibt Socrates, hörte auch die Verfolgung der Christen in Persien auf. Freylich läßt Theodoretus diese letztere, bis auf seine Zeit, dreyßig Jahre lang, dauern, (H. E. L. V. c. 39.) und er schrieb seine Kirchengeschichte gegen das Jahr 450. Unterdeßen, wenn er gleich als Zeitgenoße des Varanes, und beynahe Nachbar von Persien, nicht geringe Achtung verdient; so kann doch sein Widerspruch vielleicht dadurch gehoben werden, daß man annimmt, die Verfolgung sey von Zeit zu Zeit noch öfters ausgebrochen, ohne allgemein oder sehr furchtbar zu werden.

n. C. G. 363 bis 430.

Zustand

Zustand der Juden unter den Christen.

Die Juden, welche ehemals an der ältern Verfolgung des Sapor gegen die Christen, Antheil genommen haben sollten, (Christl. Kirchengesch. Th. VI. S. 43. fg.) werden von den christlichen Schriftstellern nicht beschuldiget, diese spätere befördert zu haben. Ihre Schicksale unter den Christen im Römischen Reiche, waren in diesem Zeitalter eben nicht unglücklich; wenn sie gleich durch Julians Todt einen seltnen Beschützer verloren, und durch den mißlungenen Versuch, ihren Tempel wieder aufzubauen, sich einer nicht geringen Demüthigung ausgesetzt hatten. Aber überhaupt dauerte doch das alte Verhältniß zwischen den beyden Religionspartheyen fort: die Christen brannten von Eifer, die Juden zu ihrer Religion, auch wohl mit gewaltsamen Mitteln, zu bringen; diese hingegen befestigten sich größtentheils in der Ergebenheit gegen die ihrige. Man kann ihre Verfassung, ihre Rechte und Einschränkungen, seit dem Julianus bis auf den jüngern Theodosius, nicht richtiger beurtheilen, als nach den häuffigen Gesetzen, welche die Kaiser dieser Jahre ihrentwegen gegeben haben. J. n. C. G. 363 bis 430.

Valentinianus der erste, der allen Partheyen die freye Religionsübung gönnte, verbot in einer nach Gallien um das Jahr 368. erlaßenen Verordnung, (C. Theod. L. VII. tit. 8. de Metatis, l. 2. C. Just. L. I. t. 9. de Judæis et Coelic. l. 4.) daß sich die Soldaten

J. n. C. G. 363 bis 430.

daten nicht unterstehen sollten, ihre Wohnung in den Jüdischen Synagogen zu nehmen, indem dazu Privathäuser, nicht gottesdienstliche Oerter (religionum loca) gehörten. Baronius muthmaaßt nicht übel, (Annal. Eccles. a. 365. n. 45.) die Veranlaßung dieses Gesetzes sey gewesen, daß, so wie die Juden unter Julians Regierung, sich mit den Heyden wider die Christen vereinigt, und mehrere Kirchen der letztern angezündet hätten, sie auch jetzt hinwiederum von diesen zur Vergeltung gedrückt worden wären.

Es kamen immer noch unter den christlichen Kaisern Beispiele von Christen vor, welche zur Jüdischen Religion übergiengen: und man möchte wohl von den Ursachen und Umständen dieses unerwarteten Abfalls genauer unterrichtet zu seyn. Der jüngere Valentinianus verordnete im Jahr 382. in Ansehung dieser Abtrünnigen, wider welche schon der ältere Constantinus und Constantius Gesetze ertheilt hatten, daß ihre Testamente, doch nur innerhalb der ersten fünf Jahre nach ihrem Tode, und nicht von denen, welche bey ihrem Leben von ihrem Abfall geschwiegen hätten, weil sie Mitschuldige deßelben waren, vor ungültig erklärt werden könnten. (C. Th. L. XVI. t. 7. de Apostat. l. 3. C. Just. L. I. t. 7. de Apost. l. 2.) Eben dieser Kaiser hob im Jahr 383. die Befreyung von öffentlichen Aemtern (Curialium munerum immunitas) auf, deren die jüdischen Lehrer bisher, nach Constantins des Großen Vergünstigung, (C. Th. L. XVI. t. 8. de Judaeis cet. l. 4.) genoßen hatten. Den Juden, sagt Valentinianus, gebühre dieser Vorzug desto weniger, da es nicht einmal den christlichen Geistlichen erlaubt sey, sich diesem Stande eher zu wiedmen, bis sie ihrem Vaterlande die schuldigen Pflichten geleistet hätten. Wenigstens müße derjenige, der

der sich würklich Gott geweihet habe, einen andern durch sein Vermögen in den Stand setzen, daß er an Statt seiner die öffentlichen Bedienungen verwalte. (C. Th. L. XII. t. 1. de Decurion. l. 99. C. Just. L. I. t. 9. de Judaeis, l. 5.) J. n. C. G. 363 bis 430.

Um die Gefahr der Verführung zur jüdischen Religion desto mehr wegzuräumen, verbot der ältere Theodosius im Jahr 388. (C. Th. L. III. t. 7. de Nuptiis, l. 2. L. IX. t. 7. ad L. Jul. de adulteris, l. 5. C. Just. t. de Judæis l. 6.) wie schon zum Theil Constantius, daß kein Jude eine Christinn, noch ein Christ eine Jüdinn heyrathen sollte; wer dagegen handelte, sollte einerley Strafe mit den Ehebrechern leiden, und es sollte nicht bloß seinen Anverwandten, sondern jedermann erlaubt seyn, ihn anzuklagen. Sonst bezeigte sich dieser Kaiser überhaupt sehr billig gegen die Juden. Er untersagte es im Jahr 390, daß man nicht alle Juden und Samariter ohne Unterscheid zur Verbindlichkeit ziehen möchte, Schiffer im Dienste des Staats abzugeben; weil es durch eine solche allgemeine Aufbürdung geschehe, daß keiner von ihnen besonders dazu verpflichtet würde; auch wohl Arme unter ihnen, und die sich von schlechten Handthierungen nährten, dazu gezogen werden könnten, da es doch nur Leute seyn müßten, die einiges Vermögen besäßen. (C. Th. L. XIII. t. 5. de Navicullariis, l. 18.) Auf die Klagen der Juden, daß manche von denen, welche aus ihrer Gemeine gestoßen worden wären, wider den Willen der Vorsteher ihrer Religion, (Legis suae Primates) denselben durch die christlichen Obrigkeiten wieder aufgedrungen würden, verbot der Kaiser im Jahr 392. diese Gewaltthätigkeit, die auch nicht vermöge eines erschlichenen kaiserlichen Befehls ausgeübt werden sollte, weil die Vorsteher dieser, wenn gleich irrgläubigen Parthey,

(in ea

J. n. C. G. 363 bis 430.

(in ea superstitione) doch ihr Ansehen in Religionssachen behalten müßten. (C. Th. L. XVI. t. 8. de Judaeis cet. l. 8.) Im folgenden Jahre erklärte sich Theodosius noch nachdrücklicher, (l. c. l. 9.) die Sekte der Juden sey bekanntermaaßen durch kein Gesetz verboten; er habe daher mit großem Unwillen vernommen, daß ihnen hin und wieder ihre gottesdienstlichen Versammlungen untersagt worden wären. Nun befiehlt er also dem obersten Feldherrn in den Morgenländern, den unmäßigen Eifer (nimietatem) derer, welche unter dem Vorwande der christlichen Religion, alles Unerlaubte wagten, Synagogen anzuzünden und auszuplündern versuchten, mit gehöriger Strenge im Zaum zu halten.

Seine Söhne waren auch eben nicht ungerecht in ihren die Juden betreffenden Gesetzen. Besonders schützte sie Arcadius bey ihren Freyheiten. Im Jahr 396. gab er den Juden schriftlich die Versicherung, daß die Preise von denjenigen Dingen, welche sie öffentlich verkauften, nicht von christlichen Aufsehern; sondern von ihren eigenen Vorgesetzten, bestimmt werden sollten. (C. Theod. L. XVI. t. 8. de Judaeis, l. 10. C. Just. L. I. t. 9. de Judaeis, l. 9.) Vermuthlich wurden die bey den Christen so verhaßten Juden, von denselben oft genöthigt, ihre Sachen für den schlechtesten Preiß hinzugeben. In eben demselben Jahre befohl Arcadius dem Claudianus, Comes der Morgenländer, (C. Th. l. c. l. 11.) daß derjenige, der sich erkühnen würde, von einem jüdischen Patriarchen öffentlich schimpfliche Reden zu führen, dafür bestraft werden sollte. Ferner trug er im Jahr 397. dem Präfectus Prätorio von Illyricum auf, dafür zu sorgen, daß keine Gewaltthätigkeiten an den Juden, vornemlich auch an ihren Synagogen, ausgeübt würden.

(C. Th.

(C. Th. l. c. l. 12.) Noch in diesem Jahre verordnete er, daß Juden, welche von einem Verbrechen, oder von Schulden gedrückt, sich stellen würden, als wenn sie Christen werden wollten, und daher in eine Kirche flüchten würden, um der Strafe oder der schuldigen Zahlung auszuweichen, nicht eher aufgenommen werden sollten, bis sie entweder ihre Schulden bezahlt, oder sich wegen des Verbrechens, deßen sie angeklagt würden, gerechtfertigt hätten. (C. Th. L. IX. t. 45. de his qui ad Ecclesias confugiunt, l. c. C. Just. L. I. t. 12. de his qui ad Eccl. confug. l. 1.) Er setzte weiter im Jahr 398. fest, daß die Juden, da sie einmal unter Römischer Regierung, und nach Römischen Gesetzen lebten, in solchen Angelegenheiten, welche ihre Religion nicht angiengen, sich vor den ordentlichen Gerichten stellen, und daselbst ihre Sache auf die gewöhnliche Art führen sollten. Wenn jedoch einige unter ihnen, ihre Streitsachen, doch nur bürgerliche, durch eine gemeinschaftliche Verabredung, der Entscheidung von Juden, oder selbst von ihren Patriarchen, als gewählten Schiedsrichtern, überlaßen wollten: so sollte auch der Ausspruch derselben gelten, und von den Obrigkeiten zur Vollstreckung gebracht werden. (C. Th. L. II. t. 1. de iurisdict. cet. l. 10. C. Just. L. I. t. 9. de Judæis, l. 8.) In Ansehung der Befreyung der Jüdischen Religionsvorsteher von der Führung öffentlicher Aemter, hatte zwar Arcadius im Jahre 397. die alten Gesetze des Constantinus, Constantius, Valentinianus und Valens, bestätigt, (C. Th. l. 13. de Judæis.) Allein schon im Jahr 399. verordnete er, so wie ehemals sein Vater, ingleichen Gratianus, und der jüngere Valentinianus, daß die Juden insgesammt, wenn sie zu einer Curia gehörten, auch die Aemter derselben zu übernehmen schuldig seyn sollten. (C. Th. L. XII. t. 1. de Decurionib. l. 165. C. Just.

J. n. C. 363 bis 430.

l. 10. de Judæis.) Diese Veränderung scheint, so wie die damit übereinstimmenden Gesetze seiner nächsten Vorgänger, anzuzeigen, daß es Leute genug von einigem Vermögen damals unter den Juden gegeben habe; obgleich der größere Theil von ihnen nur in niedrigen Lebensarten beschäftigt war. Hingegen bekräftigte Arcadius im Jahr 404. alle Rechte, welche den jüdischen Patriarchen, und denen von ihnen eingesetzten Vorstehern der Religion, bisher ertheilt worden waren. (C. Th. l. 15. de Jud.)

J. n. C. G. 363 bis 430.

Honorius gab den Juden ebenfals manche vorzügliche Merkmale der Gewogenheit und Gerechtigkeitsliebe; wenn er gleich zu der Zeit, als er mit seinem Bruder Arcadius uneins war, etwas strenger mit ihnen verfuhr. So verordnete er im Jahr 398. daß, ohngeachtet der den Juden vom Arcadius ertheilten Befreyung, doch alle von dieser Nation, die als Mitglieder einer Zunft, zu den öffentlichen Aemtern verbunden wären, dieselben auch tragen sollten. (C. Th. L. XII. tit. 1. de Decurionib. l. 157. 158. C. Just. L. X. t. 31. de Decurion. l. 49.) Unerwartet war auch sein Gesetz vom Jahr 399. (C. Th. l. 14. de Judaeis) durch welches er die sogenannte Apostelsteuer (Apostolatus) von der schon anderwärts einige Nachricht ertheilt worden ist, (Christl. Kirchengesch. Th. VI. S. 387.) gänzlich aufhob. Er nannte es unanständig, daß die Vorsteher der Synagogen, (Archisynagogi) oder die Aeltesten der Juden, ingleichen die von ihnen sogenannten Apostel oder Abgeordneten des Patriarchen, ihm von allen Synagogen jährlich Gold und Silber brächten. Das Unschickliche fand der Kaiser, oder vielmehr sein Staatsbedienter, vermuthlich darinne, daß diese Steuer aus seinem Reiche in das morgenländische, als wenn es diesem unterworfen wäre, an

den

den dort wohnenden Patriarchen geschickt wurde. Er befiehlt nunmehr, daß das zuletzt gesammelte Geld von dieser Art in seinen Schatz gebracht, und künftig gar nichts an den Patriarchen gezahlt werde. Würde aber dieser Plünderer der Juden abermals Leute zum Einsammeln dieser Steuer absenden, so sollten sie von der Obrigkeit bestraft werden. Doch im Jahr 404. hob Honorius dieses Gesetz wieder auf, und gab den Juden die ehemalige Erlaubniß wieder, diese Steuer zu entrichten. (C. Th. l. 17. de Judaeis cet.) Gothofredus hat die Geschichte derselben (in Commentar. ad. l. 14. C. Th. de Judaeis) sehr wohl erläutert. Sie hieß auch aurum coronarium, weil man sie mit demjenigen Geschenke verglich, welches den Kaisern unter diesem Nahmen übergeben wurde. (C. Th. L. XII. t. 12. de auro coronar.) Eigentlich aber war sie daher entstanden, weil der sonst gewöhnliche Geldbeytrag, den alle Juden jährlich in den Tempel zu Jerusalem schickten, nach deßen Zerstörung, in eine Steuer an ihren Patriarchen verwandelt wurde.

J. n. C. G. 363 bis 430.

Im Jahr 404. erklärte sich zwar Honorius, daß weder die Juden, noch die Samariter, künftig kaiserliche Commißarien, oder Geschäftträger und Bevollmächtigte des Hofs (Agentes in rebus) abgeben sollten. (C. Th. l. 16. de Jud. Coelic. et Samarit.) Aber darauf folgten wieder mehrere günstige Befehle für die Juden. Der Kaiser verbot im Jahr 409. und abermals im Jahr 412, daß am Sabbath, oder an andern Feyertagen der Juden, ihnen weder persönliche Dienstleistungen, noch gerichtliche Handlungen zugemuthet werden sollten; indem die übrigen Tage dazu hinlänglich wären. (C. Th. L. II. t. 8. de Feriis, l. 3. L. VIII. t. 8. de Exsecutorib. et Exactionib. l. 8. C. Just. l. 13. de Judaeis.) Damit ist

J. n. C. G. 363. bis 430.

noch ein anderes seiner Gesetze, auch vom Jahr 412, verwandt, (C. Th. l. 20. de Jud.) worinne er befiehlt, daß sich nicht nur niemand an den jüdischen Synagogen vergreiffen, oder gar sich derselben bemächtigen sollte, weil jede Religionsparthey, wenn gleich ihr Glaube und Gottesdienst nicht gebilligt werde, doch die erlangten Freyheiten ruhig genießen müße; sondern man sollte auch die Juden an ihrem von Alters her geheiligtem Tage, dem Sabbath, weder unter dem Vorwande einer öffentlichen noch einer Privatangelegenheit, beunruhigen; indem die Gesetze zu andern Zeiten genugsam ausgeübt werden könnten, und es der Gelindigkeit seiner Regierung würdig sey, ertheilte Freyheiten nicht zu übertreten. Dieser Kaiser erlaubte sogar den Juden im Jahr 415, dem ehemaligen Gesetze des Constantius zuwider, daß sie sich christliche Knechte kauffen könnten; nur mit der Bedingung, daß sie dieselben in der Uebung ihrer Religion nicht stören sollten. Er trug zugleich den Obrigkeiten auf, alle Klagen, welche deswegen gegen die Juden angebracht würden, abzuweisen, und diejenigen zu strafen, welche die Juden dieses Rechts auf irgend eine Art berauben wollten. (C. Th. L. XVI. t. 9. ne Christ. mancip. Judaeus habeat, l. 3.) Man merkt aus diesem Gesetze selbst, daß die Juden damals eine große Anzahl Christen als Leibeigene gehabt haben mögen. Vielleicht geht auch darauf, wie man gemuthmaaßt hat, die Ausrufung des Dichters Rutilius zu dieser Zeit, wozu er doch eine besondere Veranlaßung gehabt haben kann: „Wäre doch Judäa niemals durch den Pompejus und Titus bezwungen worden! diese Pest, die man vor ausgerottet hielt, steckt seitdem nur desto mehr Länder an, und die überwundene Nation drückt ihre Ueberwinder.“ (Itinerarr. L. I. v. 395. sq.)

Wie

Wie dieses Gesetz des Honorius, so ist auch ein anderes, das er im Jahr 416. gab, an einen gewißen Lehrer Hannas und einige Vorgesetzte der Juden (Annati Didascalo, et Maioribus Judaeorum) gerichtet, wodurch solchen Juden, welche, um die Strafe ihrer Verbrechen zu entgehen, oder aus andern dringenden Ursachen, sich stellten, als wenn sie Christen werden wollten, wenn die Obrigkeiten keinen standhaften Entschluß dieser Art bey ihnen finden würden, sie auch weder Taufe noch Abendmahl bereits empfangen hätten, vergönnt wird, sich wieder zu ihrer Religion zu wenden. Denn dieses, setzt der Kaiser hinzu, ist für das Christenthum ein größerer Vortheil. (C. Th. l. 23. de Judaeis.) Endlich verordnete er im Jahr 418. (l. 24. eod. tit.) daß zwar diejenigen Juden, welche bereits kaiserliche Commißarien, oder zu Hofdiensten verpflichtet wären, (inter Palatinos militiae sacramenta sortiti) ihre Stellen noch ferner bis auf die gesetzte Zeit verwalten; künftig aber keine von ihrer Nation dieselben erhalten sollten. Alle Juden hingegen, welche sich im Soldatenstande (armata militia) befänden, sollten sogleich aus demselben treten, ohne Rücksicht auf ihre vorhergehenden Verdienste. Wenn sich Juden auf die Wißenschaften legen würden, so gesteht ihnen der Kaiser, wie andern, das Recht zu, Advocaten abzugeben; auch sollten die Juden ferner Zutritt zu den öffentlichen Aemtern einer Curia haben, so wie es ihre Herkunft und das Ansehen ihrer Familie, mit sich bringen würden. Daß ihnen aber die andern Stände und Bedienungen untersagt worden wären, das dürften sie nicht als eine Beschimpfung ansehen. — Es ist merkwürdig, daß Honorius, bey allen Gnadenbezeigungen, welche er den Juden ertheilt, doch mehrmals sowohl von ihrer Religion, als von dem Volke selbst, verächtlich spricht; besonders auch in

J. n. C. G. 363 bis 430.

F. n. C. G. 363 bis 430.

dem zuletzt angeführten Gesetze, (gentis huius perversitate devincti.) Man war freylich an diesen Begriff von ihnen unter den Christen seit langer Zeit gewöhnt; und beynahe scheint es, daß die Juden durch gewiße Fehler in ihrem Betragen, Gelegenheit zur Entfernung von allen Hof- und Kriegsbedienungen gegeben haben.

Auch die beyden letzten Kaiser dieses Zeitraums, Valentinianus der dritte zu Rom, und Theodosius der jüngere zu Constantinopel, haben die Befugniße und den Zustand der Juden ihres Reichs, durch Gesetze bestimmt. Von jenem giebt es zwar nur noch ein einziges Gesetz, das hieher gehört. (C. Th. l. 28. de Judaeis.) Durch daßelbe befohl er im Jahr 426, daß es, wenn die Kinder eines Juden, oder Samariters sich zum christlichen Glauben bekehrten, ihren Eltern oder Großeltern nicht erlaubt seyn sollte, sie deswegen zu enterben; oder in ihrem Testamente ganz zu übergehen; oder ihnen weniger zu hinterlaßen, als sie bekommen haben würden, wenn jene ohne Testament gestorben wären. Sollten sie es aber dennoch thun: so verordnete der Kaiser, daß die christlich gewordenen Kinder eben so erben sollten, als wenn jene ohne Testament aus der Welt gegangen seyn würden. Gesetzt sogar, diese Kinder hätten solche Verbrechen gegen ihre Eltern und Großeltern begangen, daß sie deswegen verdient hätten, enterbt zu werden; so sollte ihnen doch, wenn gleich diese Verbrechen gehörig erwiesen und bestraft würden, der Pflicht-Theil von der Erbschaft nicht entzogen werden können; damit sie wenigstens diese Belohnung für die erwählte Religion erhalten. — So gut gemeint hier die Absicht war, junge Juden zur Annehmung des Christenthums durch solche Vortheile zu reitzen; so wenig möchte der zuletzt beygefügte

fügte Grund gültig seyn. Denn Leuten, welche sich an ihren Eltern auf die gröbste Art versündigten, dennoch bloß für das äußerliche Bekenntniß der christlichen Religion, ein vorzügliches Recht vor andern zuzueignen, hieß beynahe ausdrücklich erklären, daß es bey dem Christenthum nur auf den Nahmen, nicht auf die Sitten, ankomme. J. n. C. G. 363 bis 430.

Aber der jüngere Theodosius hat desto mehr Verordnungen, theils zum Schutze der Juden, theils zu ihrer Einschränkung, ertheilt. So ließ er ihnen im Jahr 408. durch die Statthalter der Provinzen verbieten, daß sie an ihrem Feste Purim weiter nicht das Bild des Haman, und zugleich das Kreuz, an welches sie solches zu schlagen pflegten, zur Verachtung der christlichen Religion, verbrennen, überhaupt aber ihre Religionsgebräuche nicht zur Schmach dieses Glaubens einrichten sollten; indem sie widrigenfals auch das ihnen bisher Erlaubte verlieren würden. (C. Th. l. 18. de Judaeis; C. Just. l. 11. eod. tit.) Eine Erzählung des Socrates, (Hist. Eccl. L. VII. c. 16.) dient zur Erläuterung dieses Gesetzes. Er meldet, daß die Juden in Syrien einst, da sie sich mit allerley Spielen belustigten, in der Trunkenheit angefangen hätten, der Christen und Christi selbst zu spotten. Sie hätten daher einen Christenknaben an ein Kreuz gebunden, ihn zuerst nur verlacht, und verhöhnt; endlich aber, nachdem sie wütend geworden, ihn so lange geschlagen, bis er gestorben wäre. Darüber sey es zwischen ihnen und den Christen zu einem starken Gefechte gekommen; doch wären die Urheber dieser That unter den Juden, auf kaiserlichen Befehl gestraft worden. Gothofredus glaubt zwar, diese Begebenheit könnte wohl das eben genannte Gesetz veranlaßt haben; (Commentar. ad l. cit. C. Th.) allein sie schickt sich doch nicht genau

J. n. C. G. 363 bis 430. zu dem Inhalte deßelben; wie bereits Basnage (Histoire des Juifs, Tome VIII. p. 194. sq. á la Haye 1716. 12.) angemerkt hat; wenn sie gleich in einiger Verbindung mit demselben steht. Dieses letztere gilt auch von einem andern Gesetze des Theodosius im Jahr 412. (C. Th. l. 21. de Judaeis; C. Just. l. 14. eod. tit.) Durch daßelbe verbot er, daß kein Jude, der unschuldig wäre, bloß wegen seiner Religion gemißhandelt oder beschimpft werden sollte; eben so wenig sollten ihre Synagogen oder Wohnungen verbrannt werden; weil auch alsdenn, wenn jemand Mißethaten begangen hat, doch das Ansehen der Gerichte dazu vorhanden sey, damit niemand Selbstrache ausüben dürfe. Auf der andern Seite aber sollten die Juden auch nicht aus Sicherheit übermüthig werden, und die dem Christenthum schuldige Ehrerbietung verletzen.

Ihr Patriarch Gamaliel hatte verschiedene solche Ausschweifungen begangen. Daher befohl Theodosius, im Jahr 415. (C. Th. l. 22. de Jud. coll. C. Just. l. 15. de Jud.) weil derselbe geglaubt hätte, er könne wegen seiner hohen Würde sich der Strafloßigkeit getrösten, es sollte ihm die Urkunde, durch welche er eine ansehnliche Römische Ehrenstelle (praefectura honoraria) erhalten, genommen werden. Auch sollte er weiter keine Synagogen errichten, und die in einsamen Gegenden befindlichen, wenn solches ohne Aufruhr geschehen könnte, niederreißen. Ueber Christen sollte er weiter keinen Richter abgeben; sondern die zwischen ihnen und Juden entstandenen Händel, sollten von den Obrigkeiten jeder Provinz ausgemacht werden. Würde er sich unterstehen, einen Christen, oder ein Mitglied einer andern Religionspartey, es sey frey oder leibeigen, mit dem Jüdischen Merkmal (der Beschneidung) zu beflecken: so sollte er, oder ein anderer Jude, der daran

daran Antheil gehabt hätte, scharf bestraft werden; und die christlichen Knechte, die er zurück hielte, sollten der Kirche zum Eigenthum gegeben werden. Das letztere machte der Kaiser in den Jahren 417. und 423. zu allgemeinen Verordnungen. (C. Th. L. XVI. t. 9. ne Christ. mancip. Jud. hab. l. 4. 5. C. Just. L. I. t. 10. l. 1.) Kein Jude sollte, derselben zu Folge, einen christlichen Leibeigenen kauffen, oder geschenkt annehmen, weil es unerlaubt sey, daß gottseelige Knechte durch die Herrschaft gottloser Käuffer verunreinigt würden. Widrigenfals sollte der Jude einen solchen Knecht verlieren, und der Knecht selbst, wenn er es freywillig anzeigte, die Freyheit erlangen. Doch sollten diejenigen christlichen Leibeigenen davon ausgenommen seyn, welche die Juden bereits besäßen, ingleichen die ihnen als ein Erbtheil oder Fideicommiß zufielen; nur mit der Bedingung, daß sie dieselben weder mit, noch wider ihren Willen, zu ihrer Sekte ziehen sollten: und das bey Lebensstrafe. J. n. C. G. 363 bis 430

Eben dieses Jahr 423. war überhaupt fruchtbar an Gesetzen des **Theodosius**, welche die Juden betrafen, weil damals ihre Religionsübung mehr als sonst von den Christen gewaltthätig bestürmt wurde. Daher untersagt er es den Christen, daß sie den Juden, wenn sie sich ruhig verhielten, im Nahmen der gemißbrauchten christlichen Religion, kein Leid zufügen, noch ihnen ihre Güter rauben sollten; indem sie sonst das Geraubte dreyfach bis vierfach ersetzen müßten; und die Obrigkeiten, welche solches verstattet hätten, sollten auch gestraft werden. (C. Th. L. XVI. t. 10. de Pagan. cet. l. 24. C. Just. L. I, t. 11. de Pagan. l. 6.) In einem andern Gesetze verbot er, (l. 25. C. Th. de Judaeis) daß künftig keine **Synagogen** der Juden weggenommen oder verbrannt werden sollten. Wenn

J. n. C. G. 363 bis 430.

ja, nach dem bereits hierüber gegebenen Gesetze, einige solche Gebäude den Juden entrißen, den Kirchen zugeschlagen, oder gar schon zum christlichen Gottesdienste eingeweiht worden wären: so sollten den Juden, nach Maaße der eingezogenen, andere Plätze angewiesen werden, um Synagogen darauf zu bauen. Auch der geschenkte Schmuck der Synagogen sollte ihnen wieder gegeben werden, wenn man ihn noch nicht zum christlichen Gottesdienste geweiht hätte; im letztern Falle aber sollten sie wenigstens den Werth davon erhalten. Sonst sollten sie aber keine neuen Synagogen errichten, und nur im Besitze der alten bleiben. Der Kaiser wiederholte dieses Gesetz in eben diesem Jahre, auf die klägliche Bitte der Juden, indem er es abermals verbot, sie unter dem Vorwande der christlichen Religion zu verfolgen, ihre Synagogen wegzunehmen, oder zu verbrennen. Hingegen sollten sie auch ihr Vermögen verlieren, und auf immer des Landes verwiesen werden, wenn sie einen Christen beschnitten, oder beschneiden ließen. (C. Th. l. 26. de Judaeis.) Und noch einmal bekräftigte er diese Verordnung im oftgenannten Jahre. (l. c. l. 27.)

Aber im Jahr 429, da Theodosius das letzte Gesetz gab, welches die Juden angieng, hatte ihre Verfaßung schon eine Hauptveränderung erlitten. Er befiehlt darinne, daß die Vorsteher (primates) ihrer Gerichte, alles was, nach dem Abgange der Patriarchen, an Steuern für dieselben eingegangen wäre, bezahlen sollten. Künftig aber sollte eben dieses Geld, auf ihre Verantwortung, von allen Synagogen jährlich gefordert werden. (C. Th. l. 29. de Judaeis; C. Just. l. 17. eod. tit.)

Das vielfache Licht, welches der Zustand und die Schicksale der Juden dieser Zeit, aus der angeführten

Reihe

Reihe von Gesetzen erhalten, bekommen diese aus der Geschichte selbst gleichsam wieder zurück. Ueberhaupt sieht man aus denselben, daß die christlichen Kaiser die Verträglichkeit zwischen Christen und Juden, und die Rechte der letztern, wie der erstern, auf eine meist untadelhafte Art zu unterstützen gesucht; daß aber beyde Religionsparthеyen einander häufig genug im Genuße derselben gestört haben. Ob Christen oder Juden daran mehr Schuld hatten? bleibt freylich einigermaaßen ungewiß. Doch scheint es allerdings, daß jene, als die herrschende Parthey im Römischen Reiche, weit öfter als diese, den Anfang dazu gemacht, und geglaubt haben, es sey ihnen, aus vermeintem Eifer für ihre Religion, alles gegen die Feinde derselben erlaubt. Daß man aber die Juden nicht immer entschuldigen, oder die Berichte der christlichen Geschichtschreiber partheyisch nennen könne; das lehren eben diese beygebrachten Gesetze von Kaisern, die zum Theil ausnehmend gütig gegen sie gesinnt waren. Kurz, es ist leicht begreiflich, daß es bey der neuen Wendung, welche der Religionszustand im Reiche, nach Julians Tode, nahm, ohngefähr eben so zugegangen sey, wie unter seiner Regierung. Damals fühlten sich die Heyden aufgemuntert, gegen die Christen jede Gewaltthätigkeit zu begehen: und die Juden, bisher gleich jenen gedrückt, standen ihnen durch Verbrenner vieler christlichen Kirchen bey, wie ihnen Ambrosius (Epist. L. II. ep. 17. p. 213. T. V. Opp. ed. Paris. 1642. Fol.) in einem nahmentlichen Verzeichniße vorwirft. Jetzt also meinten die Christen, daß ihre Zeit gekommen sey, Synagogen anzuzünden, oder die Juden selbst zu mißhandeln.

§. II. C. G. 363 bis 430.

Traurig war es in der That, daß solche Gewaltthätigkeiten nicht bloß von dem Pöbel begangen, und als rechtmäßige Handlungen angesehen; sondern selbst

von

J. n. C. G. 363 bis 430.

von den vornehmsten Lehrern der Christen, die am kaiserlichen Hofe sehr viel galten, gebilligt und vertheidigt wurden. Im Jahr 393. oder etwas früher, zündeten die Christen eine Synagoge der Juden, und einen Hayn der Valentinianer, ebenfals mit einer Kirche darinne, zu Callinicum, einem kleinen Orte in Mesopotamien, an, weil die Juden und Valentinianer daselbst einige christliche Mönche beschimpft hatten. Als dem Kaiser Theodosius davon Bericht erstattet wurde, befohl er, daß der dortige Bischof, welcher die Christen zu dieser That gereizt hatte, die Synagoge auf seine Kosten wieder aufbauen, die übrigen aber bestraft werden sollten. Dieses Urtheil setzte den Ambrosius, Bischof zu Meyland, in eine unbeschreibliche Hitze. Er schrieb daher an den Kaiser einen langen, äußerst heftigen Brief, (Epist. 17. l. c. p. 211. sq.) um ihn zu bewegen, daß er seinen Befehl widerruffen möchte. Nachdem er sich weitläuftig gerechtfertigt hat, daß er sich über die Sache Gottes mit aller Freyheit ausdrücke, hält er dem Kaiser vor, daß er durch seinen Ausspruch den Bischof nöthigen werde, entweder etwas Unrechtes zu thun; oder ein Märtyrer zu werden. Er wolle nicht behaupten, daß erst der Bischof gehört werden müße. Die Priester sollten freylich Unruhen stillen, und sich des Friedens befleißigen; ausgenommen, wenn sie durch eine Beleidigung Gottes, oder Beschimpfung der Kirche, gerührt werden. Dieser Bischof aber, der im Eifer die Synagoge verbrannt habe, könnte wohl furchtsam im Gericht seyn, und dem kaiserlichen Befehlshaber mit Worten widerstehen. Doch vielleicht würde derselbe, um die Gelegenheit zum Märtyrertode nicht zu verlieren, durch eine seelige Lüge vorgeben, er habe selbst das Feuer angelegt. „Wenn du dieses, ruft Ambrosius aus, vor ein Verbrechen hälteſt, so magst du es mir zuschreiben. Warum

willst

willst du über Abwesende Gericht halten laßen? Hier hast du einen Gegenwärtigen, der sich als schuldig bekennt! Ich sage es hiermit laut, daß ich die Synagoge angezündet, daß ich ihnen befohlen habe, keinen Ort mehr stehen zu laßen, wo Christus verleugnet würde! Wirst man mir vor, warum ich hier keine angezündet habe: so antworte ich, sie wird hier schon durch das göttliche Gericht verbrannt; daher hat mein Werk aufgehört. Und wenn man nach der wahren Ursache frägt: ich bin deswegen hierinne träger gewesen, weil ich nicht glaubte, daß eine solche Handlung Rache nach sich ziehen würde. Warum sollte ich etwas begehen, das keinen Rächer, und also auch keine Belohnung, finden würde? — Gesetzt aber, du erließest dem Bischof die Aufbauung der Synagoge; wie? wenn einige furchtsamere Christen, indem sie sich vor dem Tode scheuen, sich erbieten sollten, dieselbe von ihrem Vermögen wieder herstellen zu laßen! oder wenn dein Befehlshaber selbst anordnen sollte, die Synagoge von dem Gelde der Christen zu errichten! Alsdann wirst du einen ungerechten Befehlshaber haben: und diesem wolltest du deine siegreichen Fahnen, das mit dem Nahmen Christi bezeichnete Labarum anvertrauen, der eine Synagoge wieder erbauet, die nichts von Christo weiß! Befiehl einmal, daß das Labarum in die Synagoge gebracht werden soll; wir wollen sehen, ob sie sich nicht widersetzen werden. — So werden also die Juden an der Vorderseite ihrer Synagoge die Aufschrift setzen können: Der Tempel der Gottlosigkeit, erbauet von der den Christen abgenommenen Beute.“ F. n. C. G. 363 bis 430.

Aber vielleicht, fährt Ambrosius fort, hält dich, o Kaiser, die Beobachtung der öffentlichen Zucht ab. Welches von beyden hat wohl mehr zu bedeuten: der

Anschein

J. u. E. G. 363 bis 430.

Anschein von Zucht? oder die Sache der Religion? Das Sittengericht muß der Andacht weichen. Hast du nicht gehört, was geschehen sey, als Julianus den jüdischen Tempel wieder herstellen wollte? und könnte es nicht jetzt wiederum geschehen? Die Verbrennung eines schlechten Gebäudes kann dich nicht so stark rühren, da zu Rom die ansehnlichsten Häuser, zu Constantinopel selbst die Wohnung des Bischofs, verbrannt sind. Wollte ich nach dem Völkerrechte urtheilen: so würde ich die von den Juden unter dem Julianus ungestraft verbrannten christlichen Kirchen anführen. Die Kirche hat keinen Rächer gefunden: und die Synagoge sollte einen finden? Auch vergrössern die Juden hierbey ihren Verlust: es sind Kunstgriffe von ihnen, damit ein außerordentliches von Soldaten unterstütztes Gericht gehalten, damit Soldaten abgeschickt werden, welche vielleicht, wie einmal vor deiner Regierung, sagen dürften: Wie kann uns Christus helfen, da wir für die Juden wider Christum die Waffen führen? Und wie viele Mitschuldige des Aufruhrs würden die Juden nicht fälschlich angeben, damit sie eine Menge gefeßelter Christen, gefangener und hinzurichtender Knechte Gottes sehen könnten! Willst du den Juden einen solchen Triumph über die Kirche Gottes, den Treulosen eine solche Freude, der Kirche eine solche Betrübniß verschaffen? Wenn Julianus die Kirche nicht gerächt hat, weil er ein ungerechter Fürst war; willst du die Synagoge rächen, weil du ein Christ bist? Und was wird Christus hierauf mit dir reden? — Hier läßt Ambrosius den Erlöser alle Siege, und andere wichtige Wohlthaten Gottes, welche Theodosius genoßen hat, ihm vorwerfen, und sezt darunter auch diese Frage: Ist nicht Maximus deswegen verlaßen und überwunden worden, weil er noch vor seinem Feldzuge, als ihm gemeldet wurde, man habe

eine

eine Synagoge zu Rom angezündet, eine Verordnung dahin geschickt hatte, um sich das Ansehen zu geben, als wenn er die öffentliche Zucht aufrecht erhalten wollte? Das christliche Volk sagte: Ihm steht nichts Gutes bevor; dieser König ist ein Jude geworden! — Zuletzt beruft sich Ambrosius noch auf das Urtheil der übrigen Bischöfe, und wendet verschiedene andere Vorstellungen an, um die Aenderung des kaiserlichen Befehls auszuwürken. Ich habe, so schließt er, dasjenige gethan, was mit mehr Ehre für dich geschehen konnte, nemlich, daß du mich in deinem Pallaste hören möchtest; damit es nicht nöthig wäre, mich in der Kirche zu hören. J. n. C. G. 363 bis 430.

Doch eben dieses letztere geschah gleich darauf, weil das Schreiben des Ambrosius fruchtlos gewesen war. Er predigte nunmehr zu Mediolanum vor dem Kaiser in der Kirche, und verwies ihm, wie man aus seiner eigenen Erzählung an seine Schwester weiß, (Epist. 18. p. 216. sq.) das Beharren bey seinem Entschluße, mit der kühnsten Freymüthigkeit. Den Anfang machte er mit dem Befehl Gottes an den Jeremias: Nimm dir einen Stab vom Mandelbaum! und erklärte dieses als ein Sinnbild des Ansehens der Priester, deren Lehren zwar manchen eine Zeitlang bitter scheinen könnten; endlich aber doch ihre Frucht trügen, wie ehemals der Stab Aarons. Damit verglich er die Worte des Apostels: Soll ich mit der Ruthe zu euch kommen? ingleichen eben deßelben Vorschrift an seinen Schüler: Strafe! Dräue! Ermahne! Darauf zeigte er, wie sehr die Christen verbunden wären, einander ihre Beleidigungen zu vergeben, weil ihnen von dem Erlöser ihre Sünden erlaßen worden wären, und sie alle als Glieder zu Einem Leibe gehörten. Bey diesem Bilde blieb er stehen, um es recht

eigent-

J. n. C. G. 363 bis 430.

eigentlich zu zergliedern. Das Haupt jenes Leibes, sagte er, ist Gott; die Augen deßelben sind vielleicht die Propheten; die Zähne die Apostel; die Hände diejenigen, welche gute Werke vollbringen; der Bauch solche, welche den Armen Unterhalt ertheilen; die Füße, die geringsten unter den Christen. Wer diesen ihre Sünden vergiebt, und selbst sein Gewißen von Verbrechen reinigt, der wäscht die Füße Christi; wer seine heilige Handlungen betrachtet, bewundert und nachahmt, der küßt seine Füße; wer auch den niedrigsten Gliedern seines Leibes sanft und gütig begegnet, der salbt seine Füße. An allem diesem aber haben die Juden gar keinen Antheil, da sie so weit davon entfernt sind, Christum anzunehmen. Nun gieng Ambrosius von den Vorwürfen, die er dieser Nation wegen so vieler empfangenen göttlichen Wohlthaten machte, zu einer Anrede an den Kaiser selbst über; gestand, daß diese Vorwürfe auch ihn träfen, und erinnerte ihn, den ganzen Leib Christi zu schützen, weil alle Glieder deßelben gleich nothwendig wären. Nach allem diesem blieb Ambrosius noch so lange stehen, bis ihm der Kaiser auf sein wiederholtes dringendes Verlangen versprochen hatte, daß die verklagten Christen gar nichts zu befürchten hätten. Alsdann erst gieng er zum Altar, um das gewöhnliche Gebet und andere Theile des Gottesdienstes daselbst vorzunehmen. Der Verfaßer seiner Lebensbeschreibung (Paulini vita S. Ambrosii, p. 82. T. I. Opp. ed. cit.) setzt noch hinzu, der Kaiser habe, als der Bischof vom Lehrstuhl herabstieg, zu ihm gesagt: Du hast heute wider uns gepredigt! Nicht wider dich, gab Ambrosius zur Antwort; sondern für dich: und er sagte zugleich zu den anwesenden Befehlshabern, welche darauf bestanden, daß wenigstens die Mönche bestraft werden müßten, er habe es jetzt bloß mit dem Kaiser, und gar nichts mit ihnen zu thun.

Hier

Hier muß man mehr über den ungestümen Eifer des Bischofs, der gänzlich ohne richtige Grundsätze und ruhige Ueberlegung handelte, als über die Schwäche des Kaisers erstaunen, der sich von demselben hinreißen ließ. Ein Fürst, der darinne einen vorzüglichen Theil seines Ruhms setzte, fromm zu seyn, und auch öffentlich zu erscheinen, konnte wohl, nachdem er einem hitzigen Schreiben ausgewichen war, überrascht in der Kirche selbst; bestürmt durch die mündliche heftige Beredsamkeit eines Bischofs, den er vor andern hochschätzte; aufgefordert vor der ganzen Gemeine, die Sache der Religion nicht zu verrathen, und auf eine solche Art aufgefordert, daß man ihm gar keine Zeit übrig ließ, sich zu bedenken, selbst die Fortsetzung des Gottesdienstes so lange unterbrach, bis er gewillfahrt hatte; er konnte wohl unter solchen Umständen kaum anders als nachgeben. Wann er nicht eine außerordentliche Festigkeit des Geistes besaß; so unterlag er nothwendig unter diesem Getümmel; er empfand, daß er daran ungerecht handle, und wollte gleichwohl nicht das Ansehen haben, als wäre er übelgesinnt gegen die Religion. Das Betragen des Bischofs hingegen war weit unverzeihlicher. Hätte er nur auf einige Milderung des kaiserlichen Urtheils gedrungen; so würde man an ihm einen mitleidigen Lehrer erkannt haben, dem es doch nicht an Klugheit fehlte. Aber er will, die Gerechtigkeit, die unpartheyische Sorge für alle Unterthanen, und für die allgemeine Sicherheit, soll in diesem Falle gänzlich schweigen; und um diese Absicht zu erreichen, wählt er die schlechtesten Mittel. Er setzt sich, den Fürsten und seine ganze Gemeine in Flammen, um ja nicht den wahren Zustand der Sache mit kaltem Muthe überlegen zu können; er verändert denselben geflißentlich, indem er eine aufrührische Unternehmung als einen Eifer für die Sache Gottes darstellt;

F. n. C. G. 363 bis 430.

J. n. C. G. 363 bis 430.

stellt; er macht die offenbarsten Trugschlüße, mißbraucht biblische Stellen ziemlich grob, und, was das gefährlichste war, er nimmt Grundsätze an, durch welche sich jede Ausschweifung eines Christen gegen andere Religionsgesellschaften rechtfertigen läßt. Noch nicht genug: er zeigt dem Fürsten Schröckbilder vor, die nur in seiner eigenen Einbildungskraft möglich waren; er läßt so viel Religionshaß, Stolz, und unbefugte Eingriffe in Regierungsgeschäfte, blicken, daß man sich am Ende dieser Untersuchung seines Betragens, sehr verwundern muß, so viele Fehler von einem Manne schnell über einander gehäuft zu sehen, der wegen seiner Gottseeligkeit berühmt, auch nicht ohne mancherley Einsichten und Weltkenntniße war. Seine That ist gleichwohl lange als heldenmüthig gepriesen worden, und hat ohne Zweifel unglücksvolle Nachahmungen genug verursacht. Auch sie, wie eine andere, oben angeführte ähnliche Handlung eines Bischofs, haben Bayle (Comment. philosoph. P. II. c. 5. p. 329.) und Barbeyrac (Traité de la Morale des Peres de l'Egl. p. 325. sq.) richtig beurtheilt.

Außer dem **Ambrosius**, waren noch mehrere christliche Lehrer dieser Zeit gegen die Juden sehr geschäftig. **Cyrillus**, Bischof zu Alexandrien, verjagte sie im Jahr 415. aus dieser Stadt: und ob sie gleich, nach der Erzählung des **Socrates**, (H. Eccl. L. VII. c. 13.) selbst nicht wenig dazu beytrugen; so überschritt er doch hierinne die Gränzen seines Amts und seiner Rechte. Die Juden waren zu Alexandrien eben so sehr, als die übrigen Einwohner, zu Unruhen und Gewaltthätigkeiten geneigt, die sich ordentlich mit Blutvergießen endigten. Diesesmal entstanden solche Händel über die Schauspiele und Tänzer in denselben, über welche sich die Alexandriner, wie es in den großen

Städ-

Städten des Reichs sehr gewöhnlich war, in zwo Partheyen theilten. Als die Juden an einem Sabbath, an statt ihrer Religionsübungen, Zuschauer dabey abgaben, und sich für die eine Parthey erklärten, nahm der Lermen unter der großen Menge anwesender Einwohner seinen Anfang. Der Stadthalter Orestes unterdrückte ihn zwar noch; aber die Erbitterung zwischen beyden Theilen blieb. Kurz darauf traf Orestes auf dem Schauplatze einige Verfügungen wegen der bürgerlichen Ordnung. Da fanden sich auch die Anhänger des Cyrillus ein, um zu erfahren, was der Stadthalter anordnen würde. Unter andern kam ein gewißer Schulmeister Hierax hin, der einer der eifrigsten Zuhörer des Cyrillus war, und ihm am fleißigsten in seinen Lehrvorträgen Beyfall zuzurufen gewohnt war. Kaum hatten ihn die Juden auf dem Schauplatze erblickt, als sie sogleich schrieen, er sey nur deswegen da, um das Volk zum Aufruhr zu reitzen. Dem Orestes war die Herrschaft der Bischöfe schon längst verhaßt, weil sie die Gewalt der kaiserlichen Befehlshaber sehr einschränkten; besonders aber verdroß es ihn, daß Cyrillus seine Handlungen ausspähen wollte. Er ließ also den Hierax ergreiffen, und auf dem Schauplatze selbst auf die Folter werfen. Als Cyrillus davon hörte, berief er die Vorsteher der Juden zu sich, und drohte ihnen mit harter Ahndung, wenn sie nicht aufhören würden, gegen die Christen Aufstand zu erregen. Allein diese Drohungen brachten den Pöbel der Juden nur noch mehr auf, so daß sie allerley zum Schaden der Christen ersannen. Vornemlich aber beschloßen sie, eine Anzahl derselben bey einem nächtlichen Ueberfalle umzubringen. In einer Nacht also schickten sie einige aus ihrem Mittel durch die ganze Stadt, welche ausrufen mußten, eine gewiße christliche Kirche stehe im Feuer. So wie die

J. H. C. G. 363 bis 430

J. n. C. G. 363 bis 430. Christen häuffig hin liefen, um sie zu retten, wurden sie von den Juden niedergemacht. Am folgenden Tage wurde der Betrug entdeckt: da gieng Cyrillus mit einem großen Hauffen Volks zu den Synagogen der Juden, nahm ihnen dieselben weg, vertrieb sie sämmtlich aus der Stadt, und ließ auch ihr Vermögen plündern. Sie verließen also die Stadt, in welcher sie seit Alexanders des Großen Zeiten wohnten, von allem entblößt. Darunter war auch ein Lehrer der Arzneywißenschaft Adamantius, der sich zu dem Bischof von Constantinopel flüchtete, darauf die christliche Religion annahm, und nach Alexandrien zurückkehrte. Orestes, den es äußerst schmerzte, daß die Stadt auf eine solche Art einer so großen Menge Einwohner beraubt worden war, stattete zwar dem Kaiser davon Bericht ab; allein Cyrillus meldete ihm ebenfals die Aufführung der Juden: und ihr Schicksal änderte sich also nicht. — Baronius hat diese Nachricht des Socrates dadurch verdächtig zu machen gesucht, (Annal. Eccles. a. 415. n. 40.) daß der Geschichtschreiber, als ein Novatianer, dem Cyrillus aufsäßig gewesen sey, der diese Parthey aus Alexandrien verjagt habe. Doch nicht zu gedenken, daß sein ganzer Bericht, wie er hier mitgetheilt worden ist, mit gleicher Unpartheylichkeit das Betragen der Juden und des Bischofs abschildert: so legt er auch den erstern augenscheinlich mehr Unrecht bey, indem er ihnen alten Haß und vorsetzliche Mordsucht gegen die Christen zuschreibt.

Wenn man bey solchen Gesinnungen und Ausschweifungen beyder Religionsgesellschaften gegen einander, wenig von Bekehrungen der Juden zum christlichen Glauben lieset: so kann dieses niemanden befremden. Selbst die Beyspiele dieser Art, die man antrifft, sind entweder zu kurz und mangelhaft beschrieben,

ben, als daß man daraus urtheilen könnte, wie es mit einem solchen Uebertritte von Juden zum Christenthum zugegangen sey; oder sie gründen sich auf wunderthätige Würkungen, die man auf die Versicherung eines Bischofs, oder einer leichtgläubigen Menge überhaupt, ohne alle Umstände glauben soll. So wird die **Bekehrung von ohngefähr sechshalb hundert Juden auf der Insel Minorca**, im Jahr 418. erzählt. Man hat darüber ein Schreiben des dortigen Bischofs **Severus** an alle christliche Gemeinen, das **Baronius** (Annal. Eccleſiaſt. a. 418. n. 45.) aus einer Handschrift der Vaticanischen Bibliotheck ans Licht gestellt hat, und das sich auch in der Benediktiner Ausgabe von den Werken des **Augustinus** (Append. ad Tom. VII. p. 12. ſq. Antverp.) befindet. Gleich im Eingange meldet er, daß es auf dieser Insel zwo von den Carthaginiensern angelegte Städte gebe: Jammona, (oder Jammo) und Magona (oder Mago.) Die erstere erhalte sich noch immer bey dem ihr von Gott geschenktem Vorzuge, daß durchaus kein Jude in derselben wohnen könne. Denn, nach alten Sagen, wären viele von dieser Nation, die solches gewagt hätten, von Krankheit ergriffen, von einem plötzlichen Tode hingerißen, oder gar vom Blitze erschlagen worden; so daß sich die Juden selbst vor diesem Orte fürchteten. Ihm komme dieses desto wahrscheinlicher vor, da es auch keine Wölfe, noch andere schädliche Thiere auf dieser Insel gebe, und hingegen die häufigen Schlangen und Scorpionen daselbst alle Kraft zu schaden verloren hätten. Zu Magona aber lebten desto mehr Juden, und die an Macht geringere Christen giengen freundschaftlich mit ihnen um.

§. 11. C. G. 363 bis 430.

Plötzlich änderte sich dieses, wie **Severus** weiter berichtet, als die Ueberbleibsale des seeligen **Stephanus**, die vor kurzem offenbart worden waren, von

F. n. C. G. 363 bis 430.

einem heiligen Presbyter, (man erinnert sich aus dem obigen, S. 339. fg. daß es Orosius war,) nach Spanien gebracht, und, ohne Zweifel auf Eingeben des Märtyrers, in der Kirche der gedachten Stadt niedergesetzt wurden. Denn nunmehr hob man allen Umgang mit den Juden auf, und veränderte die schädliche eingewurzelte Liebe in einen zeitlichen Haß; aber aus Liebe zu ihrer ewigen Seeligkeit. Auf allen Straßen, in allen Häusern wurden den Juden Schlachten des Glaubens geliefert. Die Juden füllten ihre Synagoge mit Steinen, und allen Arten von Waffen. Bey ihnen, und bey den Christen, wurde verschiedenen durch göttliche Träume angezeigt, was bevorstünde. Der Bischof kam nach Magona, und zog mit einem Hauffen Christen zur Synagoge hin. Zwar warfen einige jüdische Weiber einen Hagel von Steinen auf sie; aber sie wurden von keinem derselben berührt: und als die Christen, gegen die Ermahnung des Severus, dieses ebenfals mit einer Menge Steine erwiederten, wurde auch kein Jude davon getroffen. Nun ward die Synagoge angezündet; aber nicht geplündert: die Juden standen erstaunt da, ohne Widerstand zu thun, und die Christen begaben sich in die Kirche, um Gott für diesen Sieg zu danken. Alsbald fiengen die Juden an, den christlichen Glauben anzunehmen: und das nicht ohne viele Wundervolle Aufmunterungen. Einige Juden, welche auf das Land giengen, um den Christen und ihren schon bekehrten Landsleuten auszuweichen, verirrten sich unter Dornengebüschen, und fanden den rechten Weg nicht eher, als bis sie den Nahmen Christi angeruffen hatten. Juden und Christen sahen einen grossen überaus hellen Lichtklumpen, in der Größe eines Menschen; das war, sagt Severus, entweder ein Engel, oder der heilige Stephanus selbst. Es fiel sehr kleiner Hagel,

der

der einen Geschmack wie Honig hatte, und das Waßer eines Teichs wurde auf eben diese Art verändert. — Kurz, die ganze Nachricht, so weit sie einige historische Richtigkeit haben mag, lehrt nur dieses, daß man auch zu Minorca, wie anderwärts, den Anfang zur Bekehrung der Juden mit der Anzündung ihrer Synagoge gemacht habe. Die Kraft der Reliquien des Märtyrer Stephanus, und ein außerordentlich merklicher Beystand Gottes, werden nur darum angeführt, um die sehr menschlichen und gewöhnlichen Mittel, deren man sich bediente, aus Juden Christen zu machen, aus den Augen zu rücken. J. n. C. G. 363 bis 430.

Auf der andern Seite wurden selbst zuweilen mißlungene Bekehrungen der Juden unter einem solchen Anstriche von Wundern vorgestellt. Ein Beyspiel davon, welches Socrates (H. E. L. VII. c. 17.) aufbehalten hat, fällt beynahe ins Poßierliche. Ein Jude, der sich stellte, als wenn er ein Christ werden wollte, ließ sich nach und nach von allen christlichen Partheyen, die es zur Zeit des Honorius und jüngern Theodosius gab, tauffen, und sammlete durch Hülfe dieses Betrugs viel Geld. Nachdem er die Taufe auch von Arianern und Macedonianern empfangen hatte, kam er endlich zu den Novatianern, welche allein noch für ihn übrig waren, und trug ihrem Bischof Paulus seine Bitte vor. Dieser versprach ihm zwar die Taufe; aber mit der Bedingung, daß er sich vorher in den Anfangsgründen des Christenthums unterrichten ließe, und mehrere Tage fastete. Dem Betrüger stand dieses gezwungene Fasten so schlecht an, daß er desto mehr auf die Beschleunigung der Taufe drang. Als der Bischof einen so großen Eifer an ihm sah, machte er Anstalt dazu, kaufte ihm das gewöhnliche weiße Kleid, das die Täuflinge anzogen, und

J. n. C. 363 bis 430. ließ endlich auch das Wasserbehältniß in der Taufkapelle (βαπτισήριον) mit Waßer anfüllen, wo er untergetaucht werden sollte. Auf einmal verlor sich (durch die unsichtbare Macht Gottes, wie der Geschichtschreiber hinzusetzt,) alles Waßer daraus. Man glaubte anfänglich, es habe sich durch gewiße Löcher gezogen, und füllte das Behältniß noch einmal an. Allein das Wasser verschwand von neuem; und nun sagte der Bischof zu dem Juden: Entweder du betrügst uns; oder du hast schon, ohne es zu wißen, die Taufe erhalten! Es versammlete sich eine große Menge Menschen, um dieses Wunder zu sehen: darunter waren einige, die den Juden erkannten, daß er schon von dem Bischof zu Constantinopel getauft worden sey.

Lehrreicher als die frommen Mährchen, bey denen die Geschichte bisher stehen bleiben mußte, um die Christen getreu abzubilden, von denen sie erzählt und geglaubt wurden, ist die Untersuchung, die nicht ganz vorbeygelaßen werden darf, wie die christlichen Lehrer dieses Zeitalters überhaupt gegen die Juden gesinnt gewesen sind: wodurch sie ihnen den Uebergang zum Christenthum zu erleichtern gesucht, und was vor eine Denkungsart sie den übrigen Christen gegen diese Nation beygebracht haben? Aus demjenigen, was **Ambrosius**, bey der vorher angeführten Gelegenheit, wider sie schrieb und predigte, läßt sich freylich kein allgemeiner Schluß ziehen. Er selbst hat auch an andern Stellen seiner Schriften mit einiger Mäßigung von ihnen gesprochen. Aber dennoch ist es gewiß, daß sich die christlichen Lehrer gern harte und schimpfliche Ausdrücke von den Juden erlauben, denen solche, nach ihrer Meinung, wegen des Verhaltens derselben gegen ihre Propheten, gegen **Christum**, seine Religion, und deren Anhänger seit mehrern Jahrhunderten, vollkommen gebühr-

gebührten. Damit wechseln zwar auch glimpfliche Vorstellungen ab, welche gar wohl dazu dienen konnten, beßere Einsichten und Neigung zu dem Christenthum bey den Juden zu befördern. Aber doch herrscht der Begriff von einem verhaßten und verabscheuungswürdigen, wenigstens mehr als irgend einem andern, verächtlichen Volcke, zu sehr bey den christlichen Lehrern und Schriftstellern, wenn sie sich mit den Juden beschäftigen, als daß die Würkungen von ihrer sehr eifrigen Bemühung um die Bekehrung derselben, ausnehmend groß und sichtbar hätten werden können. Stellen, wie man eine beym **Gregorius von Nyßa** in einer seiner Predigten (Orat. V. in Resurr. Christi, p. 439. T. III. Opp.) findet, wo die Juden, **Herrnmörder, Propheтenmörder, Gottesfeinde, Gotteshaßer, Advocaten des Teufels, eine Versammlung der Dämonen,** genannt, und noch mit vielen andern Schmähworten, alles nach einander in Einem Athem fort, belegt werden; solche Stellen verrathen zum wenigsten, um nicht etwas Härteres zu sagen, einen starken Mangel an Klugheit bey dem Lehrer. So sehnlich er wünschte, die Juden zu seiner Kirchengemeinschaft zu bringen; so entfernte er sie doch von derselben weit mehr, indem er die Erbitterung seiner Zuhörer gegen sie vergrößerte. Es würde nichts Unerwartetes gewesen seyn, wenn die Christen gleich nach seiner Predigt, mit Steinen oder Feuerbränden bewaffnet, auf die Juden loßgegangen wären.

F. n. C. G. 363 bis 430.

Doch eine Sammlung einzeler Stellen und Ausrufungen der christlichen Lehrer dieser Zeit wider die Juden, ist lange so dienlich nicht, um zu sehen, wie diese Nation von ihnen zum Besten des Christenthums behandelt worden sey; als eine Reihe ausdrücklicher gegen sie gerichteter Predigten, von einem sehr Ein-

J. n. C. G. 363 bis 430.

sichtsvollen, beredten und frommen Lehrer. Man hat dergleichen würklich an den acht Predigten wider die Juden, welche Johannes Chrysostomus, Bischof zu Constantinopel, in den Jahren 386 und 387. gehalten zu haben scheint. Sie sind zuerst vom Montfaucon in eine verbeßerte, wenigstens weit wahrscheinlichere, Ordnung und Verbindung gebracht worden, (Opp. Chrysost. T. I. p. 587. sq. Paris. 1718. fol.) nachdem sie vorher getrennt und in einer andern Folge von den Herausgebern, wie von dem Jesuiten le Duc oder Ducäus, (Chrysost. Opusc. var. T. I. p. 383. sq. T. V. p. 627. sq. 639. sq. Francof. ad Moen. 1698 fol.) gestellt worden waren.

Ihr Verfaßer, der damals noch Presbyter zu Antiochien war, hatte zwar dabey zur nächsten Absicht, seine Zuhörer von aller Theilnehmung an Jüdischen Festen und Feyerlichkeiten abzuhalten; aber eben bey dieser Gelegenheit, bestreitet er überhaupt, zumal in den fünf letzten Homilien, die fortdaurenden Hoffnungen dieser Nation, und die noch übliche Beobachtung ihrer alten Religionsgebräuche. Gewiße Feyertage der Juden nahten heran; viele Christen zu Antiochien waren gewohnt, theils Zuschauer von der Begehung derselben abzugeben, theils sie selbst mit zu begehen, sogar mit den Juden zu fasten: und diese Jüdische Krankheit in seiner Gemeine, sagt Chrysostomus, wolle er zu heilen versuchen. Zuerst zeigt er, daß die Juden elende und erbärmliche Leute wären, weil sie so viele ihnen vom Himmel angebotene Güter von sich gestoßen, Gott ehemals durch die Uebertretung des Gesetzes beleidigt hätten; jetzt aber durch das Ausüben deßelben, und recht eigentlich aus Uebermuth, wie zu reichlich gesättigte Thiere, das sanfte Joch Christi ausgeschlagen hätten. Mitten unter ihrem

Fasten,

Fasten, tanzten sie öffentlich mit bloßen Füßen; zwischen ihrer Synagoge und einer Schaubühne sey gar kein Unterscheid, weil man in jener eben solche Personen und Sitten sehe, wie auf dieser, und weil schon der Prophet dieser Nation eine Hurenstirne beygelegt habe; ja die Synagoge sey eine Räuberhöle, und ein Aufenthalt der Dämonen. Gleichwohl sey es erst vor einigen Tagen geschehen, daß ein Mann, der vor einen Christen gehalten werden wollte, eine christliche, sehr rechtschaffene Matrone habe nöthigen wollen, über eine zwischen ihnen streitige Sache, in einer Synagoge, einen Eid abzulegen. Da sie um Hülfe gerufen, habe sie Chrysostomus selbst von dieser Gewaltthätigkeit befreyet. Er habe darauf dem unwürdigen Christen vorgeworfen, daß er nicht vernünftiger als Esel gehandelt habe, indem er, der ein Verehrer Christi seyn wolle, andere in die Höhlen derjenigen, die ihn gekreuzigt hätten, gezogen habe. Weiter habe er ihn aus dem Evangelio belehrt, daß es durchaus nicht erlaubt sey, zu schwören, noch jemanden zum Schwur anzutreiben; endlich habe er auch erfahren, daß dieser Mann mit vielen andern die Meinung angenommen habe, als wenn ein in der Synagoge abgelegter Eid furchtbarer sey, als der anderswo geleistete. Hier verweiset es der Verfaßer seinen Zuhörern, daß sie bey solchen Beyspielen der Versündigung ihrer Brüder, völlig gleichgültig wären; es sey ein Merkmal von Menschenhaße und sataniſcher Grausamkeit, zu sagen: Was geht das mich an? Er beklagt es darauf, daß sich Christen, gleich kleinen Kindern, von den Juden erschrecken ließen; nicht diese üppigen und verworfenen Leute, deren Synagogen und Seelen selbst, Wohnungen der Dämonen wären, könnten furchtbar seyn; wohl aber wären es die Lehren der Christen von Gott und von den ewigen Strafen. Daher sey es auch eine

S. n. C. G. 363 bis 430.

allge-

allgemeine Pflicht, einen jeden Christen, der sich sol-
J. n. C. G. chergestalt in die Gewalt des Teufels, in die Verbin-
363 bis dung mit denen, welche Christum umgebracht hätten,
430. begeben wolle, sogleich, auch mit eigener Gefahr, zu retten.

Und nun redet er diese Kranken selbst an; er erklärt ihnen, wie schändlich es sey, mit denen zugleich zu fasten, und sich zu vereinigen, die Christum gekreuzigt hätten. Zwar, sagt er, wäre diesen Christen die Synagoge darum ehrwürdig, weil darinne das Gesetz und die prophetischen Bücher verwahrt würden; aber er haße diesen Ort desto mehr, weil die Juden die Propheten hätten, und ihnen dennoch nicht glaubten. Eine Räuberhöhle werde dadurch nicht ehrwürdig, weil ein vortrefflicher Mann in derselben beschimpft und geschlagen worden ist; und die heiligen Bücher könnten die Synagoge so wenig heiligen, als die Hände der Henker, welche die Märtyrer gepeinigt hätten, dadurch heilig geworden wären; oder als der Tempel des Serapis dadurch einige Heiligkeit erlangt habe, weil Ptolemäus die griechische Uebersetzung der heiligen Bücher, die er durch Gelehrte aus Judäa verfertigen ließ, darinne niedergelegt hatte. Die Bewunderer eines jüdischen Heiligthums gäben ihren schwachen Brüdern ein schädliches Aergerniß; sie könnten bey einer solchen Gesinnung, unmöglich die Vorzüge des Christenthums schätzen, sie giengen mit Leuten um, die so viele unsaubere Geister hätten; die im Morden erzogen wären; die man weder grüßen, noch mit ihnen sprechen dürfe; die man vielmehr als eine allgemeine Pest der Welt verabscheuen müße. Schon ihre Propheten hätten ihnen alle Arten von Verbrechen vorgeworfen; unter andern das unmenschliche, daß sie ihre eigene Kinder den Dämonen opferten: und ehe sie noch das größte von allen, die Ermordung Christi,

began-

begangen, hätte bereits ihr Gottesdienst Gott mißfallen; wie vielmehr seitdem? An dem Fasten der Juden Antheil nehmen, heiße soviel, als sich an den Tisch der Teufel setzen; denn so müße man von ihnen wegen ihres an Gott verübten Mordes, (θεοκτονία) urtheilen, indem derjenige, der Gott zuwider handle, die Teufel verehre. Von diesen letztern könne man keine Hülfe erwarten; sie müßten denn, wie ehemals bey den Heiden, den Leib heilen, um die Seele ins Verderben zu stürzen. Zuletzt fordert Chrysostomus in dieser ersten Predigt seine Zuhörer, unter der Bedrohung, daß er sonst im grossen Weltgerichte gegen sie zeugen würde, auf, sich des Zuschauens und Theilnehmens an den gottesdienstlichen Gebräuchen und Gebäuden der Juden gänzlich zu enthalten; auch diejenigen, welche dieses thäten, anzugeben, und zu ihm zu bringen, damit sie gerettet würden. — F. n. C. G. 363 bis 430.

Die zweyte dieser Predigten, die nicht mehr vollständig vorhanden ist, hielt er kurz vor dem Gesetzwidrigen und unreinen Fasten der Juden, wie er es nennt, um die Christen zu warnen, daß sie solches nicht mit begehen möchten. In dieser Absicht beweiset er, daß derjenige die Kraft des Christenthums bey sich aufhebe, der das Mosaische Gesetz, welches die Menschen zu Christo geleitet hätte, noch im geringsten beobachte. Er stellt unter andern vor, daß, da es der Teufel sey, der zu den Festen der Juden einlade, bey welchen sich auch so viele unzüchtige Personen einfänden, und so viele Schandthaten begangen würden, es leicht geschehen könne, daß eine Christinn vom Teufel besessen, aus diesen Feyerlichkeiten zurück kehre. Ueberhaupt laße es sich kaum denken, wie derjenige, der an Orten und unter Menschen gewesen ist, die vom Teufel bewohnt werden, ohne Furcht und Schaudern

die

J. n. C. G. 363 bis 430. die Versammlung der Apostel besuchen, am heiligen Tische und an dem Blute Christi Theil nehmen könne. Daher kündigt er seiner Gemeine an, daß ein solcher Verbrecher, wenn er ein Catechumenus wäre, von dem Vorhof der Kirche entfernt; ein getaufter Christ aber von dem heiligen Tische ausgeschloßen werden sollte.

In der dritten Predigt streitet Chrysostomus mit denen, welche noch das Pascha zugleich mit dem Osterlamm der Juden feyerten, und also auch die vorhergehende Fasten nach dieser Zeitbestimmung begiengen. Diese alte Uneinigkeit unter den Christen, war auf der Nicänischen Kirchenversammlung dergestalt entschieden worden, daß jene jüdischartige Gewohnheit in allen Gemeinen aufhören sollte. (Christl. Kirchengesch. Th. V. S. 371 fg.) Da sie aber gleichwohl noch ihre Anhänger zu Antiochia hatte: so belehrt sie der Verfaßer, daß nichts schlimmer in der Kirche sey, als Streitigkeiten und Trennungen, weil jeder Sünder, durch fleißige Besuchung der öffentlichen Versammlungen, nach und nach sich beßern könne; da hingegen Christen, die sich von der Gemeine absonderten, desto leichter in Krankheiten verfielen, weil sie sich fern von der Wohnung des Arztes hielten. Er rühmt darauf die Weisheit und den standhaften Glauben der Bischöfe zu Nicäa, von welchen es, da ihrer über dreyhundert waren, desto mehr gelten müße, was Christus von zween oder drey in seinem Nahmen versammelten gesagt habe, daß er mitten unter ihnen sey. Bey den Juden aber, fährt er fort, giebt es kein Pascha mehr, weil sie es außerhalb Jerusalem nicht feyern dürfen. Daß Christus das seinige mit ihnen zugleich begangen hat, kam daher, weil das alte Pascha ein Vorbild des neuen war. Allein dadurch gab er den Christen keine beständige Zeitvorschrift; sondern er befreyete

sie

sie vielmehr von derselben, wie Paulus anzeigt, (Br. an die Galat. C. IV. v. 10. 1 Br. an die Corinth. Christen, C. XI. v. 26.) Denn Pascha und vierzigtägiges Fasten ist nicht einerley. Dieses kommt einmal im Jahre vor; jenes wird in jeder Woche dreymal, zuweilen auch viermal, oder vielmehr, so oft wir nur wollen, begangen. Denn Pascha ist nicht Fasten, sondern das Darbringen und Opfern, welches in jeder Versammlung vorgenommen wird; und man genießt es, so oft man mit reinem Gewißen hinzutritt, um an dem geseegneten Brodt und Kelch Theil zu nehmen, wie Paulus lehrt. (1 Br. an die Corinth. C. V. v. 7. C. XI. v. 26.) Pascha heißt, den Todt verkündigen. Es mag an einem Tage begangen werden, an welchem man will, so ist es eben so ehrwürdig und heilsam, als das an jenem Tage des Sabbaths vollzogene. Warum fasten wir aber eben um diese Zeit vierzig Tage? Viele nahten sich ehemals zu diesem geheimen Gottesdienste auf eine leichtsinnige Art; besonders zu der Zeit, da Christus denselben gestiftet hat. Da nun die ältern Lehrer den Schaden, der daraus entstünde, merkten: so bestimmten sie vierzig Tage zum Fasten, Gebet, Anhören des Wortes Gottes, und gottesdienstlichen Versammlungen, damit wir in diesen Tagen alle recht genau durch Gebet, Almosen, Fasten, Wachen, Thränen, Bekenntniß, und alles übrige gereinigt, nach unsern Kräften, mit reinem Gewißen, hinzunahen möchten. Daß sie auch durch diese der Schwäche der Christen angemeßene Einrichtung (συγκατάβασις) etwas Großes bewürkt haben, ein allgemeines Angewöhnen an das Fasten; das sieht man daraus, weil wir dieses das ganze Jahr hindurch vergeblich in unsern Predigten empfelen dürften; bey Annäherung hingegen der vierzigtägigen Fasten, auch der trägste, ohne alle Erinnerung daßelbe beobachtet. Frägt dich

F. II. C. G. 363. bis 430.

nun

J. n. C. G. 363 bis 430.

nun ein Jude oder Heyde, warum du zu dieser Zeit fastest, so antworte ihm nicht: wegen des Pascha, oder des Kreuzes; denn dieses könnte Anlaß zu Verwürfen geben. Wir fasten eigentlich wegen unserer Sünden, weil wir uns zu dem geheimen Gottesdienste nähern wollen; übrigens aber ist das Pascha Gelegenheit zur Freude, nicht zur Traurigkeit, weil das Kreuz die Sünde aufgehoben, die Welt ausgesöhnt, und so viele andere Wohlthaten erwiesen hat. Der Catechumenus feyert das Pascha niemals; wenn er gleich jährlich fastet: denn er hat keinen Theil an der Darbringung. — Das übrige dieser Predigt besteht aus Ermahnungen zur Einigkeit mit der Kirche, und aus Warnungen vor den jüdischen Gebräuchen.

Abermals, so fängt Chrysostomus die vierte dieser Predigten an, sind die elendesten unter allen Menschen, die Juden, im Begriff, zu fasten: und abermals ist es nöthig, die Heerde Christi zu stärken. Er beweiset hier ausführlich, daß dieses ein gottloses Fasten sey, weil sie es wider Gottes Willen beobachteten. Den Christen, welche daßelbe nachahmten, wirft er vor, daß sie weder Juden noch Christen wären, und nach einem solchen Betragen, doch völlig zu den Juden übergehen sollten. Gegen die Juden thut er dar, daß ihr Fasten und ihre übrigen gesetzlichen Beobachtungen, außer dem von Gott bestimmten Orte vorgenommen würden; daß die jüdischen Cärimonien eigentlich überflüßige Vorschriften gewesen wären, die niemanden tugendhaft machen konnten, wenn er sie hielt, und niemanden schlimm machten, oder seine Gottseligkeit verringerten, wenn er sie unterließ; daß aber Gott durch die Anordnung derselben, wie ein weiser Arzt bey einem ungeduldigen Kranken, sich gegen die Israeliten verhalten habe, indem er

ihnen

ihnen erlaubte, ihm Opfer zu bringen, weil ſie ſonſt dieſelben gewiß den Götzen dargebracht haben würden. Zuletzt aber habe er die Stadt zerſtört, um ſie wieder vom Opfern abzuziehen; und es ſey in der That bewundernswerth, daß die Juden in der ganzen Welt wohnen dürften, wo ſie nicht opfern könnten; daß ihnen hingegen der Zugang nach Jeruſalem, wo ſie allein zu opfern berechtigt wären, verſchloßen ſey. Der Verfaßer beſchließt wiederum mit dringenden Ermahnungen an ſeine Zuhörer, die Jüdiſchgeſinnten in der Gemeine zu retten. J. n. C. G. 363 bis 430.

Er ſetzt dieſen Streit mit den Juden in der fünften Predigt fort. Denn nachdem er gezeigt hat, daß die damaligen gottesdienſtlichen Beobachtungen der Juden vielmehr eine Uebertretung des göttlichen Geſetzes wären; ſelbſt in dem Falle, wenn ſie Hoffnung haben ſollten, ihre Stadt und ihren ehemaligen Tempel wieder zu bekommen: ſo beweiſet er nun, daß weder dieſer Tempel jemals wieder gebauet, noch die Juden überhaupt in ihre vorige Verfaßung geſetzt werden ſollen. Dieſen Beweis führt er aus den Weißagungen Chriſti, deßen Zeugniß zwar die Juden, als von ihrem Feinde, verwürfen; der aber eben erſt alsdenn, nachdem ſie ihn gekreuzigt hatten, zum ſichern Merkmal, daß er lebe, ihre Stadt zerſtört, und ihre Nation zerſtreuet habe; der in allen übrigen Wahrſagungen ſo wahrhaftig befunden worden ſey, wie beſonders aus der Erfüllung von zwo derſelben, welche die Ausbreitung ſeines Evangelium in der ganzen Welt, und die unbezwingliche Feſtigkeit ſeiner Kirche verſprachen, (Evang. Matth. C. XXVI. v. 13. C. XVI. v. 18.) gezeigt wird; und der auf eine weit glücklichere und rühmlichere Art, als ſo viele andere Stifter neuer Partheyen und Lehrgebäude, ſeinen Lehren eine beſtändige Dauer verſchafft

habe. Doch eben diesen Beweis leitet Chrysostomus
J. n. C. G. 363 bis 430. auch aus den Propheten der Juden her, weil sie denselben am meisten glaubten; wiewohl sie eigentlich selbst, sagt er, schuldig wären, zu beweisen, daß die Propheten das Gegentheil, oder die Wiederaufbauung von Jerusalem, vorher verkündigt hätten. Er bemerkt also, daß die dreymalige Knechtschaft oder Unterdrückung der Juden, die aegyptische, die babylonische, und die syrische, sehr genau und bestimmt von den Propheten vorher gesagt worden sey; und zeigt sodann ausführlich aus den Weißagungen des Daniel, daß derselbe nicht nur eben dieses, in Ansehung der dritten gethan, sondern auch den gänzlichen Untergang von Jerusalem und dem Tempel auf immer, mit einer eben so treffenden Bezeichnung der Zeit und der Umstände, viele Jahrhunderte vorher angegeben habe. Hier untersucht der Verfaßer die siebzig Wochen Daniels, und findet, daß sie vom Artaxerxes Longimanus an gerechnet, bis zum Untergange des jüdischen Staats gehen. Wie vergeblich ihre Hoffnungen in Absicht auf die Wiederherstellung deßelben seyen, beweiset er auch aus ihren mißlungenen Versuchen unter dem Adrianus, Constantinus und Julianus; wobey er sich und seine Zeitgenoßen, Zeugen von dem verunglückten Tempelbau unter dem letzten dieser Kaiser nennt. Endlich beruft er sich noch auf Stellen des Malachias. (C. I. v. 11.) und Zephanias, (C. II. v. 11.) worinne überaus deutlich vorher gesagt worden sey, daß die christliche Religion dereinst an die Stelle des völlig aufzuhebenden jüdischen Gottesdienstes treten sollte.

Ueber diese unbegränzte Dauer der Zerstreuung der Juden und Vernichtung ihres Gesetzmäßigen Gottesdienstes breitet sich Chrysostomus auch in der sechsten Predigt ferner aus, die eigentlich das Gedächt-

dächtniß gewißer Märtyrer hätte erneuern sollen; die er aber auch dadurch zur Ehre derselben anwenden wollte, daß er fortfuhr, die Juden, als den Märtyrern sehr verhaßte Leute, zu widerlegen. Nun wirft er diesen vor, daß ihr noch fortwährendes Unglück nicht bloß überhaupt eine Strafe ihrer Sünden seyn könne, weil sie doch in ältern Zeiten unzählige der gröbsten begangen hätten; sondern, daß es darum unaufhörlich sey, weil bey ihnen, seitdem sie das ärgste aller Verbrechen, die Ermordung Christi, verübt hätten, keine Beßerung, noch eine Vergebung, weiter zu erwarten sey. Wäre derselbe würklich, wie sie behaupteten, ein Betrüger und Uebertreter des Gesetzes gewesen, so würden sie dafür, daß sie ihn tödteten, vielmehr von Gott belohnt werden; da sie hingegen seitdem so anhaltend von Gott gestraft würden, als niemals in ältern Zeiten. Sie möchten nicht sagen, setzt er hinzu, ihre Leiden seit der Zerstörung von Jerusalem, rührten bloß von Menschen her; wären es etwan auch Menschen, die ihnen die außerordentlichen Merkmale der göttlichen Gegenwart, das himmlische Feuer, die Anzeige des Brustschildes, und dergleichen mehr, geraubt hätten? Das gänzliche Aufhören der Propheten unter ihnen, ist auch ein Merkmal, daß sie völlig von dem erzürnten Gotte verlaßen sind: und dieses kann man auch daraus schließen, weil sie jezt härter gestraft werden, da sie sich befleißigen, ehrbarer zu leben, als sonst zur Zeit ihrer Ausschweifungen. Die wahre Ursache ihres gegenwärtigen Unglücks könnten sie auch aus ihren Propheten erkennen, unter andern aus dem Jesaias, (C. LIII. v. 5. fg.) Daß sie keine wahren Priester mehr haben, erhellet aus der Vergleichung der jezigen, mit der Einweihung und den Vorzügen der alten: und ihre Patriarchen sind daher nur Schauspieler, welche die alten Priester nachahmen. Sollte nicht, bey so be-

J. n. C. G. 363 bis 430.

F. n. C. G. 363 bis 430.

wandten Umständen, derjenige, welcher gleichwohl die Synagoge solcher Leute besucht, fürchten, daß ihn der Bliz treffen möchte? Daß dort heilige Bücher aufbewahrt werden, macht den Ort so wenig heilig, als der Mund des Teufels dadurch geheiligt wurde, daß er Worte der heiligen Schrift hersagte. Das macht denn von neuem den Eifer des Chrysostomus rege: er warnet nicht allein seine Zuhörer vor den Synagogen; sondern versichert auch unter andern, daß ein Christ, der den andern dahin gehenden zurück ziehe, mehr als die ganze Welt gewinne.

Eine neue Gelegenheit für den Verfaßer, diesen Streit mit den Juden in der siebenten Predigt fortzuführen, war das Lauberhüttenfest, das damals begangen wurde. Diese Hütten, sagt er, sind jezt Wohnungen von Unzüchtigen. Einst war es auch ein ehrwürdiges Fest; jezt wird es gegen Gottes Willen gefeyert: das Gesez überhaupt, welches wir übrigens ehren, laßen wir als einen altgewordenen Mann ruhen, und ziehen ihn nicht zur Unzeit auf den Kampfplaz. Es gilt auch von diesem Feste, was bereits von andern Mosaischen Cärimonien bewiesen worden ist, daß sie gar nicht mehr, ihrer Stiftung gemäß, beobachtet werden können. Das thut nun der Verfaßer noch weiter dar; erinnert aber auch, daß jene Anstalten noch überdies darum aufhören müßten, weil viel edlere an ihre Stellen gekommen wären. An statt der Opfer gebe es nun das Opfer durch den Leib Christi; und wenn im Psalm gesagt werde: den Leib hast du mir zubereitet, so werde dadurch der Leib Christi, das gemeinschaftliche Opfer für die ganze Welt, verstanden. Das Jüdische Gesez sey nicht wegen der Sünden der Juden, sondern wegen seiner Unvollkommenheit, aufgehoben worden; welches durch eine weitläuf-

läuftige Vergleichung des Hohepriesterthums Christi mit dem ehemaligen jüdischen, erklärt wird. Ermahnungen, wie in den vorhergehenden Predigten, machen wieder den Beschluß von dieser. n. F. G. 363 bis 430.

Auch die lezte oder achte, ist mehr gegen die Jüdischgesinnten Christen zu Antiochien, als gegen die Juden selbst, gerichtet, und nimmt ohngefähr folgenden Gang. Das Fasten der Juden ist vorbey, (mit diesen Worten macht Chrysostomus den Anfang;) oder vielmehr ihre Trunkenheit. Denn es giebt auch eine Trunkenheit ohne Wein; nemlich in jeder bösen Leidenschaft, oder Krankheit der Seele. Obgleich aber dieses Fasten geendigt ist; so wollen wir doch nicht aufhören, für das Heil unserer Brüder zu sorgen, denen es eine Reizung zum Falle geworden seyn mag. So verließ Gott den gefallenen ersten Menschen nicht; so nahm er sich selbst des durch sein Verbrechen elend gewordenen Cain an, der zwar, weil er seine Sünde nicht freywillig bekannte, verurtheilt wurde; da hingegen Petrus, weil er die seinige gleich bekannte, den Rang des ersten Apostels erhielt. So war Paulus für den Blutschänder zu Corinth besorgt; ingleichen jener Samariter für den unter die Räuber gefallenen: und so müßen auch wir es mit den unter die jüdischen Räuber gefallenen machen. Wir dürfen nicht sowohl die Anzahl derjenigen bekannt machen, die zugleich mit den Juden gefastet haben; als vielmehr an ihrer Beßerung arbeiten. Und diese Bemühung muß auf eine glimpfliche und geschickte Art vorgenommen werden; so daß der Gefallene nach und nach selbst sich überzeuge, wie unrecht er daran gehandelt habe, daß er mit den Feinden Christi in eine solche Verbindung getreten sey. Man muß ihm auch das schädliche Vorurtheil benehmen, als wenn es in leiblichen Krankheiten er-

laubt wäre, zu den Juden seine Zuflucht zu nehmen.
J. n. C. G. 363 bis 430. Hiob litte mehr an seinem Körper, als jemand leiden kann; und wollte sich doch keines sündlichen Rettungsmittels bedienen. Eben so wenig ergab sich der acht und dreyßigjährige Kranke in der evangelischen Geschichte, oder Lazarus, den Wahrsagern und Gauklern, um gesund zu werden. Wie unverzeihlich würden wir handeln, wenn wir wegen eines Fiebers, oder irgend einer Wunde, sogleich in die Synagoge lauffen, Zauberer und künstliche Betrüger in unser Haus kommen laßen wollten! Wollen wir ja in einer Noth zu jemanden fliehen, so mögen es lieber die Freunde Gottes, die Märtyrer und Heiligen, seyn, die bey ihm viel gelten; oder am liebsten unser Vater selbst, der uns gezüchtigt hat. Bey einer geringen Krankheit, zu den Teufeln und in die Synagogen zu gehen, kann zwar, dem Scheine nach, durch zauberische Mittel zu einer Heilung verhelfen; verletzt aber das Gewißen desto heftiger. Dagegen verschafft es nicht allein weit größern Ruhm; sondern auch eine wahre Genesung, wenn man alle unerlaubte Mittel von sich entfernt. Sollte man auch nach der Verwerfung derselben, an seiner Krankheit sterben: so wird man ein würklicher Märtyrer, weil man lieber in frommen Gesinnungen den Todt, als auf gottlose Bedingungen das Leben gewünscht hat. Wie kann ein Christ überhaupt sich in die Synagoge begeben? Bezeichnet er seine Stirne mit dem Kreuze: so wird die böse Macht, welche darinne wohnt, sogleich fliehen; thut er aber dieses nicht, so wirft er schon an der Thüre die Waffen weg, und überläßt sich ganz enblößt dem Teufel, der ihm unzählige Uebel zufügen kann. Uebrigens müßen wir, wie Christus, unsere geistlich kranken Brüder nicht erwarten; sondern sie aufsuchen, um ihnen desto eher helfen zu können.

Ob

Ob wir uns gleich nicht genugsam in die Zeit und in den Zustand der Gemeine versetzen können, wo diese Predigten gehalten worden sind, weil wir keine recht umständliche Nachrichten von ihrer Veranlaßung haben; so sieht man doch ohngefähr, daß die letztere theils in dem Besuchen und Zuschauen jüdischer Feyerlichkeiten von Christen, theils in einer Nachahmung derselben, auch besonders in dem Gebrauche jüdischer Heilungsmittel, worunter vermuthlich Amulete und ähnliche Dinge waren, zu setzen sey. Wider alles dieses eifert Chrysostomus; aber ohne allen Unterscheid, und ohne Einschränkung. Vielleicht hatten einige Mißbräuche bey den christlichen Religionsübungen, eine schlaue Geschicklichkeit der Juden, auch wohl Nebenabsichten und Vorurtheile, manchen Christen das kirchliche Cärimoniel dieser Nation ehrwürdiger und heilsamer vorgestellt, als ihr eigenes. Dieses konnte und mußte gerügt; doch die Ursache zugleich mit der Würkung sanft hinweg geräumet werden. Der große Redner hingegen, der sich der Ueberlegenheit seiner Kunst bewußt ist, dringt gleichsam mit dem Schwerdte in der Hand, in die Synagogen, und auf die Juden selbst ein. Er will die Christen von einer gottesdienstlichen Vermischung mit denselben abhalten, und er hat hierinne das Recht auf seiner Seite; aber es wird zum Unrecht und zur harten Beleidigung, indem er dieser Nation beynahe alle bürgerliche Befugniße zu entreißen sucht, und die Laster ihrer ältesten Vorfahren eben sowohl als alles übrige, was sich seiner erhitzten Einbildungskraft darstellte, gebraucht, um sie höchst verabscheuungswürdig zu machen. Es hat das Ansehen, als wenn bloßer Haß gegen die Juden aus ihm spräche; und man kennt ihn doch sonst nicht als einen verfolgenden Lehrer. Viele gemäßigte, einnehmende und rührende Stellen dieser Predigten, die gleichwohl auch J. n. C. G. 363 bis 430.

n. C. G. 363 bis 430. mit edlem Ernst und Nachdruck abwechseln, zeigen, daß es ihm leicht gewesen seyn würde, ohne jene stürmische Beredsamkeit, seinem Ziele weit näher zu kommen.

Chrysostomus gedenkt in diesen Predigten auch der jüdischen Patriarchen; aber, wie aller, die zu dieser Nation gehörten, auf eine schimpfliche Art. Er schreibt ihnen niedrige Handthierungen und Gewerbe zu, und stellt sie als Leute voll Ungerechtigkeit vor. (Orat. VI. p. 656. ed. Montefalc.) Allein die Kaiser dieser Zeit begegneten ihnen mit desto mehr Achtung; selbst in ihren Gesetzen, die oben angeführt worden sind, werden denselben die Ehrennahmen der ansehnlichsten Männer im Staate, (Viri Illustres, Spectabiles, Clarissimi,) beygelegt; (l. 8. 11. 13. 15. C. Th. de Judaeis,) ihre Rechte und Einkünfte genießen auch eines vollkommenen Schutzes. Ihr Ansehen war in der That niemals größer gewesen: und sie hatten noch verschiedene andere kirchliche und obrigkeitliche Vorsteher unter sich, die in jenen Gesetzen genannt werden, (Primates, Hierei, Archisynagogi, Presbyteri, &c.) Gothofredus hat sich Mühe gegeben, die Aemter dieser letztern genauer zu bestimmen; (Paratitl. ad t. de Jud. C. Th.) doch scheint es nicht möglich zu seyn, solches bey allen mit erwünschter Deutlichkeit zu thun. Er glaubt auch, in den obgedachten Gesetzen einen Unterscheid zwischen den großen und geringern Patriarchen bemerkt zu haben; ohne doch einen sichern Beweis davon geben zu können. Die oftgenannten Gesetze, in so fern sie die jüdischen Patriarchen betreffen, und ihre Geschichte selbst, hat der Herr Cons. Rath Walch in einem eigenen Buche (Historia Patriarcharum Judaeorum, quorum in libris Juris Romani fit mentio, Jenae, 1752. 8.) sehr gelehrt erläutert.

Diese

Diese Oberhäupter der jüdischen Nation verlieren sich nunmehr plötzlich, gegen das Jahr 429, aus der Geschichte: denn in einem Gesetze des jüngern Theodosius von diesem Jahre (oben S. 408.) wird ihre Würde als erloschen angegeben. Auch hier ist zwar einige Dunkelheit; doch da der eigentliche Patriarch, von den Juden in ihrer Sprache der Fürst (נשיא) genannt, zu Tiberias in Palästina seinen Sitz hatte, und über die abendländischen Juden regierte; der oberste Vorsteher hingegen der morgenländischen, unter dem Nahmen eines Oberhauptes der Zerstreueten (ראש גולה, ἀιχμαλωτάρχης) im Babylonischen Lande wohnte: und von der Fortdauer des letztern, noch viele Jahrhunderte hindurch, Spuren vorkommen: so darf kaum daran gezweifelt werden, daß es nur die erstern gewesen sind, welche um diese Zeit aufgehört haben. Ob die Aufführung des Patriarchen Gamaliel einige Zeit vorher, von welcher oben (S. 407.) Nachricht ertheilt worden ist, oder andere Ursachen dazu Gelegenheit gegeben haben, daß diese Würde von den Kaisern aufgehoben worden? ob etwan einige Begebenheiten unter den Juden selbst diese Veränderung nach sich gezogen haben? darauf läßt sich nur durch Muthmaaßungen antworten, von denen fast eine so wahrscheinlich ist, als die andere. Die Juden behielten übrigens noch angesehene Vorsteher, Lehrer, hohe und niedrige Schulen, Freyheiten und Rechte genug, als daß das Ende jener glänzenden Ehrenstelle ihnen sehr merklichen Nachtheil hätte bringen können. Einen beträchtlichen Vorzug verlor die Nation dadurch gewiß: und vielleicht war die zu große Macht des Patriarchen eine Hauptursache, welche die Kaiser bewog, ihn abzuschaffen. Das Oberhaupt der Zerstreueten herrschte mehr über die Juden des Persischen Reichs: er konnte also in

J. n. C. G. 363 bis 430.

J. u. C. G. dem Römischen niemals Argwohn gegen seine Gewalt erregen.

363 bis 430.

Mit den Juden werden in den Gesetzen dieser Zeit auch einigemal die Samariter verbunden. (C. Th. l. 16. 28. de Judaeis, Coelicolis et Samaritanis, l. 18. de Navicullariis.) Die Stellen, worinne sie vorkommen, sind oben in der Anzeige dieser Gesetze bemerkt worden. Man kann aber von dem Zustande dieser mit den Juden verwandten, und gleichwohl von ihnen getrennten Parthey, nichts Erhebliches oder Gewißes sagen, als daß sie von den christlichen Fürsten den Juden ohngefähr gleich geschätzt worden, und daß sie außerhalb Palästina besonders in Aegypten zahlreich gewesen seyn mögen. Desto merkwürdiger ist eine Jüdische Sekte, die unter dem Nahmen der Himmelsverehrer, (Coelicolae) zum erstenmal in einem Gesetze des Honorius vom Jahr 408. vorkömmt. (C. Th. L. XVI. t. 5. de Haeret. l. 43.) Der Kaiser sagt darinne, sie habe, er wiße nicht was vor eine neue Lehre, und sollte eben so, wie die Donatisten und andere Ketzer, ihre gottesdienstliche Versammlungshäuser verlieren. Im folgenden aber gab er ihrentwegen ein besonderes Gesetz. (C. Th. l. 19. de Jud. Coelic. et Samar. C. Just. l. 12. t. eod.) Da die Parthey der Himmelsverehrer, deren Nahmen, wie er sagt, bisher fast unbekannt gewesen, eine neue Art von Irrglauben aufgebracht habe: so verordnet er, daß sie entweder binnen einem Jahre zum wahren christlichen Glauben

treten, oder die Strafen leiden sollten, mit welchen die Ketzer längst belegt wären. Sie hatten sich unterstanden, einige Christen zur jüdischen Religion zu verführen. Da nun dieses ärger als Todtschlag sey: so sollte es auch nach aller Schärfe der bereits vorhandenen Gesetze, als ein Majestätsverbrechen bestraft werden. Aus einer Stelle des Augustinus (Epist. 44. al. 163. p. 80. T. II. Opp. ed. Bened. Antverp.) erfährt man noch, daß sich diese Parthey in Africa ausgebreitet, und ihre eigene Taufe gehabt habe. Mehr aber weiß man von derselben nicht: daher sind mancherley Muthmaaßungen über ihren Nahmen und Irrthümer vorgetragen worden. Gothofredus hat dieselben zuerst scharfsinnig untersucht; (Commentar. ad l. 19. C. Th. de Judaeis cet.) Johann Andreas Schmidt hat mit noch größerer Gelehrsamkeit gezeigt, was sie nicht gewesen sind, aber die versprochene Erörterung ihrer wahren Beschaffenheit nicht mitgetheilt; (Historia Coelicolarum, Helmst. 1704. 4.) endlich hat auch Herr Conf. Rath Walch, (Hist. Patriarch. Judaeor. cet. p. 5. sq.) seine Meinung von denselben gesagt, und noch mehrere Schriftsteller, die sich mit ihnen beschäftigt haben, angeführt. Vermuthlich waren sie eine Art von Juden, welche christliche Lehrsätze und Cärimonien, nicht ohne Verfälschung derselben, mit ihren väterlichen dergestalt vermengten, daß sie keiner von beyden Religionen eigentlich zugethan waren. Der Nahme Himmelsverehrer ist ihnen vielleicht Spottweise deswegen beygelegt worden, weil sie sich, wie

J. n. C. G. 363. bis 430.

n. Chr. G. 363 bis 430. die Juden überhaupt in alten und neuen Zeiten, aber weit öfter und bey jeder Gelegenheit, statt des Wortes Gott, des Wortes Himmel (שמים) bedient haben.

Nach allem demjenigen zu urtheilen, was von dem Zustande der Juden unter den Christen dieser Zeit bekannt ist, hat keine von beyden Religionsgesellschaften ihre gemeinschaftlichen Vortheile gehörig gekannt, oder zu nützen gewußt. Beyde Religionen hatten nach der so deutlich bekannt gemachten Absicht Gottes in Eine zusammen fließen sollen. Ein sehr großer Theil der Juden konnte dieses nicht begreifen; allein die Christen, welche es einsahen, erleichterten jenen den Weg zu dieser Ueberzeugung nicht genug. Sie waren beyde nahe an der glücklichen Lage, sich mit einander in Religionsbegriffen gänzlich vereinigen zu können; und doch arbeitete jeder Theil daran, sich von einander immer mehr zu entfernen. So lange noch die christlichen Fürsten, wie eben zu dieser Zeit, den Juden eine rühmliche Duldung angedeihen ließen, erhielt sich jene Hoffnung immer fort. Sobald sie aber dieselben der hitzig eifrigen Geistlichkeit, und sogar dem Ungestüm des Pöbels überließen, verschwand dieselbe wieder auf viele Jahrhunderte.

Ende des siebenten Theils.

Register.

A.

Abdas, Bisch. in Persien, verbrennt einen Feuertempel. 389.

Aberglauben, christlicher, beym Prudentius. 120. fg. des Paulinus von Nola. 134. verdirbt die christl. Geschichtbeschreibung. 181.

Abtrünnige Christen, Gesetze wider dieselben. 251. fg. 398.

Acacius, Bischof zu Amida, kauft Gefangene loß. 396.

Achillas, ob er Lehrer an der alexandr. Schule gewesen sey? 72.

Adams Geschichte poetisch bearbeitet. 143.

Afra, die heilige. 374.

Alarich, König der Westgothen, nimmt Rom ein. 15. sein Angriff macht den Heyden neuen Muth. 257.

Alexandrinische Schule, Lehrer und Untergang derselben. 71 fg. Schriftsteller von ihr. 86. fg.

Almosengeben, Würkung desselben. 318.

Altar der Siegsgöttinn, Bemühungen der Heyden um deßen Wiederherstellung. 56. fg.

Ἁμαρτιγένεια, ein Gedicht des Prudentius. 124.

Ambrosius, Bischof zu Meyland, widerlegt den Symmachus. 127. billigt und vertheidigt die Verbrennung einer Synagoge. 412. fg. Beurtheilung seines Betragens. 417.

Ammianus Marcellinus, ein heydnischer Geschichtschreiber. 61. fg.

Ἀναφορά, ein liturgisches Buch. 388.

Antichrist, Meinungen der Christen von demselben. 182. fg. 307.

Ἀποθέωσις, ein Gedicht des Prudentius. 123.

Apostel der jüdischen Patriarchen. 402.

Arcadius, Geschichte dieses Kaisers. 13. fg. seine Gesetze wider die Heyden. 242. wegen der Juden. 400. fg.

Arianer unter den Gothen. 364.

Aristoteles, Gesinnungen der christl. Lehrer gegen seine Philosophie. 156.

Ataulf, König der Westgothen, 17. fg.

Auferstehung der Todten, Meinung des Synesius davon. 165. fg. der Seele, und der Todten aus dem Meer. 307. wird überhaupt gegen die Heyden bewiesen. 319. Fragen darüber. 324.

Augustinus, Bisch. zu Hippo, vertheidigt das Christenthum wider die Vorwürfe der Heyden. 263. Auszug aus seinem Werke von der Stadt Gottes. 264 — 330.

Beurtheilung deßelben, und seines Verfaßers überhaupt. 330 — 334.
Aurum coronarium der Juden. 403.
Auserwählte, was sie im ewigen Leben thun werden? 137.
Ausonius, ein christlicher Dichter. 89. fg. 150. 154.
Avienus, ein heydnischer Dichter. 61.

B.

Begräbniße der Christen, Gesang für dieselben. 117.
Bekehrung heydnischer Völker zum Christenthum. 355. fg. Eigenthümliches derselben. 356. mangelhafte Nachrichten von denselben. 361.
Bilder in einer Kirche. 134.
Bischöfe, ihr verschiedenes Verhalten in Ansehung des Ehestandes. 163. fg. ihr Stolz gegen die Kaiser. 186.
Blut, Umlauf deßelben. 160.
Burgunder, treten zum Christenthum. 369.

C.

Canonische Briefe der Apostel. 82.
Catecheten zu Alexandrien. 72. fg.
Catechumenen werden Vorleser und Vorsänger. 198.
Cento Virgilianus. 105.
Christen, jüdischgesinnte, Predigten wider sie. 426. fg. 437. ihr Verhalten gegen die Juden. 444.
Christen, Veränderungen unter ihnen seit dem Tode des Julianus. 4. fg. Ursachen des Verfalls der Gelehrsamkeit bey ihnen. 33. fg. sie war bey ihnen fast nur theologisch. 33. 71. warum sie Gott durch die Gothen habe leiden laßen? 265. werden in Persien verfolgt. 384. fg. begehen Feyerlichkeiten der Juden mit ihnen. 426. fg.
Christliche Gemeinen unter den Germaniern, gehen zu Grunde. 375. fg.
Christliche Religion, die heydnischen Philosophen nähern sich derselben. 52. wie ihre Geschichte hätte beschrieben werden sollen? 178. fg. ob sie zum Unglücke des Röm. Reichs etwas beygetragen habe? 260. fg. wird gegen die Vorwürfe der Heyden vom Augustinus vertheidigt. 263. fg. ingleichen vom Orosius. 340. fg.
Christus, seine Höllenfahrt vom Prudentius beschrieben. 114. Lied auf sein Geburtsfest. 117. seine Gottheit vom Prudentius vertheidigt. 123. Lobgedicht des Sedulius auf denselben. 151. Deutungen von Schriftstellern auf denselben. 300. fg.
Chrysanthius, ein heydnischer Philosoph. 42.
Chrysostomus, Bisch. zu Constantinopel, Streit über denselben. 169. sein Leben vom Palladius. 207. fg. seine acht

acht Predigten wider die Juden in einem Auszuge. 426. fg. Urtheil von denselben. 439. er zerstört heydnische Tempel. 250. fg.
Claudianus, ein heydnischer Dichter. 59. fg.
Coelicolae, eine irrgläubige Parthey. 44.
Constantin der große, ob ihm Zosimus Gerechtigkeit wiederfahren laßen? 66. fg.
1 Corinth. III, 11. 315. 317.
Cyprianus, Bischof zu Antiochien, Lobgedicht auf ihn. 100. ob er jemals gelebt habe? 101. fg.
Cyrillus, Bischof zu Alexandrien, veranlaßt den Todt der Hypatia. 47. vertreibt die Juden aus dieser Stadt. 418.

D.

Dämonen, Anmerkungen über dieselben. 283. fg.
Daniel, seine Weißagung von den siebzig Wochen erklärt. 434.
Dichter der Christen. 88. fg. befördern durch ihre geistlichen Lieder den Aberglauben. 122. fg. wie viel sie der Kirche genützt haben? 152.
Didymus, Catechet zu Alexandrien. 74. fg. wird vom Hieronymus getadelt. 76. seine Schriften. 77. Auszug aus seinem Werke vom heiligen Geiste. 78. fg. andere seiner Schriften. 82. fg. sein Werk von der heiligen Dreyeinigkeit. 85.
Dracontius, ein christlicher Dichter. 145.
Drepanius, ein heydnischer Redner. 59.
Dreyeinigkeit, heilige, Schrift des Didymus von derselben entdeckt. 85. platonische Ausdrücke über diese Lehre. 177. Gedanken des Augustinus darüber. 291.

E.

Ecclesiastica manus. 245.
Ehe der Geistlichkeit. 164.
— zweyte, verschiedene Beobachtungen in Ansehung derselben. 199.
Elektrische Philosophen. 42.
Engel, über ihre Verehrung derselben wider die Platoniker. 287. Fragen über die Engel. 292.
Ἐπαναλήψις, eine Künsteley in Gedichten. 150.
Eudocia, eine Kaiserinn und christliche Dichterinn. 100. fg.
Eugenius, Kaiser, ist den Heyden günstig. 236.
Eunapius, ein heydnischer Philosoph und Schriftsteller. 43.

F.

Fall des Menschen, Anmerkungen darüber. 293. fg.
Fasten, löscht die Sündenschuld aus. 117. Verschiedenheit der Gebräuche bey demselben. 197. warum das vierzigtägige eingeführt worden? 431.

Fegefeuer, ob es Prudentius geglaubt habe? 126. Augustinus will es nicht bestreiten. 317. fg.
Felix, Presbyter zu Nola, ein vermeinter Wunderthäter. 133.
Feuer der Hölle, erklärt vom Augustinus. 312.
Fretila, ein gothischer Geistlicher. 366.
Fritigil, Königinn der Markomannen, wird eine Christinn. 371.

G.

Gamaliel, Patriarch der Juden, wird eingeschränkt. 408.
Gebeine von Aposteln und Märtyrern in einer Kirche. 135.
Gebet an die Jungfrau Maria. 102. an die Märtyrer. 121. 140. ein sehr sonderbares an Gott vom Prudentius. 125.
Gebräuche, gottesdienstliche der Christen, verschieden. 197.
Gedichte, geistliche, in der ersten Kirche, beurtheilt. 152. fg.
Geist, heiliger, Lehrsätze des Didymus von demselben. 78. fg. Fragen des Augustinus über denselben. 291.
Geister, böse, sollen durch das Krähen des Hahns erschreckt werden. 111. von ihrer Ruhe in der Hölle. 115.
Gelehrsamkeit, Geschichte derselben im Röm. Reiche. 29. fg. Ursachen ihres Verfalls. 30 fg. Gesetze zur Aufnahme derselben. 39. fg. heißt verächtlich eine Weisheit der Welt. 137. ihr ist der Verfall des Heydenthums schädlich. 213.
Gericht, jüngstes, die Lehre davon erklärt. 305. fg.
Germanische Völker werden Christen. 358. aber nicht in Germanien. 373.
Geschichte, aus derselben wird das Christenthum vertheidigt. 340.
Geschichtschreiber, christliche. 178. fg.
Götter, ob sie sich um die Römer verdient gemacht haben? 269. 345. fg. Fehler bey der Ernennung derselben begangen. 274. dreyerley Gattungen derselben. 275. ob man sie wegen des zukünftigen Lebens verehren müße? 279.
Gothen, ihr Reich wird von den Hunnen zertrümmert. 9. S. auch Westgothen.
Gratianus, Geschichte dieses Kaisers. 10. fg. will nicht Pontifex Maximus seyn. 219.
Gut, Meinungen über das höchste. 303. fg.

H.

Heiligen, S. Märtyrer.
Heliodorus, ein christlicher Dichter. 90. fg.
Heydnische Religion, ihre fernere Unterdrückung im Röm. Reiche.

Reiche. 213. fg. alle Ausübung derselben wird vom ältern Theodosius verboten. 222. sinkt im Röm. Reiche. 236. Gesetze wider dieselbe vom Arcadius und Honorius. 242. fg.

Heydnischer Völker Bekehrung zum Christenthum. 355.

Heyden, Verfolgung derselben. 31. fg. ihre Gelehrsamkeit wird von den Christen verachtet. 34. fg. ihre Gelehrten nähern sich dem Christenthum. 52. fg. ihre Einwürfe gegen diese Religion beantwortet vom Prudentius. 128. ihre Priester genießen gewißer Rechte. 216. ihre Tempel durften nicht von Christen bewacht werden. 217. sie fechten für ihre Tempel. 225. fg. wenn und warum sie pagani genannt worden sind? 238. fg. ihre Priester verlieren alle ihre Vorrechte. 242. Gewaltthätigkeiten gegen dieselben werden verboten. 249. sie begehen dergleichen gegen die Christen. 253. fg. ihre neuen Hoffnungen. 255. ihre Vorwürfe gegen die christl. Religion. 260. 263. fg. werden widerlegt vom Augustinus, 264. fg. auch vom Orosius. 340. fg. Spötterey derselben über die Christen. 349.

Hierocles, ein heydnischer Philosoph und Schriftsteller. 45.

Hieronymus, sein Traum von der heydnischen Gelehrsamkeit. 35. fg. was ihm die christliche Geschichtskunde zu danken habe? 192.

Hilaria, eine Märtyrerinn. 374.

Hilarion, breitet das Christenthum bey den Saracenen aus. 378.

Himmelsverehrer, S. Coelicolae.

Homerocentonen, christliche. 99.

Honorius, die Regierungsgeschichte dieses Kaisers. 13. fg. seine Gesetze wegen des Heydenthums. 243. die Juden betreffend. 402.

Hormesta, was dieses Wort anzeige? 340. fg.

Hormisdas, ein Christ in Persien. 392.

Hunnen, ihr Uebergang aus Asien nach Europa. 9. sie setzen sich im Römischen Reiche fest. 28. ihr Krieg mit den Burgundern. 370. bekommen Neigung gegen das Christenthum. 376.

Hypatia, eine heydnische Philosophinn, ihre Geschichte. 45. fg.

J.

Januarius, Bischof zu Beneventum. 135.

Innocentius, Röm. Bisch. ob er heydnische Religionsgebräuche erlaubt habe? 258. fg.

Johannes, sein Evangelium poetisch umschrieben. 94. fg.

Jovianus, Geschichte dieses Kai-

Kaisers. 6. fg. ob er die Heyden verfolgt habe? 214.

Isdegerd, König von Persien, sein Betragen gegen die Christen. 385. fg.

Juden, ihr hoffnungsloser Zustand. 434. welches die Ursache von ihrem Unglück sey? 435. Predigten wider sie beurtheilt. 439. verschiedene ihrer kirchlichen Vorsteher. 440. ihre Patriarchen hören auf. 441.

Juden, von ihrer Empörung unter dem Claudius. 348. ihr Zustand unter den Christen. 397. fg. dürfen mit Christen in keine Ehe treten. 399. sollen am Sabbath nicht gestört werden. 403. fg. dürfen keine Hof- noch Kriegsstellen erlangen. 405. ihnen wird der Zutritt zum Christenthum erleichtert. 406. ermorden einen Christenknaben. 407. werden von den Kaisern geschützt. 398. fg. 400. fg. 409. von den christlichen Lehrern gehaßt. 411. fg. Schreiben und Predigt des Ambrosius wider sie. 412. fg. ermorden Christen zu Alexandrien. 420. werden aus dieser Stadt vertrieben. 420.

— Bekehrung derselben auf der Insel Minorca. 421. einer läßt sich oftmals taufen. 423. Schimpfwörter, deren sich die christl. Lehrer gegen sie bedienen. 425. 426.

K.

Keuschheit, ob sie durch das Leben zu retten sey? 267.

Krankheiten, dürfen nicht von Juden geheilet werden. 437. fg.

Kreuzesholz Christi, ein Stück davon in einer Kirche. 134. es vervielfältigt sich wunderbar. 139.

Kreuzeszeichen, deßen Würkung. 116. 185. 187.

L.

Leibeigene, christliche, bey den Juden. 404. sie werden den Juden untersagt. 409.

Libanius, seine Schutzrede für die heydnischen Tempel. 231.

Lieder, geistliche, für die Christen verfertigt. 110. vom Synesius. 175.

M.

Märtyrer, Lobgedichte des Prudentius auf dieselben. 119. Gebete an dieselben bey diesem Dichter. 121. fg. Verehrung derselben. 134. 140. 187. Augustinus erklärt sich dawider. 285. Gebet an dieselben. 323.

Märtyrergeschichten, Ungereimtheiten in denselben. 101. in Persien. 388.

Magier, ihre Kunstgriffe gegen die Christen. 386. fg.

Manichäer, Schrift des Didymus wider dieselben. 83.

Prudentius ſchreibt wider ſie. 124.
Marcellus, Biſchof von Apamea, wird ein Märtyrer. 225.
Marcioniten, Gedicht des Prudentius wider dieſelben. 124.
Maria, heilige Jungfrau, älteſtes Beiſpiel eines Gebets an ſie. 102. ihre Verehrung wird durch den Prudentius befördert. 114.
Markomannen, werden Chriſten. 371.
Martinus, Biſchof von Turonum, ſein Leben vom Sulpicius Severus. 184. zerſtört heydniſche Tempel. 250.
Maruthas, Biſchof in Meſopotamien, Nachricht von ihm. 385.
Mavia, Königinn der Saracenen. 380.
Memoriae der Märtyrer. 284. 323.
Menſch, ſeine Natur erklärt vom Nemeſius. 158.
Milliarii, oder Chiliaſten. 306.
Mönche, Nachrichten von ihrem Leben und ihren Wunderwerken. 188. 203. fg. 206. ſie zerſtören heydniſche Tempel. 223. ihre Abſchilderung vom Libanius. 232. 234.
Mönchsleben, Lobrede deſſelben. 201.
Moſes, Biſchof der Saracenen. 380.

N.

Nanſius, ſeine Arbeit über das Gedicht des Nonnus. 97. fg.
Nemeſius, ein chriſtlicher Philoſoph. 157.
Nonnen, Leben derſelben vom Palladius. 206.
Nonnus, ein chriſtlicher Dichter. 93. fg. von ſeinem Gedichte über das Evangelium Johannis. 94. fg.

O.

Olympius, ein kaiſerlicher Staatsbedienter. 246.
Opfer, durch den Leib Chriſti. 436.
Opfer, nächtliche, der Heyden verboten. 218. werden nach und nach alle verboten. 222. Vertheidigung derſelben vom Libanius. 233. werden verboten. 244.
Origenes, wird vom Didymus vertheidigt. 76.
Oroſius, ein Presbyter, Nachricht von demſelben. 335. fg. Auszug aus ſeinem Werke wider die Heyden. 341. fg. Urtheil davon. 352. fg. Ausgaben deßelben. 354.

P.

Pagani, warum die Heyden ſo genannt worden ſind? 238. fg. verſchiedene Bedeutungen dieſes Worts. 239.
Palladius, ein Mönch, ſchreibt Leben der Mönche und Nonnen. 206.
Paſcha, Uneinigkeit der Chriſten darüber. 430. was es ſey? 431.
Patriarchen der Juden, ihnen wird die Apoſtelſteuer verboten. 402. fg. ihre Würde hört auf. 410. 441.

Paulinus von Nola, ein christlicher Dichter. 131. fg. Beurtheilung seiner Schriften. 137. fg.
Perser, ihre Könige und Geschichte seit Julians Tode. 26. fg. sie verfolgen die Christen. 384. fg. Krieg der daraus entsteht. 394.
Petrus, Apostel, seinen zweyten Brief hält Didymus nicht vor canonisch. 83.
Philosophen, heydnische, werden verfolgt. 31. fg. Verordnungen in Ansehung derselben. 39. einige der vornehmsten von ihnen. 42. fg. sie gehen einen Mittelweg in Religionssachen. 51. fg. werden vom Augustinus widerlegt. 282. fg.
Philosophie der Christen. 154. fg.
Philostorgius, ein christlicher Geschichtschreiber. 209.
Plato, Denkungsart der christlichen Lehrer von seiner Philosophie. 156. Begriffe derselben in das Christenthum übergetragen. 176. fg. woher er seine Wißenschaft genommen habe? 282. fg.
Pontifex Maximus, diese Würde führen auch christliche Kaiser. 219.
Priscus, ein heydnischer Philosoph. 42.
Proba Falconia, eine christliche Dichterinn. 105.
Prudentius, ein christlicher Dichter. 107. fg. Beurtheilung seiner dichterischen Gaben. 109. Auszüge aus seinen Gedichten. 110. fg. Ausgaben derselben. 130.
Purim, Gesetz wegen dieses jüdischen Festes. 407.

R.

Radagaisus, ein deutscher König, macht den Heyden zu Rom Muth. 256. 260.
Reich, tausendjähriges, der Gläubigen. 306.
Religionsverträglichkeit von Heyden empfolen. 50. 234.
Reliquien, oder Ueberbleibsale der Heiligen. 135. ihre wunderbare Vervielfältigung. 139.
Rhodon, Catechet zu Alexandrien. 86.
Rom, wird von den Gothen geplündert, 17. wird durch den ältern Theodosius christlich gemacht. 237. fg.
Romanen, von christlichen Schriftstellern. 91. fg.
Römer, ob sie ihren Göttern etwas schuldig sind? 269. fg.
Römisches Reich, Geschichte deßelben seit dem Tode des Julianus. 6. fg. Theilung deßelben in das morgenländische und abendländische. 13. Geschichte des abendländischen. 15. des morgenländischen. 24. Zustand der Gelehrsamkeit in beyden. 29. fg. dieses Reich ist durch den Götzendienst nicht glücklich geworden. 272. Unglücksfälle deßelben vom Orosius gesam-

geſammelt. 342. Vergleichung deſſelben mit dem Babyloniſchen Reiche. 343.

Rufinus, Staatsbedienter zu Conſtantinopel. 14.

Rufinus, ein chriſtlicher Geſchichtſchreiber. 191.

Rutilius, ein heydniſcher Dichter. 60.

S.

Sabas, ein Märtyrer der Gothen. 365.

Sabbath, Geſetz wegen deſſelben. 403.

Sabinus, Biſchof der Macedonianer. 196.

Sacramentum, verſchiedene Bedeutungen des Worts. 282.

Salmaſius, ſeine handſchriftlichen Anmerkungen über den Philoſtorgius. 212.

Samariter, ihr Zuſtand unter der chriſtlichen Regierung. 434.

Saracenen, Chriſtenthum unter ihnen. 377. fg. von ihrem Nahmen und Urſprunge. 378. 380. fg.

Schickſal, Abhandlung des Auguſtinus davon. 276. fg.

Schöpfung, Anmerkungen über dieſelbe. 289.

Schrift, heilige, Erklärung von Stellen derſelben. 300. fg.

Scotus, ein Irrländer. 147.

Sedulius, ein chriſtlicher Dichter. 146. Auszüge aus ſeinen Gedichten. 148. fg.

Seele, von ihrer Natur und Verbindung mit dem Leibe, handelt Nemeſius. 159. von ihrem Tode. 293. ihre Auferſtehung. 307. ihre Beſchäftigungen im künftigen geiſtlichen Leibe. 326. Unterſuchung über den Urſprung derſelben. 336. fg.

Seeligkeit, ewige, erklärt. 319. 328.

Selbſtmord, ob er in gewißen Fällen erlaubt ſey? 268.

Serapium, oder Tempel des Serapis zu Alexandrien, wird zerſtört. 227.

Sidetes, (Philippus) ſeine Schriften und Nachrichten. 72. fg.

Socrates, ein chriſtlicher Geſchichtſchreiber, beurtheilt. 194. fg. ob er ein Novatianer geweſen ſey? ebendaſ. wird verbeßert. 370. fg.

Sonntag, Schauſpiele an demſelben verboten. 244.

Sozomenus, ein chriſtlicher Geſchichtſchreiber. 200.

Stadt Gottes und der Welt, vom Auguſtinus beſchrieben. 289. ihre Geſchichte. 298. fg.

Stephanus, der Märtyrer, Gebet an ihn. 323. Entdeckung ſeiner Ueberbleibſale. 339. dieſe helfen zur Bekehrung der Juden. 421. fg.

Stilico, Geſchichte dieſes Staatsbedienten nnd Feldherrn. 14.

Sünde, ihr Urſprung vom Prudentius erklärt. 124. ob ſie mit

mit einer ewigen Strafe belegt werden könne? 313.
Sulpicius Severus, ein christlicher Geschichtschreiber. 182. fg. Ausgaben seiner Schriften. 190.
Sunia, ein gothischer Geistlicher. 366.
Symmachus, ein heydnischer Gelehrter und Schriftsteller. 54. seine Religionsgesinnungen. 55. fg. wird vom Prudentius widerlegt. 125. fg.
Synagogen werden angezündet. 400 fg. 409. 412.
Synesius, ein christlicher Philosoph. 162. fg. seine besondern Meinungen. 165. fg. thut einen Statthalter in den Bann. 171. von seinen Schriften. 173. fg.

T.

Telemachus, ein Mönch und Märtyrer. 254.
Tempel der Heyden, werden zerstört. 223. fg. 243. 249. 250. fg. Gefechte und Blutvergießen darüber. 224. fg. besonders in Aegypten. 226. fg. Libanius vertheidigt dieselben. 231.
Tertullianus, ihm beygelegte Gedichte. 104.
Τεσσερακοστή. 197.
Teufel, plagt den Bischof Martinus. 185.
Themistius, ein heydnischer Philosoph, Redner und Schriftsteller. 48. fg. empfielt Religionsverträglichkeit gegen Christen. 50.
Theodoretus, ein christlicher Geschichtschreiber, beurtheilt. 202. fg.
Theodosius, der große, seine Geschichte. 11. fg. seine Gesetze gegen das Heydenthum. 221. fg. gegen die abtrünnigen Christen. 252. wegen der Juden. 399. er darf die Verbrennung einer Synagoge nicht bestrafen. 416.
Theodosius der jüngere, seine Regierung. 15. fg. seine Gesetze wider das Heydenthum. 248. wegen der Juden. 407.
Theologie, dreyfache, der heydnischen Römer. 279.
Theophilus, Bischof zu Alexandrien. 162. 166. 169. Vorwürfe der Heyden gegen ihn. 230.
Theotimus, Bischof zu Tomi, empfiehlt den Hunnen das Christenthum. 376.
Todten, Erscheinung einiger derselben. 135. 168. 257.
Tugenden, ihr Streit mit den Lastern, vom Prudentius besungen. 126.

U.

Uebersetzungen der heiligen Schrift, Fragen darüber. 366.

V.

Valens, Regierung dieses Kaisers. 8. fg. seine Gesetze, die Heyden betreffend. 217. fg. warum er das Leben durch die

die Gothen verloren habe? 351.
Valentinianus I. Geschichte dieses Kaisers. 7. fg. verstattet den Heyden freye Religionsübung. 215. fg. sein Gesetz für die Juden. 397. fg.
Valentinianus II. seine Geschichte. 11. fg. seine Gesetze gegen die Heyden. 217. wider die abtrünnigen Christen. 252. wegen der Juden. 398.
Valentinianus III. Kaiser der Abendländer. 21. sein Gesetz wider die abtrünnigen Christen. 253. wegen der Juden. 406.
Vandalen, ihr Reich in Spanien und Africa. 20. fg. sie werden Christen. 368.
Varanes, König von Persien, verfolgt die Christen. 392.
Verdammniß, ewige, wird begreiflich gemacht. 308. fg. ob sie ein Ende nehmen werde? 314. fa.
Verbigena, von Christo. 113.
Verfolgungen der Christen, waren mehr als zehn. 303. die Persische. 384. fg.
Victor, ein christlicher Dichter. 141.
Virgilius, seine vermeinten Stellen von Christo. 106.
Völkerwanderung, sogenannte große. 17.
Vorsehung, göttliche, ihre Spuren in der Bekehrung heydnischer Völker. 359. fg.

W.

Wahrsagerkünste, unter einer gewißen Bedingung erlaubt. 216. verboten. 218.
Westgothen, ihr Zug gegen Rom. 15. fg. ihr Reich in Gallien und Spanien. 19. sie werden Christen. 362. fg. ihre Keuschheit. 363. Arianische Märtyrer unter denselben. 364.
Willen, freyer im Menschen. 161.
Wunder, Erzählungen davon; vermeinte des Felix von Nola. 133. des Paulinus von Nola. 135. fg. des Martinus von Turonum. 185. 250. verschiedener Mönche. 188. Anmerkungen über die Wunder überhaupt. 311. warum nicht immerfort welche geschehen? 321. Beyspiele von ganz neuen aus dem Augustinus. 322. fg. Wunder bey der Bekehrung der Heyden. 377. Urtheil darüber. 382. fg. bey der Bekehrung der Juden. 422. an einem oft getauften Juden. 423.

Z.

Zocomus, ein saracenischer Fürst, läßt sich tauffen. 381.
Zosimus, ein heydnischer Geschichtschreiber. 63. ob er unpartheyisch sey? 65. fg.

Verbeßerungen.

Im sechsten Theil.

S. 31. Z. 12. setze man hinzu: (Sozom. H. E. L. II. c. 6.) S. 48. Z. 24. statt 181. l. 183. S. 405. in der letzten Zeile, statt Eifer, l. Eiferer.

Im siebenten Theil.

S. 151. Z. 8. statt in einigen lies einige; S. 199. Z. 33. ist nach beobachteten, einzurücken: vor. S. 243. Z. 21. 22. statt prima Secunda l. prima et secunda; nach S. 348. ist die Zahl der folgenden Seite statt 324. zu lesen 349.

Author Schröckh, Johann Matthias. 24828. HEccl. S.

Title Kirchengeschichte. Vol.7.

DATE. | NAME OF BORROWER.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Do not remove the card from this Pocket.

Acme Library Card Pocket
Under Pat. "Ref. Index File."
Made by LIBRARY BUREAU